

A n s i c h t e n
aus der
Cavalierperspective.

Han

6.4.

An s i c h t e n
aus der
Cavalierperspective
im Jahr 1835.

Aus den
Papieren eines Verstorbenen.

Leipzig:
In Commission bei Adolph Frobergger.
1836.

Bayrische
Staatsbibliothek
München

V o r w o r t.

Eine andere Ansicht hat der Verstorbene, eine andere der Lebende; eine andere der Falke aus schwindelnder Höhe, eine andere der Frosch im Sumpfe; wie eine andere der Bewohner der Alpen und der Anwohner des Torfmoores an den Gestaden der Nordsee. Noch verschiedner aber sind die Ansichten aus dem erhabnen Standpunkte der höhern Stände gegen die des Landmanns, der an der Scholle klebt; anders aus dem hohen Hause vornehmer Geburt des Einen gegen die aus der Hütte des Andern; oder von dem Glanze eines Hofes aus gegen den aus den ärmlichen Umgebungen des täglichen Erwerbes.

Die wenigsten Schriftsteller leben in den höhern Classen der Gesellschaft, daher es nicht zu

verwandern, daß ihre Ansichten dem angemessen und daß ihre Werke dem Zeitgeist huldigen, von dem sie Erhebung hoffen. Freilich findet die vornehme Welt Geschmack an dem wiederholten Ansehen eines berliner Edelstehers aus der Hefe des Volkes, aber lesen will sie Etwas, das ihr angemessen ist.

Nich hat der Zeitgeist dahin gebracht, daß ich nichts mehr hoffe; auch war ich nahe daran, meine Freiheit zu verlieren, wenn mich nicht ein Kammerdiener todt gesagt und so den Verfolgungen meiner Gläubiger, als einen Verstorbenen, entzogen hätte. Ich habe gelebt in der höhern Sphäre und jetzt Zeit, meine Beobachtungen aus derselben mitzutheilen; so sind die folgenden Ansichten aus der Casuüerperspective entstanden. Sie werden dem bescheidenen Geschichtskreife nicht aufzugen; doch kein Tadel trifft einen Verstorbenen.

Auch habe ich für die niedern Sphären nicht geschrieben, so wenig wie ich für sie gelebt habe.

Inhalt.

	Seite
Natütz	1
Sonst und jetzt	14
Idyllisch	26
Aujourd'hui ou jamais	40
Dichtung und Wahrheit	54
Das Incognito	65
Die Table d'hôte	77
Berlin.	90
Nante	104
Die gute alte Zeit	117
Schwedisch-Pommern	131
La Tour d'Auvergne	156
Soest	169
Wie kann man sich so weit vergessen	181
Nachen	195
Die Belgier und die Belgierinnen	207

VIII

	Seite
Der gesunde Keger	220
Brüssel	235
Das Haus Boegelaer	252
Der Schwanenthurm	265
Dranje booven	278
Full dress	289
Vive le roi	303
Der Krebs, der am Herzen nagt	316
Die Entführung	326
Der polnische Kieriker	339
Der Propst in M.	351
Die Ehetrennung	363
Niemojewski	376
Die Theresienwiese	392

K a l i s z.

Der Pulverdampf von hundert Kanonen und von mehr als funfzigtausend Feuergewehren hatte mit diesem Schleiер den Himmel bedeckt. Ein dichtes, graues Gewölbe erschien das ganze Firmament, erleuchtet von Tausenden von Irsternen in allen Farben des Regenbogens, denn eine Feuergarbe stieg fortwährend in die Lüfte, gebildet von hunderttausend Raketen, welche erst weiß herabsanken, dann sich wieder hellgrün erhoben, sich dann wieder dunkelgrün niedersenkten, dann wieder hellblau emporflogen, feuerroth niedersanken, violett sich aufs Neue erhoben und endlich rosenroth erloschen. Diese Farbenpracht, begleitet von dem Donner der Feuerschlände umher, das Ras-

sein von Tausenden von Trommeln, dazu das Witzgen der abgeschossenen Gewehre durch die dicken Pulverwolken und die Wachefeuer rings um das Lager von sechszigtausend Mann, — dies Schauspiel war einzig! Ich habe in meinem Leben die Natur in ihrer Größe auf meinen mannichfachen Reisen in Europa und Afrika gesehen; aber hier sah ich Etwas, was Menschen seine Entstehung verdankt, und ich mußte gestehen: Auch der Mensch ist groß. Sowie ich zum ersten Male bei dem Anblick der hohen See und zum zweiten Male an der todenden Reuf in der Schlucht der Teufelsbrücke gefühlt hatte, daß der Mensch ein unbedeutendes Wesen ist gegen die Gottheit, so fühlte ich hier: Der Selbstherrscher aller Reussen, Kaiser Nikolaus, ist groß!

Die Hymne, welche er auf seinen hohen Verbündeten, den König von Preußen, von 1200 Sängern in Begleitung von 1400 Musikern, wozu 100 Kanonen als Bässe ertelten, aufführen ließ, war seiner Größe würdig. Alle Anwesenden waren darin einig, daß ein solches Schauspiel in Europa noch nicht gesehen worden; ob in andern Welttheilen, bezweifle ich; für Europa und Afrika kann ich stehen. Wenn ein Verstorbenen etwas bedauern könnte, würde ich

bedauern, daß nicht mehr Zuschauer anwesend waren, als der Kaiser Nikolaus seine Nacht und Herrlichkeit in Kalisz entfaltete.

Doch was bedurfte er einer beweglichen Masse von meist undankbaren Zuschauern, da er deren sechszigtausend hatte, die auf seinen Wink gleich einer Mauer standen. Auch machte es nicht die Menge der Zuschauer aus, sondern ihre Persönlichkeit. Was hätte es geholfen, wenn man auch dem ehrsamem Bürger von Kalisz erlaubt hätte, in das Lager zu gehen, wenn Groatter Schneider und Handschuhmacher aus der Umgegend herbeigeströmt kommen könnten, wenn man den düntelhaftesten Kaufmannsöhnen aus Breslau, den naseweisen Studenten und den superklugen Professoren erlaubt hätte, sich hier herumzutreiben und ihre Glossen zu machen.

Waren doch noch Leute genug hier, welche nicht hlerher gehörten, nämlich preussische Civilbeamten und bürgerliche Gutbesitzer, welche in ihren Uniformen sich unter die Garden und Hofherren einschmückten. Europa war hier versammelt, mehr bedurfte es nicht. Russlands großer Beherrscher, Preussens erhabener König, der Stellvertreter des Kaiserhauses, welches bisher die alte Ehre der erlauchten Abstammung am

meisten bewahrt und sich frei erhalten hatte von allen Neuerungen des Zeitgeistes; ein Fels von hohem, von Uradel im bewegten Meere. Es waren anwesend mehre regierende Fürsten und Großherzöge des deutschen Bundes und die zahlreichen Prinzen des preussischen Hauses, von denen jeder Joll ein Prinz, ein Ritter, ein Edelmann ist. Es waren da Männer aus den edelsten Geschlechtern Europas, die österreichische Armee hatte mehre reiche Grafen aus verschiedenen Königreichen geleihert, und selbst das stolze Britannien, obwohl jetzt dort ein anderer Wind weht, hatte den Sohn des edeln Verteidigers der althergebrachten Rechte, Wellington's, gesendet, den wir gewiß bald wieder das Staatsschiff der Legitimität werden führen sehen.

Nur Franzosen und Schweden sucht man in dieser europäischen Versammlung umsonst. Der Bürgerkönig und der bürgerliche König mögen sich gefürchtet haben, ihren Unterthanen die Größe Rußlands sehen zu lassen. Denn an diesem Koloss werden die Wogen jener Neuerungsfüchtigen zertheilt wie Staud. Das seit der letzten Generation gelangste Europa richtet seine Blicke hoffnungsvoll auf Rußlands rüstigen Kaiser und ritterlichen Selbstherr-

schet; denn von dorthier wird uns kommen die Erfüllung von dem immer mehr überhandnehmenden Sturme der verderblichen Ideen der neuern Zeit, welche alle Begriffe verwirren und zur gänzlichen Auflösung aller geselligen Ordnung führen müssen.

Dem in Kalisz versammelten Europa — denn die hier anwesenden hohen Personen sind die wahren Repräsentanten Europas — hat Rußlands Kaiser gezeigt, daß das ganze große Gebäude seiner Verwaltung darauf berechnet ist, der Demagogie des vereinten Westens den kräftigsten Damm entgegenzustemmen. Schon daß er im Stande war, alle Zuschauer entfernt zu halten, zeigt von der richtigen Combination seiner großen Pläne. Diese beinahe gänzliche Abwesenheit von Fremden, das heißt, von solchen, welche weder zur Umgebung der hohen Gäste, noch zum Militair gehörten, war so merklich, daß man gegen alle Erwartung in Kalisz sehr wohl in den Wirthshäusern unterkommen konnte, daß bei dem Feuerwerke von europäischem Rufe etwa zehn Wagen voll bloßer Zuschauer vorhanden waren, und vielleicht ein paar Hundert solcher Zuschauer und noch weniger bei den großen Paraden, — diese Leere unter 60,000 Mann fiel dem väterlichen König von Preußen so auf, daß

er sich darüber äußerte, und als er erfuhr, daß dies hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß Niemand ohne Uniform über die Grenze nach Rasth; gelassen würde, so gab er den Befehl, daß diese Maßregel aufgehoben werden sollte. Doch da war es schon zu spät.

Es ist wahr, der König von Preußen hat sich von allen Monarchen am wenigsten vor einer Revolution zu fürchten; doch es fehlt auch unter seinen Unterthanen nicht an Demagogen, welche sogar an seinem letzten Geburtstage ihm an die Krone wollten. Seine Getreuen thun das Ihrige mit redlichem Eifer, den Jedem ohne Unterschied in seinem Volke vielleicht zu sehr trauenden König zu warnen, und treten Denen entgegen, welche ihn in diesem Zutrauen bestärken könnten; doch scheint er darin unerschütterlich, daß er die Gefahr nicht für so nahe hält.

Freilich hat er der Partei der Bewegung, den nach hohen Dingen strebenden Bürgerlichen, so viele Beweise seiner Huld gegeben, daß zwar Alle, die etwas zu verlieren haben, an ihm hängen. Außerordentlich sind nämlich die Vortheile, welche in Preußen der Bürger und Bauer in der letzten Zeit erhalten; und Alles auf Kosten des Adels. Sonst waren alle Offizier- und die meisten höhern Beamtenstellen dem Adel beinahe

ausgeschlossen vorbehalten. Jetzt sieht sich derselbe daraus meist verdrängt. Sonst ging der Adelige unbedingt stets dem Bürgerlichen vor; jetzt geht der bürgerliche Rath dem Assessor vor, wenn er auch ein Graf ist; sonst hing es von dem Gutsherrn ab, ob der Sohn des Bauers ein Handwerk lernen durfte; jetzt kann er ohne Frage Doctor oder gar Rath werden, welches nach dem Landrecht einen dem adeligen gleichen Rang gibt, oder sogar Offizier, der den Sohn seines adeligen Gutsherrn unter seine Befehle erhält.

Bei solchen den Bürgern und Bauern gemachten Concessionen ist es freilich natürlich, daß in Preußen sobald keine Revolution durch Demagogen wird angefaßt werden können; allein von Westen her wird die Flamme immer mehr angeschürt, und Siebenpfeifer hat mehr Anhang, als man glaubt. Darum richten wir mit Recht unsre Blicke nach Osten, von woher schon einmal der Donnerkeil gekommen, welcher den für allmächtig gehaltenen Napoleon zerschmetterte.

Hast du keine Geisterfurcht, lieber Leser, so mache mit dem Verstorbenen eine Wanderung durch das russische Lager bei Kalisz, und du wirst dich bei jedem Schritte überzeugen, daß nur bei den Nord-

landsdecken wahrhafter Schutz ist gegen das Unwesen der Demagogen.

Daß es mit den Ketten aber keine bloße *façon de parler* ist, zeigt der berühmte Tambour-Major, der uns schon bei den ersten Schritten im Lager auffällt. In meinem Leben habe ich unter den sich für Geld zeigenden Riesen keinen gesehen, der so groß und in so schönem Ebenmaß gewachsen war, wie dieser 7 Fuß 3 Zoll hohe Riese aus dem Stamme der Kosaken. Ein solcher Riese dürfte es allein mit 10 französischen Voltigeurs aufnehmen können. Daß aber jeder russische Soldat sich auf einen Krieg mit Frankreich freut, nahm man überall wahr. Der Abschied der meisten Offiziere von ihren preussischen Kameraden schloß mit der Formel: Auf baldiges Wiedersehen auf dem Marsche nach Paris! und oft wurden die Worte des Kaisers wiederholt, daß er seine Armee nur für die Arrièregarde des Königs von Preußen ansehe.

Der gemeine Soldat freut sich, außer dem Hass wegen der im Vaterlande von den Franzosen angetheteten Verwüstungen, schon deshalb auf einen Krieg mit Frankreich, weil ihm dies die Gelegenheit zu einem Durchmarsche durch Preußen verschafft, wo er es stets so gut hatte. Darum ist es eine weise

Mahregel der russischen Verpaltung, daß der Soldat nicht verwöhnt wird. Die Speisen des gemeinen Mannes im Lager waren sehr einfach, meist Grütze; Fleisch sah er beinahe gar nicht, und im Ganzen erhielt er auch nicht zu viel an Masse; darum die herrlichen Taillen, durch welche sich beinahe jeder russische Soldat auszeichnet.

Der gut verpflegte Soldat kann natürlich den Krieg nicht lieben, denn er sieht darin nur eine Störung seiner gewohnten Ordnung, die ihm nie willkommen sein kann. Der russische Soldat dagegen freut sich auf den Krieg, denn dann erhält er als Einquartierung Lebensmittel im Überfluß und hat Gelegenheit, sich mit Geld zu versehen, woran es ihm im Frieden natürlich sehr fehlt. Der gemeine russische Soldat erhält nämlich täglich nur etwas über einen Pfennig an baare Löhnung. Daher erklärt es sich auch, daß in dem Lager von 60,000 Mann durchaus kein Marketenдер zu finden war. Bei anderen Armeen ist man gewohnt, jeder Compagnie wenigstens eine tugendhafte Marketenдерin folgen zu sehen, und hier war auch nicht eine Anstalt zu finden, wo trockne oder flüssige Lebensmittel zu haben waren. Sehr weise; im Kriege oder auf einem Marsch durch

Schlesien und Sachsen wird der russische Soldat schon mehr Freiheit genießen, worauf er sich jetzt bereits freut.

Sehr richtig hat Rußlands erhabener Beherrscher die Vereinigung der preussischen Garden mit dem russischen Heere veranlaßt, er hat beabsichtigt, daß beide sich als Waffenbrüder anerkennen und gegenseitig lieben und achten lernen. Er hat dazu keine Kosten gespart; die russischen und preussischen Gardeoffiziere wurden täglich in dem herrlichen Belvedere, dessen ephemerer Bau 10,000 Rubel gekostet, kaiserlich bewirthet, und unzählige Toaste auf gute Kameradschaft sind hier ausgebracht worden, und zwar in schäumen- dem Champagner.

Von preussischer Seite ist die Blüte des preussischen Adels dazu besonders auserwählt worden, die preussische Armee zu repräsentiren; beinahe sämmtlich Offiziere, welche schon die Ehre gehabt hatten, mit Prinzessinnen zu tanzen. Daß eine solche Auswahl von Offizieren eines besondern Vorzugs genoß, ist wol nicht zu verwundern, und daß diese von ihren russischen Wirthen ganz begeistert werden, ist sehr natürlich.

Aber außer dieser commandirten Auswahl von

Offizieren hatten auch noch viele andere Offiziere von der Linie Erlaubniß erhalten, sich diese großen Festlichkeiten anzusehen; diese konnten natürlich nicht so gut aufgenommen werden wie die Garde, sie hatten daher Zeit und Gelegenheit, sich mehr nach dem Verhältnisse der russischen Linienoffiziere zu erkundigen. Diese sahen dann freilich, daß jene sich nicht so wohl befanden, und daher mag es gekommen sein, daß manche nachtheilige Gerüchte über den Zustand der russischen Linienoffiziere verbreitet worden sind.

Aber auch Dem liegt eine weiße Absicht zum Grunde; denn diese Offiziere müssen um so mehr den Krieg wünschen, je weniger sie Gehalt haben und je weniger sie übrigens verwöhnt werden.

Doch hat ein Umstand das gute Vernehmen zwischen der preussischen und russischen Garde nicht zu dem hohen Grade gedeihen lassen, welches wol sonst der Fall gewesen wäre; dies ist die Qualifikation zum russischen Offiziere. Da von preussischer Seite nämlich die Blüte des Adels ausgewählt war, hatte man auch erwartet, bei den russischen Garden dasselbe zu finden. Doch dem war nicht so. Es fanden sich russische Gardeoffiziere, die nicht von Adel, sondern die Söhne reicher Kaufleute waren. Da dies besonders

bei einigen deutschen Namen aufstieß, wurde nach den Familienverhältnissen geforscht, und als sich wirklich fand, daß Söhne von Ärzten, Professoren und Kaufleuten neben russischen Fürsten und Grafen in der Garde stehen können, mußte es den preussischen Gardeoffizieren doch bedünken, daß sie besser zusammenge-
setzt wären.

Auch fand sich bei der russischen Armee beinahe allgemein, daß solche Unteroffiziere, welche zwölf Jahre lang gedient hatten und schreiben konnten, zu Offizieren befördert werden, sodaß es — wie in der österreichischen Armee — viele Offiziere gibt, welche vom Gemeinen auf gedient haben.

Da das preussische Heer sich jetzt nach und nach von allen solchen Offizieren befreit hat, welche man aus Noth im letzten Kriege befördern mußte, so konnte auch dies keinen guten Eindruck machen. In Preussen ist jeder Offizier durch seine Uniform berechtigt, in die höchste Gesellschaft zu gehen; in Oesterreich aber geht der Offizier ohne Uniform in Gesellschaft, weil er als solcher nichts gilt, sondern die Gesellschaft erst beurtheilt, ob der Offizier auch als Mensch sonst für sie passend ist. In Rußland kommt nur der Gardeoffizier in Gesellschaft und noch von zwei in Peters-

burg stehenden Linienregimentern, wo die Vornehmen aufgenommen werden, welche wegen mancher Ursachen nicht für die Garden tauglich sind; daher gerade hier die vornehmsten Offiziere sind.

Man hat zwar das auch noch stattfindende Beförbern von Unteroffizieren und ihre Aufnahme in den Offizierstand damit rechtfertigen wollen, daß ein solcher Offizier im Felde auf den gemeinen Mann mehr wirkt, als der vornehmste junge Offizier von dem höchsten Ehrgefühl. Allein in Preußen hat man auch von letzterm die beste Erfahrung im Befreiungskriege gemacht; und sollte sich ja das Bedürfniß zeigen, so kann man auf den Fall eines Krieges wieder zu dieser Maßregel zurückkehren.

Doch im Ganzen wird jeder Gutgesinnte gern die Trias: Kalisz, Berlin und Petersburg hoch leben lassen, wenn auch das darauf Bezug habende große Transparent-Gemälde von einem feindlichen Lusthauch zerrissen worden ist und dadurch das weltberühmte Feuerwerk seine eigentliche politische Deutung verlor.

Sonst und jetzt.

Hat Ihre Majestät die Kaiserin bei dem Besizer der Grafschaft gespeißt? fragte ich, als ich auf der Rückreise von Kalisz in Militsch die Postperde wechselte, und war sehr erstaunt, zu erfahren, daß diese Standesherrschaft aufgehört habe zu bestehen. Die ganze Grafschaft war in gerichtlichem Wege versteigert worden. So weit ist es mit der Blüte des Adels in Deutschland gekommen! Solche Beispiele zeigen recht dringend, wie nothwendig ein enges Zusammenhalten an die Sache der Legitimität ist. So kann es nicht bleiben, der Adel wird zu Grunde gerichtet, der Jude, der die ersten besten Hypotheken kauft, wird in den Stand gesetzt, die ältesten Familien aus

ihren angestammten Besigungen zu vertreiben. Wo soll das hinaus? Wer wird dann noch sein Geld zusehen, um die Familie des Landesherren zu umgeben, um den Glanz des Hofes zu vermehren? Wer wird dann noch die Offizierstellen annehmen, nachdem der Adel bisher seine Söhne der Vertheidigung des Vaterlandes vorzugsweise geopfert hat? Es ist schmerzlich, ein hohes Haus einstürzen zu sehen, selbst der Fall einer hohen Eiche, die mit meinen Ahnen aufgewachsen ist, schmerzt mich. Ich erkundigte mich daher bei einem der in der Wirthsstube Anwesenden, den ich im Gespräch mit Einheimischen bemerkt hatte, ob er etwas Näheres über die Verhältnisse des Verfalls dieses erhabenen Hauses zu sagen wisse. Dieser, ein vornehmer Offizier, schien sehr gut davon unterrichtet und belehrte mich, daß der Besitzer, wie so viele Andere, ein Opfer des leidigen Zeitgeistes geworden, der schon seit langer Zeit den Wohlstand des Adels untergraben habe, und daß die eigentliche glückliche Zeit Schlesiens zu Anfange des vorigen Jahrhunderts gewesen sei. Damals, sagte er, herrschte der Adel unumschränkt auf seinen Gütern, der Bauer war nur der Grundherrschaft wegen da. Aller Acker ward durch die Bauern bestellt, alle Lei-

che durch sie befishet und die Fische nach Breslau verfahren, ebenso das Holz aus den großen Forsten. Alle Dienerschaft wurde aus den Unterthanen genommen und kostete so gut als gar nichts. Die Gutsbesitzer in der Grafschaft waren als Vasallen des Grafen verpflichtet, an seinem Hofe den Glanz des Standesherrn zu erhöhen und ihn bei feierlichen Gelegenheiten auf ihre Kosten nach Breslau zu begleiten. Dort wurden auf den Fürstentagen die Rechte des Adels berathen, denn die wenigen unmittelbaren Städte hatten nur wenig Stimmen und die Bauern wurden gar nicht vertreten. Es ist daher natürlich, daß man sich keine nachtheiligen Verordnungen gab. Die landesherrlichen Abgaben hingen von der Bewilligung der Stände ab, welche die Vertheilung unter sich besorgten; daher es denn auch kommt, daß in dieser Provinz Dominialäcker 28, und die bäuerlichen Äcker 33 vom Hundert Steuern gaben. Die Beamten wurden aus den Ständen genommen, welche durch feste Grundsätze über das Indigenat sich vor fremden Eindringlingen schützten. Der Gutsherr, der eine Brücke baute, der einen Weg in Stände hielt, konnte einen Zoll anlegen, und die Unterhaltung kostete ihn nichts, da man es mit der Braufsichtigung so streng nicht

nahm. Die Rechtspflege ließ der Gutsherr seinen Unterthanen durch einen selbstgewählten Justiciar verwalteten, der ganz von ihm abhängig war, wie noch jetzt im Östreichischen, wo der Gutsherr seinen Gerichtshalter entlassen kann, sobald ihm sein Gesicht nicht mehr gefällt.

Seit dem siebenjährigen Kriege hat sich schon Manches zum Nachtheil des schlesischen Adels geändert, die Steuerbewilligung desselben hörte auf, doch konnte er seine Söhne stets in der Armee unterbringen, ohne daß er viele Unkosten darauf verwenden durfte. Der arme Edelmann hatte auf diese Weise seine Söhne leicht versorgt, gewöhnlich schon mit 13 Jahren, und das Verbot: dem Offizier nicht zu creditiren, erleichterte ihm, auf Credit zu leben. Der englische Offizier muß sich sehr nach seiner Decke strecken, denn wenn er Schulden macht, hebt ihn der Constabler von der Parade, vor der Fronte des Regiments ab, und ein im Schuldthurm sitzender Offizier kann keine Dienste thun, sondern ist dadurch entlassen; freilich kommt es dort auch gar nicht auf die Geburt an.

Der reiche Adel fand am Hofe oder in der diplomatischen Carrière eine angenehme Beschäftigung;

die Preise der Gutserzeugnisse waren hoch bei den damaligen Seekriegen, und so lebte der Adel hier, wie in ganz Deutschland, sehr sorgenfrei.

Dazu kam noch die Wohlthat, welche Friedrich der Große seinem Adel zur Beförderung der Landescultur und zur Wiederherstellung derselben nach dem schweren Kriege durch ein Circulationsmittel geschaffen hatte, welches das Vermögen jedes Gutsbesizers um die Hälfte erhöhte. Er erhielt nämlich dafür so viel baares Geld in die Hände, als die Hälfte des Markwerthes seines Guts betrug. Wer sich nun mit den Herrn der Landschaft gut stand, der erhielt um so mehr; und es hat sich gefunden, daß Manche den vollen Werth derselben in Pfandbriefen alien haben. Freilich bemerkte Friedrich der Groß. nach einiger Zeit, daß er mit dieser Einrichtung, in Zweck, die adeligen Güter von Schulden zu befreien, nicht erreichte. Kurz vor seinem Tode erließ er ... wahrscheinlich mit seiner Kräfte beehrte Cabinetsordre, in welcher er befahl, die Sache genau zu untersuchen und diese Einrichtung zu ihrem ursprünglichen Zweck zurückzuführen. Da kam freilich der schlesische Minister etwas in Verlegenheit; doch der Tod des großen Königs befreite ihn daraus.

So blieb der Adel in ungehörtem Besitz seiner Vorzüge, bis das Gift der Aker-Aufklärung von Frankreich her sich auch über den Rhein verbreitete. Bis dahin hatte der Arzt, der Geistliche, der Kaufmann den Edelmann nie anders, als Em. Gnaden und gnädiger Herr angeredet, und hochtreuherrliche und hochgräfliche Gnaden waren stets am rechten Orte angebracht worden, und in jedem adeligen Hause kann man noch Briefe von den reichsten und bedeutendsten Advokaten aufweisen, welche mit der Formel schließen: Em. Gnaden unterthänigster Diener und Ertav. Der Graf von Thurnhaus nannte noch nach dem siebenjährigen Kriege jeden Bürgerlichen: Er! und wenn er einm, z. B. den Pastor loci oder den Leibarzt zur Tafel zog, mußte er auf einem Taburet sitzen. Es ist bekannt, wie sich dies seitdem geändert hat. Damals wäre es keinem Bürgerlichen eingefallen, seinem Bedienten silberne Worten zu geben, nur goldne waren ihm erlaubt; einen Livreejäger zu halten, wäre ihm noch weniger eingefallen. Jetzt will sich Jeder die Rechte des Adels anmaßen und ihm keine Vorrechte mehr gönnen. Man muß gesehen, daß der Adel theilweise an diesen veränderten Verhältnissen Schuld ist. Warum hat er aufgehört,

den Bürgerlichen Er zu nennen? Warum läßt er ihn auf einem solchen Stuhle sitzen, wie seines Gleichen, wenn er ihn zur Tafel zieht? Daran ist die Nachahmungssucht der französischen Freiheits- und Gleichheitsidern Schuld, von welchen sich auch selbst der Adel nicht ganz frei halten konnte. Ohne dies hätte ich doch sehen wollen, welche menschliche Gewalt dem Edelmann vermocht haben würde, gegen einen Bürgerlichen sich des Wortes Er zu enthalten?

Doch wie in der Gesellschaft seit jener Unglückszeit so ungeheure Reformen vorgefallen, so haben sich auch ebenso große in den Vermögensverhältnissen ereignet. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ward dem Adel vorgeschrieben, wie viel Lohn er seinem Gesinde geben und welche Nahrungsmittel er demselben reichen sollte. Worher hatte dies lediglich von ihm abgehangen. Auch waren noch und nach Berechnungen ergangen, die Dienste der Untertanen von ungemessenen auf gemessene herabzusetzen. Bei der Landwirthschaft kann aber von abgemessener Arbeit nicht die Rede sein; wenn ungemessener Regen fällt, ist die Arbeit anders, als wenn ungemessene Dürre eintritt. Es war dies schon ein sehr großer Verlust für die Dominien, dem sie nur mit eigenem

Gefpann und eignen Arbeitern bezeugen konnten; diese letztern waren aber auch nur für bedeutendem baaren Lohn zu haben, seit der Hofdienst der Unterthanenkinder auf gewisse Jahre beschränkt worden war. Nun erforderte die Landwirtschaft baare Auslagen, welche vorher nur baares Geld getraht hatte. Darum widersetzten sich heute noch die ungarischen und siebenbürgischen Landtage mit aller Kraft der Auseinandersetzung der Unterthanen mit den Herrschaften.

Obwol sich auf diese Weise die Verhältnisse seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch das Gift der französischen Revolution für den deutschen Adel schon sehr verschlimmert hatten, so erholten ihn doch die hohen Getreidepreise, durch die fortwährenden Kriege, welche Österreich gegen jene Nation führte, von der alles Unheil herkam, veranlaßt, in seinem Glanze. Doch nun kam die Katastrophe von 1806 über Norddeutschland; da kamen die ungeheuern Kriegskosten, und die adeligen Güter waren nicht mehr im Stande, die Zinsen der darauf stehenden Capitalien aufzubringen. Da durfte nur ein Jude eine Hypothek um den dritten Theil des Nominalwerthes an sich kaufen und der Sproßling erlauchteter Ahnen wurde von seinem adeligen Erbe geworfen.

Dies ist die Geschichte des Unterganges auch dieses edeln Hauses.

Es sprach der Berichterstatter, und da eben gespannt war, endlich er mich eilig, ohne daß ich ihm für diese durchgefallene Darstellung meinen Dank absagen konnte. Da nahte sich mir ein Mann in einfaches, bündelreiches Überroth, der etwa nach einem Doctore oder Apotheker oder einem Kaufmann ausseh, und sagte unaufersehert, aber mit ziemlich heftigem Tone: Ich hier, mein Herr, Sie sind ein Arzende und schenken den kranken Verblüfften Ihre Aufmerksamkeits, ich darf mir daher die Freiheit nehmen, Sie auf die Absicht des Gemäldes aufmerksam zu machen, welches Ihnen jetzt eben vorgehalten worden ist.

Man hört in der Darstellung, daß der eben abgerufene Berichterstatter, steht der Fremde fort, zur Quelle gehört, welche gesucht ist, den hohen Herrschaften die Begünstigten auf ihrer Art vorzustellen. Es ist diesen Herren, wenn ein Augenblick ich ihnen nicht abspreehen will, nicht zu verzeihen, daß sie die alte Zeit herrlich finden, da es damals für sie trübsamer war. Allein dem Staats ist es auch nicht zu verzeihen, daß er sich trübsamer stellen will, als

es vorher der Fall war, wo es von dem Willen einzelner Familien abhing, ob ein Staat fallen oder stehen sollte.

Vor Friedrich dem Großen that hier jeder große und kleine Gutsbesitzer, was er wollte. Die Folge war, daß Schlessien damals in den Dörfern elende Hütten und meist ärmliche Städte hatte; Schulen und Kunststraßen kannte man eigentlich nur dem Namen nach. So weit war man in den vergangenen Jahrhunderten der guten alten Zeit gekommen. Jeder hatte nur für sich gesorgt und dem Staat die Mittel nicht geliefert, um etwas für das Allgemeine zu thun.

Auch nach dem Tode des großen Königs machte die Cultur in Schlessien wenig Fortschritte, und höchstens ein paar Meilen Kunststraße war Alles, was die vielgepriesene Verwaltung eines Ministers v. Hovm zu Stande brachte. Das Land legte unter ihm den Grund zum Verderben; denn als der Krieg von 1806 hereinbrach, brach der allgemeine Bankrott aus, den wir noch in seinen Folgen hier und da bemerken.

Erst unserm gerechten Könige war es vorbehalten, Schlessien eine andere Gestalt zu geben. Sehen Sie die schönen, massiven Dörfer, wo sonst Hütten standen, sehen Sie die blühenden Städte, die sonst

schmutzige Winkel waren, z. B. Oplau, Strigau, Frankenstein u. s. w. Das ganze Land ist mit Kunststraßen durchschnitten, und jedes Dorf hat eine Schule. Es wäre ein schönes Unternehmen, eine Parallele zu schreiben: Schlessen unter dem Minister v. Hoym, und unter dem Oberpräsidenten Merkel. Die Resultate sind viel bedeutendere als die, welche Klöber in seinem Werke: Schlessen vor und nach dem Jahre 1740, zusammengestellt hat.

Darum sehen Sie auch unsern König überall geliebt. Jeder Bauer, jeder Bürger läßt gern sein Leben für einen König, der solche Änderung herbeigeführt hat. Daß hin und her ein Gut wegen Schulden verkauft werden muß, ist eine nothwendige Folge des gemachten oder nicht gemachten Stats des Besitzers oder ein Unglück. Daß Schulden bezahlt werden müssen, versteht sich in jedem Staate von selbst. Wer Schulden hat — gleichviel, auf welche Weise er dazu gekommen — hat sich die Folgen selbst beizumessen. Schon Goethe sagt:

Jede Schuld rächt sich auf Erden!

Die Schulden auf der hiesigen Standesherrschaft fallen übrigens dem letzten Besitzer nicht zur Last, sondern den übertriebenen Lazen der Landschaft und

dem Stifter des Majorats. Darum ist auch der König eingeschritten, um dasselbe der Familie zu erhalten, nachdem die Verhandlung über ein zu verflattendes Moratorium die Execution auf eine sehr geschickte Weise beinahe acht Jahre aufgehalten hatte. Eine Stunde vor dem Zuschlag in dem öffentlichen Verkaufstermin erschien nämlich ein Bevollmächtigter des Königs ganz unerwartet und bot die gefälligen drei Drittel der Subhastationsstaxe; Niemand that ein höheres Gebot, daher waren alle andern Schulden gefällig auf einmal bezahlt. Der König verkauft nun die Standesherrschaft an den Majoratsfolger, welcher durch seine Frau in den Stand gesetzt ist, das Kaufgeld nach und nach an den König zu berichtigen. So ist dem Rechte und dem großen Familienbesitz Genüge geschehen.

Der grüne Mann schwieg, ich auch, denn ich merkte wohl, daß ich es mit einem der Demagogen zu thun hatte, die Alles gleichmachen wollen, denen ein Reichsgraf so viel ist, wie ein Fabrikant, oder ein Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Dies sind die Folgen der Aufklärung der Schulen u. d. m. Ich eilte aus seiner Nähe.

T ö p l i t z.

Unabsehbar war der Zug von glänzenden Equipagen, welche von der Feiertlichkeit der Grundsteinlegung zu dem von dem Kaiser von Oesterreich den gefallenen russischen Helden bei Kulm errichteten Denkmale nach Töplitz zurückkehrten. Ich war einer der ersten in der unzählbaren Wagenreihe gewesen, welche nach Töplitz zurückkamen, und konnte aus den Fenstern meines Hotels das Ganze recht vorthellhaft betrachten.

Rechtwürdig war der Contrast, welchen die hiesigen Festlichkeiten gegen die bei Kaiseritz bildeten. Dort Alles Militair, Uniform und der Wille des Herrn. Hier ein buntes Durcheinander, das sich ohne allen Zwang harmlos nach Gefallen frei bewegte. Dort

so gut als gar keine Zuschauer, hier schien Alles nur Zuschauer zu sein. Dort waren gegen 60,000 Mann zu sehen, hier sahen mehr als 60,000 Menschen mehr sich selbst als etwas Anderes. Man muß in der kurzen Zwischenzeit, wie ich, von jenem Punkt zu diesem geeilt sein, um diesen Contrast recht lebendig zu fühlen. Beschreiben läßt sich so etwas nicht.

Wahr ist es, man sah hier mehr heitere Gesichter, aber wer kann auf die bewegte Menge rechnen, welche ihrem neuen Herrscher entgegenjauchzte, regellos, wie es Jedem einfiel; da mußte natürlich das nach Commando regelmäßig erfolgende Hurrah der nordischen Phalangen schon mehr Zutrauen einflößen. Darum sieht jeder Anhänger der Legitimität mit froher Zuversicht auf den Kolos, der dem leidigen Zeitgeist von dort drohend entgegenschreitet, der zwar hier sich noch nicht ganz entwickelt hat, aber doch alle Elemente vorfindet, um sich auch hier festzusetzen.

Ich theilte meine Bemerkungen einem neben mir im Fenster liegenden Ungarn mit, dessen Bekanntschaft ich am Hofe zu Wien in früheren Jahren gemacht. Er war Graf, ehemaliger Soldat, und saß jetzt mit an der Magnatentafel, wenn er nicht gar Obergespan seines Departements war. Er war viel

gerafft und mit Rugen; er war am besten im Stande, mir über die hiesigen Verhältnisse Auskunft zu geben und die vorüberfahrenden Personen zu nennen. Da ließen wir denn die Grafen Thun, Ram: Gallas, Martinich, Colloerath, die Fürsten Schwarzenberg, Lichtenstein, Auersperg und Andere die Route passiren, aus deren Umgebungen man auf ihren wohlbe-gründeten Reichthum schließen konnte. Ich mußte gestehen, im Norden und Nordosten von Deutschland eine so zahlreiche Versammlung so reicher Edelleute nicht gesehen zu haben.

Mein Nachbar erklärte mir dies nicht sowohl aus der größern Fruchtbarkeit des Bodens, als aus der Religionsverschiedenheit. Die katholische Religion befördert mehr die Majoratz als der Protestantismus, welcher überhaupt seiner Meinung nach mehr zur Demagogie führt. Der nachgeborne Sohn eines großen Hauses, welcher Bischof wird, gönnt dem ältern Bruder recht gern den alleinigen Besiz der Grafschaft; und die Mutter, welche ihre Tochter als vornehm und gut ausgestattete Zerstädame sah, tröstet sich darüber, daß ihr Vermögen nicht nach ihrem Tode mit den Töchtern gleich getheilt werden darf.

Auf diese Weise, fuhr der Magnat fort, hat sich der Adel in den österreichischen Kaiserstaaten viel reicher erhalten als in den protestantischen Ländern, wo gewöhnlich ins Unendliche getheilt wird. Der reiche Adel hat natürlich mehr Gewicht als der arme, daher bei uns eigentlich nur von dem reichen Adel die Rede ist.

Ich hörte darin gleich den südlischen materiellen Menschen. Wir im Norden von Deutschland sind mehr geistiger Natur und erhabenerer Ansichten fähig; ich machte ihm daher bemerkt, daß der Adel ein so erhabenes, geistiges Element sei, daß er an und für sich — ohne irdische Glücksgüter — geachtet werden müsse. Daß der arme Edelmann durch seine erlauchten Ahnen ebens so viel Achtung verdiene als der reiche.

Echo recht! Echo recht! erwiderte mein Magnat, i bestreite das gar nit! Aber ihr Herrn Preussen führt Alles gleich auf allgemeine Begriffe zurück; ihr habt noch etwas von der kalten Philosophie der Edda; wir Kinder der reichen, warmen Fluren halten uns mehr an die Erfahrung. Der reiche Fürst und Graf kaufte natürlich nach und nach den ärmern Edelleuten ihre Besigungen ab; diese fanden dann ihr Unterkommen im geistlichen Stande, starben in

Klöstern oder im Kriege, oder hatten nicht Vermögen, standesmäßig zu heirathen, und es vermehrte sich der arme Adel nicht so ungeheuer wie in Norddeutschland, wogegen er sich durch die reichsten Leute rekrutirte. Andere traten bei den reichen Magnaten in Dienste oder ergriffen bürgerliche Nahrung und legten ihren Adel ab.

Ich schüttelte mißbilligend den Kopf über die so leicht hin ausgesprochene Entäußerung dieses character indelebilis des adeligen Blutes. Doch mein Mann der Erfahrung wies mich auf einen eben vorüberfahrenden Fürsten hin, welcher, wie in ganz Oestreich notorisch, von einem alten, ganz unsfähigen Vater und einer lebenslustigen Mutter entsprossen war, welche sich gewöhnlich einen ausgefuchst schönen Haiducken hielt. Sie war eine der strengsten Sittenrichterin nen gegen andere Damen, welche in dem Rufe standen, sich den Hof machen zu lassen. Nicht was eine Frau von Stande thut, pfl egte sie zu sagen, sondern was sie von sich sehen läßt, macht ihr einen schlechten Ruf. Zu Dem, was man thut, nimmt man keine Zeugen; aber was die Welt sieht, ist genau zu beachten. Hast du gestern gesehen, daß die Fürstin N. mit dem Lieutenant M. spazieren ging? heißt es

in den Affembleen. Hast du gesehen, wie sie heute mit ihm spazieren ritt? Hast du gesehen, wie sie mit ihm bei der Hofmarschallin tanzte? Nun ist die Sache richtig, wenn auch weiter nichts geschehen. Wenn daher einmal eine Frau mit einem andern Manne leben will, so ist es am vorsichtigsten, wenn es kein Mann aus der Gesellschaft ist. Da mag man immerfort erzählen: die Gräfin N. hält sich einen hübschen Kammerdiener, und das letzte Kind ist von ihm. Es bleibt dennoch immer ein Zweifel; manche fragt doch: hast du das Licht dazu gehalten? Niemand hat etwas gesehen; und wenn man ein halbes Jahr davon gesprochen hat, wenn immer keine Details erzählt werden; so verblutet sich die Geschichte endlich dermaßen, daß man nicht mehr davon spricht; und wenn ja einmal derselben Erwähnung geschieht, so langweilt es schon, und es heißt: das ist ja etwas Altes! Die böse Welt will stets neue, wenn auch unbedeutende Details.

So hat manche Fürstin und Gräfin das Recht, ihrem Manne die Nachkommenschaft durch Hülfе ihres Jägers zu verschaffen, durch Verjährung erworben, und doch spricht ihr systematisirenden Nordländer von reinem adeligen Blute. Wie in unserm praktischen

ren Süden halten auch etwas auf den Adel, aber es ist holt anderscht; das habt ihr hauptsächlich euerm Luther zu danken.

Schon die Stellung der Geistlichen zu uns und zu dem Volke ist ganz anders als bei uns. Nach und nach seht ihr es doch im Norden ein, und mehrere von euern Edelenten treten schon in den Schoos der Kirche zurück. Eine recht gescheite Baronin in Preußen, eine geborene nordische Prinzessin, die wahrhaftig nicht aus Aberglauben katholisch geworden ist, sagt — wie überall bekannt ist —: die katholische Religion ist die Religion der Leute *comme il faut*. Ihr werdet schon alle nach und nach dies einsehen lernen, und wenigstens der Adel in Norddeutschland wird vielleicht früher, als man denkt, zu uns übergehen. Dann erst wird der Adel seine frühere Kraft wiedererhalten, und da wird es nicht schwer werden, auch das gemeine Volk zum wahren Glauben zurückzuführen.

Euer Gnaden schütteln ungläubig den Kopf und halten mi holt für a dummen Erzkatholiken. No, der bin i nit; im Gegentheil, ich halte jeden Edelmann für einen guten Bruder und nach dem Tridentinum Jeden, der getauft ist, für Einen, der ein

Sacrament erhalten und Ansprüche auf das Christenthum hat. Unsere Priester sind so dumm nicht, daß sie versuchen sollten, einem Manne, der auch etwas gelernt und sich in der Welt umgesehen hat, Sachen weismachen zu wollen, welche für das gemeine Volk bestimmt sind. Sie wissen recht gut, welche Speise Jeder vertragen kann. Der Bauer muß den Rosenkranz täglich beten und das Scapulle bei sich tragen. Der Bürger darf den Rosenkranz nur im Hause haben und an das Scapulle wird nicht gedacht. Bei dem Edelmann ist von beiden nicht mehr die Rede. Der Bauer kniet bei dem Empfang der Sacramente auf den bloßen Stein, dem Edelmann wird ein Kissen von Sammet untergelegt. Die preussische Dame hat Recht: *C'est la religion des gens comme il faut.*

Glaubt ihr theoretischen Nordländer denn, daß wir nicht recht gut wüßten, wie gefährlich auch für uns die Nachbarschaft des evangelischen Bekenntnisses in Ansehung unserer politischen Rechte ist? Das Gleichstellungssystem desselben hat die natürliche Wirkung, daß es nur ein Staatsoberhaupt und Staatsbürger gibt. Die Letztern erkennen nur den Landesherren als ihr Oberhaupt an und sie bedürfen des

Adels nicht; wo soll denn dieser bleiben, wenn es so fortgeht? Ist es nicht lächerlich bei Euch, einen bloßen Landrath zu sehen, der Graf ist und einem bürgerlichen Präsidenten nachstehen muß. Ein solcher Adel erscheint nur noch als Antiquität, und muß am Ende zur Caricatur werden.

Zum Glück wird uns aber die evangelische Kirche als solche nie gefährlich werden, eben weil es ihren Geistlichen an dem praktischen Sinne fehlt, den die katholische Kirche mehr ausbildet. Der evangelische Geistliche ist entweder ein guter Familienvater, der auf dem Lande mit seinen lieben Kindern verbauert und auf der Bierbank in der kleinen Stadt bald zum Philister wird; — oder ein systematischer Speculant, wie die deutschen Gelehrten gewöhnlich sind, von unbegrenztem Eigensinn. Darum mußten auch die für uns sehr gefährlichen Bemühungen, die verschiedenen Sekten der Protestanten durch die vielfach versuchte Union zu Einer evangelischen Kirche zu vereinigen, scheitern.

Den guten Scheibel und seine Anhänger, selbst unter juristischen Professoren, hält man für Märtyrer ihrer Ueberzeugung. Weit gefehlt; sie müßten sehr dumm sein, wenn sie nicht einsehen sollten, daß das

Wesen der Religion nicht darin besteht, ob man Vater unser oder Unser Vater betet, ob man sagen soll ist oder bedeutet, und ob der Segen vor oder nach der Predigt gesprochen wird. Diese Leute sind nur — vielleicht ihrer selbst unbewußt — die Werkzeuge in der Hand des höhern katholischen Kirchenregiments, welches mit dem politischen gern Hand in Hand geht, wenn gleiche Zwecke erreicht werden sollen.

Die protestantischen Sekten dürfen sich nicht zur Einheit gestalten, sondern der Zwiespalt muß erhalten werden:

Divide et imperabis.

Wo hätten diese scheinbaren Märtyrer die Geldunterstützung her als von dem durch höhere Ansichten geleiteten reichen Adel, der nur bei der katholischen Kirche in seiner Reinheit bestehen kann. Noch sehen es die meisten lutherischen Grafen und Herren nicht ein, aber es wird schon eine Zeit kommen, wo man sich überzeugen wird. Doch haben sich manche schon zu diesen umfassenderen Ansichten erhoben; ich darf nur das Beispiel der evangelischen Gemeinde anführen, welche sich mit offner Gewalt im vorigen Jahre der Einführung der Agende

entgegensetzte. Wir wissen recht gut, daß eine sehr liebenswürdige Gräfin und eine recht reiche, aber etwas überständige Comtesse die armen Bethörten unterstützten, daß ein adeliges Fräulein taufte und ihre Schwester die Trauungen verrichtete, daß von sehr vornehmer Hand aus Berlin Geldsendungen erfolgten, von Leuten, welche recht wohl einsahen, daß der Adel in einem protestantischen Lande, wenn er sich nicht als nothwendig darstellt, nach und nach zu Grunde gehen muß, indem dort nur Gott und der König, als der Gesalbte des Herrn, anerkannt wird. Alles Andere ist gleich. Bei uns gibt es Abstufungen im Himmel wie auf Erden. Dort Erzengel, die niedern Engel, Patriarchen, Heilige und andere Bevorzugte mehr. Hier Herzöge, Fürsten, Grafen und andere Bevorzugte mehr.

Ich konnte meinem praktischen Ungar nicht ganz Unrecht geben, obwohl ich vor meinem jetzigen Zustande als Verstorbenen noch in mannigfachen Vorurtheilen befangen war. Doch konnte ich nicht begreifen, woher es kommt, daß die katholische Geistlichkeit, welche doch meist nicht zum Adel gehört, ganz in die Ideen des Adels eingeht.

Dies Räthsel will ich Ew. Gnaden bald lösen:

der katholische Geistliche ist gewöhnlich der treue Verbündete des Adels, weil er auch zu einer Corporation gehört. Der evangelische Geistliche bildet dagegen keine Kaste; er wird durch seine liebe Ehehälfte und seine ungerathnen Kinder stets in die bürgerliche Gesellschaft zurückgezogen und findet nur darin seinen Halt, wogegen der katholische Geistliche ihn in seinem Stande findet. Wo es nur Staatsbürger ohne verschiedene Corporationen gibt, ist der Einzelne nichts, oder wenigstens nur so viel, als er gelten will und gelten kann; der Landesherr vereint alle Macht in sich. Wo aber Corporationen stattfinden, gilt die Corporation auch etwas, und der Einzelne wird durch die Corporation stark. Darum haben die Gebrüder Freiherrn von Harthausen in ihren Schriften sehr recht, auf die Wiederherstellung der Corporationen zu dringen. Diese Männer haben die Wahrheit kräftig erkannt, nur auf norddeutsche Art breit und zu systematisch vorgetragen. Wir hätten ihre Schriften praktischer gewünscht. Doch stehen sie bei uns in gutem Ansehen.

Jede Corporation findet in einer andern Corporation einen Stützpunkt gegen eine gemeinsame Uebermacht; denn der Einzelne vermag nichts. Mögen

die Ansichten der verschiedenen Corporationen noch so sehr divergiren, so sind sie doch einig, sobald ein Dritter die Rechte der Corporationen beschränken will.

Doch lassen Sie uns davon abbrechen, die Sache könnte zu weit führen. So viel ist gewiß, daß der katholische Geistliche es überall mit dem Adel hält. Schon deshalb, weil er als Stand nie mit ihm in Collision kommt; wir lassen den Geistlichen im Amte überall den Vortritt, und außer dem Amte erst sehen wir den Mann an; der Kriechende will's nicht besser haben, und der Gebildete weiß sich schon unter uns zu nehmen.

In England wird die hohe Kirche, obwohl sie protestantisch ist, schon dadurch gehalten, daß der Erzbischof von Canterbury den Rang vor allen weltlichen Pairs hat. Wollte der älteste Herzog dies verweigern, so wäre ein Zwiespalt angeregt, der dem Adel wie der Geistlichkeit verderblich werden könnte. Hätte Heinrich VIII. für seine Nachfolger besser gesorgt, er würde die Bisthümer säcularisirt und den Klerus nicht als Corporation beibehalten haben.

Nur einem so kräftigen Monarchen gelingt es, mit ganzen Corporationen so umzuspringen wie mit Einzelnen. Buchholz hat sehr wohl die Gefahr für

den Regenten in der Synodal-Ordnung gefunden.
Ew. Gnaden sehen, wie lesen bei uns auch Ihre
berliner Schriftsteller. Wir lesen sogar alles Verbo:
tene; sowie wir auch Fleisch essen dürfen, wenn den
gemeinen Leuten nur Fastenspeise erlaubt ist. Für
uns gibt es keine Gesetze!

Aujourd'hui ou jamais.

Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen, es war mir immer, als hätte mir die schöne Frau v. S. bei dem Aufhören des letzten Walzers die Hand leise gedrückt; und doch war ich meiner Sache nicht gewiß. Ich hatte zwar im Gespräch mit ihr der Sache auf den Grund kommen wollen, doch kaum hatte ich sie auf ihren Platz geführt, als der etwas überständige Gemahl sagte: mein Kind, es ist spät, wir wollen gehen. Dies alles machte sich so eilig und der alte Herr hatte mir so viel Höfliches zum Abschied zu sagen, daß ich nicht einmal in ihren Augen lesen konnte, ob es Ernst, ob es Zufall gewesen. Ich hatte sie schon bisweilen an Höfen in

großen Gesellschaften gesehen, aber stets gehört, daß sie aus angeborener Kälte einzig und allein ihren lieben Mann liebe, und daß bei ihr keine Hoffnung zu einem galanten Abenteuer wäre. Zu einer langen Belagerung einer uneinnehmbaren Festung hatte ich auch keine Zeit, daher ich sie früher weiter nicht beachtet hatte.

Aber ein Händedruck von ihr, der schönen, sonst so kalten Frau raubte mir alle Ruhe, und die Ungewißheit, ob ich mich nicht geirrt, ließ mich erst gar keine Ruhe finden. Nichts reizt mehr, als solches Eis zum Schmelzen zu bringen. Darum sagte mir auch einst eine Französin, daß deutsche Männer ihr gefährlicher werden könnten als Franzosen, weil die ersteren gewöhnlich ernst und kälter gegen Damen wären als die Franzosen, deren Sitte heiße, jeder Dame ohne Unterschied den Hof zu machen. Mein einziger Trost war, daß ich heute wieder mit dem Gegenstande meiner Unruhe in dem fürstlichen Garten zusammenkommen würde; denn Zeit war nicht zu verlieren, sie rißten bald von Leipzig ab.

Wären sie mir ganz fremd gewesen, so hätte ich es gewagt wie in Innsbruck, wo ich als ganz

junger Mensch auf der Durchreise im Theater eine wunderschöne Frau sah. Mein Lohnbedienter nannte mir ihren Namen, eine Marquise aus — —, die aber in ihrer eignen Loge in der Gegenwart ihres Mannes, dessen Brubers und deren Mutter durchaus unzugänglich war. Ich gehe daher ins Parterre unter ihre Loge, sie bemerkte bald meine Aufmerksamkeit, ich schreibe auf meine Visitenkarte die Worte: *Aujourd'hui ou jamais!* und stecke sie mit einem bedeutenden Blick auf meinen Hut, den ich, als würde ich gedrängt, über den Kopf emporhalte, während eine Bravourarie Aller Blicke auf eine beliebte Sängerin zog. Die Loge war wenig über meinen Standpunkt erhaben, ich vertraute auf mein Glück, und in der That, als ich den Hut ansah, war die Karte verschwunden. Alles war das Werk eines Moments. Der nächste Blick von ihr war bedeutungsvoll, doch günstig; wir hatten uns verstanden, und aus der Loge fiel bald die Hälfte meiner Karte zu meinen Füßen herab, auf der das Wort *Aujourd'hui* stand.

Also heute noch sollte ich glücklich sein, das stand fest, aber wie? — Darüber konnte ich zu keinem Resultat kommen; doch ist man im Grunde mit dem guten Willen der Damen, so erscheint nichts

unmöglich. Daß ich mein Glück nicht durch Unachtsamkeit verscheryte, wird mir der Leser aufs Wort glauben. Ich verfehlte also nicht, ihr auf dem Corridor der Loge zu begegnen, ich hoffte, sie würde ein Schnupftuch fallen lassen, ich würde dabel ein Briefchen finden u. s. w. Doch die italienischen Damen lieben das Schreiben nicht, sie machen Alles lieber mündlich ab. Ich fand daher keinen Brief, auch ließ sie nicht ihr Schnupftuch, sondern einen Handschuh fallen, den ich natürlich übergab, sobald ich mich überzeugt hatte, daß nichts für mich darin enthalten, auch auf den Handschuh selbst nichts geschrieben war.

Der Dank für meinen Dienst war sichtlich vornehm kalt. Doch in demselben Augenblick rief sie, ihre Hand ansehend: Dio mio! Was? was? fragte der Mann erschrocken. Ich habe meinen Ring verloren! Doch nicht den Rosa Brillant? Gerade den, aber es muß hier auf der Stelle in dem Augenblick gewesen sein, wo mir der Handschuh entfiel, den dieser Herr, auf mich zeigend, gefunden. Ich war natürlich der Erste, der sich aufs Suchen legte, Marquis, Marquissinnen und Bedienten suchten um die Wette. Meine Schöne glaubte neben meinem Fuße

etwas zu finden, langt danach, ich auch; dabei gibt sie mir den Ring in die Hand, während ihr Mann klagt: Gott, er hat 10,000 Scudi gekostet! Alles verzweifelte ihn zu finden, ich dächte mich noch einmal und rief erfreut: Ich bin der Glückliche, welcher der Signora einen frohen Augenblick zu verschaffen im Stande ist, indem ich ihr den Ring überreichte.

Sehr erfreut zwar, aber sehr vornehm kalt, mehr als es bei ihren lebenswürdigen Landmänninnen der Fall ist, dankte sie mir und sagte ihrem noch gründlicher erfreuten Manne: Frage den Signore Zerstörte, wem wir diese große Gefälligkeit verdanken. Ich nannte meinen Namen und sah der schönen Frau an, wie sie triumphirte, daß sie diesen Namen schon kannte. Der Marchese, erfreut meine Bekanntschaft zu machen, bat mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen; da ich mich aber wegen meiner Abreise entschuldigte, meinte meine Schöne, daß ich vielleicht heute wenigstens auf eine Stunde ihrem Hause die Ehre erzeigen würde, wenn ich mich nicht schon zur Ruhe begeben wollte, da die Deutschen nicht so gewohnt wären, aus der Nacht Tag zu machen. Ich nahm dies Anerbieten, welches der Herr Gemahl un-

verflügte, natürlich an und wurde in den Wagen geschleppt, indem der meinige nach Hause geschickt wurde.

Ich fuhr mit dem Manne und dem Bruder, die Damen fuhren allein. Dies und die erleuchteten Corridors im Palast des Marchese, nebst der zahlreichen Dienerschaft versprach mir wenig Leichtigkeit eines nächtlichen Abenteuers in demselben; auch schien der Chemann ebenso eifersüchtig, als die Schwiegermutter vorsichtig und misstrauisch gegen die schöne Frau, sodaß ich schon verzweifelte, meinen Zweck zu erreichen. Nicht einen Augenblick ließ man mich mit ihr allein, als wollten mir Alle recht viel Höflichkeit für den großen Dienst beweisen, den ich geleistet, der übrigens von der schönen Frau am wenigsten erwähnt ward, welche mir überhaupt weniger Aufmerksamkeit zu schenken schien, über Migraine klagte und auf diese Weise veranlaßte, daß ich früher aufbrach, als es bei sonst der Fall gewesen wäre.

Man hatte mich benachrichtigt, daß ich eine Equipage finden würde, ich sah daher um so weniger Aussicht auf eine glückliche Nacht. Auch sah ich mich vergeblich auf der Treppe nach einer Befe um, welche mich benachrichtigen konnte. Trotzdem ließ ich mich in den Wa-

gen schoben und in mein Pferd saßen. Doch war mir aufgefallen, daß meine Ehre durch dem Eintritt in den Gesellschaftsal leicht hingeworfen frage, wo ich wohne, und sich darauf auf ein paar Augenblicke entfesselt hatte. Ich legte daher noch Hoffnung auf eine Besichtigung durch einen der mit mir schwunden Diener des Hauses und hatte ein sehr reichliches Trinkgeld bekommen. Doch als auch dies ohne Weiteres mit großem Dank angenommen war und der Wagen fortrollte, da stand ich unter dem Portal traurig mit niedergeschlagenem Blick und schwerem Herzen über den Verlust so schöner Aussichten.

Es traf mich mein Diener, welcher meldete, daß ein sehr schönes Mädchen auf mich warte, die meinen Lehndiener vermeiden und mir ganz allein etwas anvertrauen wollte. Man denke, wie hoch mein Herz schlug; das ist ihre Botschaft! Klopfe mir in der meiner Pulse zu. Nichtig; sie fragt mich, ob die zweite Hälfte meiner Karte aus dem Theater mir gehört. Nun denn, so zeigen Sie mir, hier ist ein Brautmantel, eine Haube und nun machen Sie sich so klein, als Sie können, dann werden Sie meiner dankbaren Botschaft nicht unähnlich sein. Es zeigte ich

ihr durch eine Seitenthüre und ihr Schlafgemach in das Ankleidezimmer der Marquise.

Oggi, oggi! rief sie mir entgegen, und hier muß ich über den weiteren Verlauf dieser Götternacht einen Schleier ziehen; aber so viel darf ich sagen, daß es kein Wunder ist, wenn Canova eine so schöne Gestalt erschuf wie seine Venus in München, da jenes Land noch solche Modelle hervorbringt wie meine Schöne. Ich sagte es ihr; sie lachte und ließ mich den Werth ihrer Gunst noch dadurch höher achten, daß sie mir die Versicherung gab, ich sei der erste beglückte Anbeter, da ihr Mann sie so bewache, daß es auch heute nicht möglich gewesen sein würde, wenn nicht ihr morgen erwartetes Unwohlsein ihr Gelegenheit gegeben hätte, diese Krankheit schon heute anzukündigen.

Dies sind die Vortheile, wenn man ganz fremd ist, da darf man mehr wagen. Auch darf ein erwachsener Mann eines gewissen Ranges überhaupt nicht mehr so viel wagen; um so rascher aber vorgehen, wenn er Anklang findet.

Meine schöne Frau v. — kannte meine Familie, war mit mehreren Gliedern derselben näher bekannt, die mich nicht wenig ausgelacht haben würden, wenn

ich mich hier umsonst bemüht hätte, daher ich mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen mußte. Ich sah sie wieder und freute mich dessen, sie lenkte das Gespräch auf den Morgenspaziergang, den sie gemacht, und daß sie sich wundere, mich nie in jenem freundlichen Gehüß zu sehen, wo sie jeden Morgen mehrere Stunden in Einsamkeit zubrächte. Un bon entendeur entend à demi-mot. Ich verließ mich durch eine heftige Gemüthsbewegung, welches sie eine um so gemessnere Haltung anzunehmen vermochte, sodaß ich wieder glaubte, mich mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln; auch machte dies und der Ruf ihrer Unschuld mich so furchtsam, daß ich nicht wagte zu fragen, ob ich sie morgen früh auf ihrem Lieblingsplätze finden würde.

Diese Ungewißheit machte mir eine zweite unruhige Nacht. Ihre Abreise nahte heran; sie im Hause zu besuchen, hätte die Sache nicht gefördert, da ich den Mann und ihre ganze Häuslichkeit kannte. Dennoch hatte ich schon mehr Ausichten als gestern; ihre Blicke hatten, wenigstens deutete ich mir sie so, mich beflücht in der Vermuthung, daß es nicht Zufall, sondern wirklich ein absichtlicher, wenn auch nur leiser Händedruck war. Ich wogte mich daher mit

süßen Hoffnungen ein. Doch ein unruhiger Traum nach dem andern weckte mich auf die unangenehmste Weise; bald wies mich der Bediente mit der Antwort ab, daß Excellenz schon abgereist sei, bald fand ich den lieben Chemann mit im Wäldchen, der sich außerordentlich freute, mich dort so früh zu sehen, und mehrere solche Unannehmlichkeiten mehr. Am längsten quälte mich der Traum, daß, um nicht zu spät im Wäldchen einzutreffen, sehr eilig, mein Jäger nicht fertig werden konnte, mich anzuziehen; nachdem mir lange keine Pantalons passen wollten, rissen alle Schnallen meiner Cravatten, kurz, ich konnte nicht fertig werden.

Nachdem ich mehrere Male die Augen weit aufgerissen hatte, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte, kam endlich der Morgen heran, und mit der Toilette früher fertig als im Traume, eilte ich nach dem herrlichen Wäldchen, das ich nicht näher beschreibe, damit nicht ein anderer damaliger Liebhaber der Morgenluft, der etwa die Spaziergänge meiner schönen Generalin beobachtet, unsre Spur verfolgen könne.

Ich war als ein galanter Ritter natürlich schon vor ihr angekommen, und obwohl voll Hoffnung, doch

beforgt, ob nicht etwas dazwischen kommen möchte. Doch nein! Sie erschien, schüchtern einhergehend, als fürchtete sie mich zu finden. Doch kann ich nicht sagen, daß sie mir den Sturm, den ich zu machen wagte, erleichterte; sie machte zwar nicht die entrüstete Jugendheldin über meine unumwundenen Erklärungen, aber wohl die unsersahene, furchtsame Taube. Darum führte uns die Abgeschlossenheit des Waldes auch nicht weiter als zu einigen verflochtenen Händedrücken. Doch das Wiedersehen ward bestimmt verabredet. Einen förmlichen Besuch sollte ich, um Aufsehen zu vermeiden, nicht machen, dagegen wollte sie Nachmittag, wenn der Gemahl seine Partie Boston bei dem G — H. machte, sich ihrer Umgebung entledigen, und ich sollte unangemeldet eine Treppe hoch an die erste Thüre rechts viermal klopfen, falls ich Niemand auf dem Corridor begegnete, sonst aber mit eine Treppe höher einen Verwand suchen.

Nehe darf ich nicht erzählen, der scharfsinnige Leser wird wissen, was weiter geschah. Doch darf ich berichten, wie das schüchterne Täubchen bald so dreist wurde, daß sie mit mir verabedete, sie später wiederzusehen, wozu der Umstand sehr günstig war, daß sie

ungestört Briefe empfangen und absenden konnte, was selten bei Damen der Fall ist. Sie wollte mir nämlich jedesmal schreiben, wenn sie von ihren Gütern aus nach einem der benachbarten Städtchen reiste, wo sie bisweilen die Nacht zubringen konnte, theils um Freundinnen zu besuchen, theils um Zahnärzte zu befragen oder Modistinnen zu consultiren. Dann sollte ich mit Post und unbekannt in dieselbe Stadt kommen, aber nicht in demselben Wirthshaus logiren, wenn nicht die Localität es so verstatte, daß zwei Zimmer eine Verbindungsthüre hätten, womit ich aber einmal früher schon die Fatalität erfuhr, daß der Wirth, wahrscheinlich für die Tugend seiner Gäste besorgt, die Thüre verriegelt, abgeschlossen und den Schlüssel weggenommen hatte, so daß ich einmal eine Höllennacht in einem solchen Wirthshause zugebracht, wo ich und meine Nachbarin den besten Willen hatten, die Nacht vertraulich in einem Zimmer zuzubringen, aber die Thüre nicht öffnen konnten, der Weg durch die andere Thüre aber durch das Zimmer ging, in dem der vorsichtige Mann meiner wohlwollenden Nachbarin schlief.

Bald nach meiner Abreise von Töplitz erhielt ich von der schönen Frau v. S. einen Brief mit der

Nachricht, wenn sie in G., einem von meinen und ihren Gütern sechs Meilen entfernten Städtchen, ein treffen würde. Sie hatte mit jedem daselbst zu thun. den Schritte, jede Thüre, jede Minute genau verge- schieden. Ich stieg in der Vorstadt in einem eie- den Wirthshause ab, wo ich nicht bekannt war, ging im Dunkelwerden in die Stadt, in das bezeichnete Zimmer des goldenen Kreuzes, wo mich die schönsten Arme des herrlichen Weibes schon erwarteten. Du bist mein Cousin, der Baron v. B. Alles Uebrige wird sich finden.

Sie klingelt, ein Jäger kommt, sie besieht Thor, sie besieht Abendbrot und gibt ihm nach aufgehobner Last eine Bestellung in der Stadt; mich kennt er nicht, da er gewöhnlich auf einem entfernten Gute war, vor seiner Rückkehr ward ich hinter den Ofen verwiesen, wo ich durch ein Röhrl zum Aufhängen von Shawls u. s. w. ganz versteckt war. Der Jäger kommt zurück, sieht mich weggegangen und wird nach der Lese geschickt, um die Gehirtenin aufzukleiden. Dies geschieht, auch diese wird entlassen, ihr befehlen, die Thüre zuzuschließen, und so bleiben wir allein. Am Morgen nahm ich mein Versteck wieder ein; die Lese kommt, erholt für sich und dem

Jäger Bestellungen mit dem Befehl, baldzurückzukommen, da der Herr von gestern Abend noch einmal wiederkommen würde. Bei ihrer Rückkehr finden sie mich auch wirklich in ehrerbietiger Entfernung.

Dichtung und Wahrheit.

Auf der Rückreise von Teplitz auf meine Güter berührte ich Jena, wo ich eine müßige Stunde dazu verwendete, bei einem stark besuchten Professor eine Vorlesung mit anzuhören. Ohne gerade ein historisches Collegium zu lesen, erwähnte er Don Miguel's, dessen Legitimität so siegreich in dem trefflichen deutschen politischen Wochenblatte dargethan ist. Seine Darstellung war dagegen eine wahre Blasphemie der Legitimität des Bestehenden. Er sprach:

„Die Blätter der Reaction der Feudalaristokratie und der Jesuiten, z. B. der österreichische Beobachter, der Türkenfreund, die Cos, die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung, das Journal de Francfort,

die Gazette, Quotidienne, der Catholique, Courier de la Meuse u. s. w. finden allerdings in Don Miguel einen leidhaftigen Erzengel Michael, der die aufrichtigste Anhänglichkeit und Achtung in Wien fand, oder wie die kaiserröher Zeitung meldete, „die edelsten Eigenschaften seines Geistes und Herzens im reichsten Maße entfaltet, um ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte zu bereiten!“ Sie erblicken in ihm nur „un coeur, qui est toujours porté à la clémence“, den „desen der Könige“, oder wie die Adresse des Capitels in Elvas sich ausdrückt, „die Weisheit des Solon und Lykurg gepaart mit der Keuschheit des Trajan und der Güte des Titus!“

Indes die Thatfachen sprechen anders, und wer diese z. B. in Schmid's trefflicher Schrift: „Portugal seit der Usurpation Don Miguel's“, beachtet, kann nur in ihm — der auf den Rath, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, erwiderte: ich gehe nicht, meine Mutter will's nicht haben, — den gefeierten Helden oder vielmehr die vollkommenste Puppe der Reaction erkennen! — Er liefert nur das vollständige Bild Dessen, was die Reaction des Adels von einem Monarchen verlangt und was sie an ihm lobt! Portugal, was auf 18 Einwohner einen Geistlichen

zählte, und wo seit 1536 und 1540 unter schlechten Regenten die Pest der Inquisition und Jesuiten (die auch dort nach Art des Pater Cornelius in Brügge den unzähligen, sogenannten Bußorden für schöne Sünderinnen stifteten) wüthete, konnte nur für den allgemeinen Kampf zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen dem Aberglauben und der Aufklärung, zwischen Vorrecht und Recht, zwischen Tyrannei und gesetzlicher Freiheit einen Haupttummelplatz abgeben! — Indes dieser Don Miguel ist auch noch in anderer Hinsicht lehrreich. Seine eignen Verschönerungen gegen Vater und Reich verflechte und beförderte er durch den Vorwand vorgegauelter Complotte der sogenannten Liberalen und Freimaurer. Er arretirte den König und gab vor, ihn zu befreien; er bekämpfte den freien, liberal-constitutionellen Willen desselben und erhielt dafür von der europäischen Reaction Orden und Glückwünsche für den Ruhm, den alten Zustand der Dinge wiederhergestellt zu haben! Er war ein Werkzeug in den Händen der von der apostolischen Partei und dem Adel gebildeten und von seiner — — — Mutter (sie gab z. B. dem Grafen Amaranthe bedeutende Geldsummen, um in Villa real eine Insurrection zu organisiren!) unterstützten geheimen

Regierung, welche Johann VI. liberalem Regierungssysteme zu huldigen für sich (oder wie sie vorgab, für Thron und Altar) als gefährlich erklärte und den Don Miguel z. B. deshalb in seiner Proclamation vom 30. April 1824 vorgeben ließ, er wolle „den Thron von der anarchischen Faction, die ihn umgibt, befreien“. Dagegen spiegelte er dem Könige vor, er habe diese Maßregeln (d. h. seines Auftrahs) ergreifen müssen, um ein Complot wider das Leben des Königs und der Königin zu zerstören! Louis ward bloß ermordet, weil er den Pfaffen- und Adelsverschwornen am meisten hinderlich war, die dem Pöbel und dem großen Haufen von Schwachköpfen ohne dergleichen Hindernisse leicht weismachen konnten, Alles geschehe nur, um den tyrannischen Einfluß der Exaltados zu vernichten.

„Sie stahlen Kirchengefäße, um die Schuld davon auf die Constitutionellen und Freimaurer zu schieben. Sie thaten, was sie den Liberalen sonst Schuld zu geben pflegen, sie vollegelten die ärmere Volksklasse durch Wein, Geld, Versprechungen der Plünderung, die höhere Classe aber durch Hoffnung auf Ehrenstellen u. s. w. auf und häuften so Tod und Verderben auf alle Constitutionellen, die dagegen ihrerseits da,

wo sie, wie z. B. in Oporto, momentan die Oberhand gewannen, die Miguelisten nicht insultirten! — Um die Volksstimmung für sich zu gewinnen, schrien die Miguelisten: „Tod den Engländern“, mit denen sie doch heimlich verbunden waren, ja deren Ministerium sogar von der Königin durch Crufades gewonnen sein soll. Sie spiegelten dem Volke vor, Don Pedro's Constitution (so aristokratisch sie auch war, weil er, thöricht genug, wählte, die Interessen des Adels und der Pfaffenaristokratie zu befriedigen) sei eine Feindin des Thrones und des Altars. Von den Kanzeln herab wurde gegen sie als ein Werk der gottlosen Uthuken und der verräthlichen Engländer, welche sie angeblich dem Don Pedro mit Gewalt entrißen, ein Kreuzzug gepredigt. Die Engländer waren es indeß, welche (sowie sie früher durch englische Flugschriften die Meinung verbreiteten, als hätte Johann VI. sich über die Fesseln der früheren Constitution beschwert, obschon er dem diplomatischen Körper erklärte, „daß er freiwillig und von ganzem Herzen die Constitution beschworen“, und auch späterhin oft wiederholte, „daß er nie ruhiger gewesen als während der Verwaltung der Cortes“), als nach langem Zögern der Ministerien endlich Don Pedro's Charte zum

Vorschein kommen mußte, zuerst durch Sir William Acourt dem Don Miguel ein unbestreitbares Recht auf die Regentschaft zusprechen, und selbst, als sie Truppen nach Portugal sandten, um die Hände im Spiel zu behalten, doch keineswegs der Constitution und den Constitutionellen Nachdruck gaben! — So entstand denn auch unter der Regentschaft der Infantin ein Ministerium, das der Reaction anhing, welche dem General Saldanha Gist beibrachte. Es ließ auf diejenigen Bürger feuern, welche sich über dieses Generals Ernennung freuten. General Stubbs und mehrere Offiziere, welche gegen die Rebellen gekochten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Den verächtlichen Chaves dagegen unterstützte die Faction zu Queslus, Madrid, Montrouge durch ihre Schätze, und England zog seine unthätigen Truppen nicht eher zurück, bis die Freiheit gänzlich vernichtet war. Als nämlich durch das der Infantin beigebrachte Gist es die Reaction dahin gebracht hatte, daß Don Pedro den Don Miguel zu seinem Stellvertreter ernannte, und als durch den schändlichsten Verrath eines zu ihr übergegangenen Corps die Constitutionellen die Schlacht bei Vouga verloren hatten, so florirten die Grundsätze der Zeitschrift: „die geschundene Bestie“

(d. h. die Charte), nach welcher „alle Constitutionellen bei den Weinen aufgehängt werden müssen“, und der Wahlspruch Don Miguel's, „die in den Gefängnissen aufgehäuften Gefangenen sogleich zu tödten, weil er Platz für andere Personen gebrauche“, oder sie bei Nacht heimlich zu ertränken u. s. w. Obgleich Don Miguel selbst seinen Bruder als König von Portugal anerkannt und ihm Unterthanentreue aufs Feierlichste und Wiederholteste schriftlich versprochen, ja selbst die Königin Maria und die Constitution eidlich anerkannt, ja seinerseits auch nicht das mindeste Recht zum Throne hatte, so wurde er doch von der Reaction als einzig legitim dem Volke dargestellt! Obgleich Don Miguel jede Wahl der Liberalen zu Deputirten für nichtig erklärte, den Widerspruch der Volksrepräsentanten durch Dfseigen und Verhaftungen bestrafte, so sollte er doch einmüthig, in der Fülle des höchsten Enthusiasmus als gesetzmäßiger König anerkannt sein! Obgleich er zu vielen Tausenden Unschuldige einkerkern, hinrichten und Justizmorde häufen ließ, und den Executionen als einem Hochgenusse stets beizuohnte, sollte er dennoch ein Ausbund der Gerechtigkeit und Milde sein! Warum? weil er ganz der Mann der Reaction des Adels und

der Jesuiten ist, welche ein gehorsames Werkzeug für ihre Raub- und Herrschsuchtspläne verlange, um das Volk durch Sophismen, Gaukeleien, Drohungen, Bestechungen, Stellen, Titel, Orden hinzuhalten und die Formen gesetzlicher Bestrafung ganz nach ihrem Launen und Vortheil leiten zu können“.

„Kurz, Don Miguel mit seinem Anhang, oder besser, dieser mit ihm liefert daher ein vollkommenes Bild der sogenannten demagogischen aber eigentlich aristokratischen Umtriebe, nur in grellerem, erkennbareren Farben. Auch er fabricirte aus dem Stogreife vorgebliche Complotte der Liberalen, sobald er irgend einen Hauptcoup seiner Tyrannei dadurch beschönigen wollte. In der That ein würdiger Schüler der überall Demagogen riechenden Diplomatie! — In Portugal wie in Spanien waren sie erkaufte Pöbelhaufen mit ihrem Unfuge, die Werkzeuge der legitimen absolutistischen Mord- und Greuelscenen! Wer Verstand, Reichthum oder Vaterlandsliebe besitzt, ohne ein niedriger Kriecher oder Pfaffe zu sein, ist von seiner thronüberischen Regierungsweise proscibirt. Obschon übrigens die Stimmung des eigentlichen Volkes gegen diesen Laster in Menschengestalt allgemein empört ist und nur sein kann, so zeigte sich doch auch

hier noch keine besondere Wirksamkeit der Liberalen, obschon sie durch die frühere Constitution, durch die Cortesorganisation nicht allein factisch verbunden, sondern auch sogar zur Aufrechterhaltung ihrer nur allein legitimen Regierung und der von Don Pedro gegebenen Constitution verpflichtet waren! Auch hier hat nur des Volkes überwiegender Totalwille, nicht aber eine Verschwörung einzelner Liberalen — so sehr auch hier und in Spanien eben wegen jener factischen Verbindung und ihres eigenthümlichen Charakters dieselbe ausnahmsweise wahrscheinlicher — der Tyrannei den Stab gebrochen! Nur diesem Totalwillen und der öffentlichen Meinung hat endlich die Engherzigkeit der Cabinete weichen müssen, welche schon unter dem Vorwande einer suppedirten Scheinamnestie eine Anerkennung der illegitimen Legitimität des Don Miguel (obschon er in Frankreichs Deputirtenkammer wiederholt nur ein zweifüßiges Ungeheuer genannt, und im englischen Parlament mit allgemeinem Beifall des Hauses einem Commodus und Caracalla gleichgestellt wurde) vorbereitet und wahrscheinlich schon jetzt dieselbe ausgesprochen haben würde, wenn die pariser Fülltage nicht eine Diversion gemacht hätten. Scheute sich doch schon die englische Politik nicht, für jenen

Miguel das ohne vorgängige Erklärung auf ihre eigenen wahrhaften Schutzbefohlenen von Terceira gerichtete mörderische Feuer dem vielfachen Bruch des Völkerrechts anzureihen, wovon mehrfache Beispiele, z. B. die Expedition nach Luiberon, der räuberische Ueberfall Kopenhagens, das Verfahren gegen die ionischen Inseln unter Sir Thomas Maitland, der Brand des Capitols und Präsidentenhauses zu Washington, die Unterjochung der indischen Rajas, die Preisgabe Vargas an Ali Pascha u. s. w. als politische Brandmale die neuere englische Geschichte auf ewig besudeln! — Den Miguel wird allerdings in einer Art für legitim gehalten werden müssen, aber nur in dem Sinne, wie der Teufel den Frömmleuten es ist, d. h. als wünschenswerthes Werkzeug zur Bethörung und Beherrschung.“

So weit der Professor.

Man sieht hieraus, daß es für das Wohl der Staaten sehr wichtig ist, in welchen Händen der Stoff der Geschichte verarbeitet wird. Darum muß man dahin zu wirken suchen, daß zu Lehrern der Geschichte wo möglich blos Adelige gewählt werden. Aber wohlverstanden, nicht solche aus der Art geschlagene Edelleute, wie Herr v. Rotteck. Den Herrn

v. Raumer lasse ich noch gelten, er hat zwar mitunter Veranlassung gegeben, daß die Demagogen ihn für den Ihrigen halten könnten; allein ich kenne ihn besser. Er ist ein so tiefer Kenner des Mittelalters, daß er, bei seinem edelstehenden Sinne, stets der guten Sache treu bleiben wird, wenn er auch als Professor, wie die Universitäten jetzt noch eingerichtet sind, danach streben muß, sich Zuhörer zu verschaffen. So lange aber noch Söhne von Schülern und Schneidern studiren dürfen, ist einem Professor einige Vorsicht nicht zu verdenken.

So lange noch bürgerliche Professoren Geschichte vortragen, müssen die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten streng darauf sehen, daß sich die öffentlichen Lehrer nicht unterfangen, die geschichtlichen Thatfachen auf eine Art vorzutragen, welche die von Gott gegebene Weltordnung antastet; besonders aber, daß sich kein Professor erlaube, historische Gegenstände bei Gelegenheit anderweiter Vortragsungen mit einzumischen. Deshalb ist es sehr zweckmäßig, Polizeibeamte zu solchen außerordentlichen Aufsehern der Hauptstädte der Demagogie zu bestellen, wie bereits mit sehr gutem Erfolge vor Kurzem geschehen ist.

Das Incognito.

Meine liebenswürdige Excellenz hatte mir geschrieben, daß Familiengeschäfte sie ohne ihren Mann nach B. riefen, sie bezeichnete mir genau die Zeit und das Wirthshaus, wo ich sie finden, und den Kleiderschrank, in den ich mich zurückziehen würde; jedoch unter der Bedingung, daß ich bei unsern beiderseitigen vielen Bekanntschaften unerkannt nach B. kommen müsse. Eine schöne Frau kann Alles mit mir anfangen; ich war daher bald auf dem Wege nach der Residenz, die ich seit mehreren Jahren aus gewissen Gründen vermieden hatte.

Um mein Incognito recht gewissenhaft zu beobachten, brauchte ich alle mögliche Vorsichtsmaßregeln;

ich kam in einem unscheinbaren Wirthschaftswagen in dem ersten Nachtquartier an, ließ einen einzigen Mantelsack, auf den ich mein ganzes Reisegepäck beschränkt hatte, schnell abladen und schickte meinen Kutscher, ehe er mit Jemand sprechen konnte, schnell zurück. Nun war ich, was ich sein wollte.

Der Gedanke, einmal ein ernstliches Incognito durchzuführen zu müssen, beschäftigte mich so angenehm, daß ich lange nicht mit mir einig werden konnte, was ich vorstellen sollte. Wäre ich ein bürgerlicher Student gewesen, so wäre ich natürlich darauf gekommen, die Rolle eines reichen Grafen zu spielen; in meiner Lage aber konnte ich nur unter der untergeordneten Classe der Gesellschaft die Wahl haben.

Unter der Firma eines Kaufmanns wäre ich am unbeachtetesten geblieben; aber dieser Stand hat mir in Deutschland etwas gar zu Philisterhaftes, die Seestädte ausgenommen, wo man recht gewandte und anständige Leute darunter findet. In der Mitte von Deutschland würde ich Leipzig und Frankfurt ausnehmen. Besonders aber war mir der Kaufmannsstand durch den Ball beliebt worden, der zuletzt in Breslau der Kaiserin von Rußland zu Ehren gegeben ward.

Die Kaufmannschaft mochte sich die Ehre an, zu diesem Ball einige Fremde einzuladen, weil derselbe in dem Börsengebäude veranstaltet worden war, wo aber keine Börsengeschäfte gemacht werden. Diese Einladung war eine lächerliche Großthuererei, denn nicht die Kaufmannschaft gab den Ball, sondern eine so große Menge Breslauer und Fremde, welche 5 Thaler dazu Eintrittsgeld gaben, daß über 4000 Thaler dadurch ausflamen. Für diese Summe konnte recht wohl ein solcher Ball gegeben werden, vielleicht blieb auch noch etwas übrig auf Decorationen u. s. w.; dennoch machten ein paar Kaufleute die Wirth, welche, glaube ich, russische Orden dafür erhalten haben.

Orden? Ja leider, so weit ist es nunmehr schon mit dem Zeitgeist gekommen, daß Leute Orden erhalten, die nicht Edelleute sind. Der erste Ritterorden war der des heiligen Johann von Jerusalem. Von dem Adel allein gingen die Orden aus, ihm gebühren daher auch allein die Orden. Nur der Ritter ist fähig, einen Orden zu tragen. In Preußen sah man dies ein, als man anfang, nicht mehr von Rittern des eisernen Kreuzes, sondern lediglich von Inhabern zu sprechen, weil dieser Orden an Leute gekommen war, die nichts weniger als Edelleute waren. Sieht man

doch noch Unteroffiziere mit dem eisernen Kreuze erster und zweiter Classe umhergehen. So hat man überall dem leidigen Zeitgeist gehuldigt.

Diese Lebenscalamität ist wieder ein neuer Beweis, daß es anders werden muß, wenn der Adel nicht ganz und gar zu Grunde gehen oder zur bloßen Antiquität oder gar zur Caricatur heruntersinken soll.

Wenn mein Urogrosvater wiederaufstehen und das Herzleid mitansetzen sollte, einen Kaufmann mit einem Ritterorden einhergehen zu sehen, er würde außer sich gerathen. Er war gewohnt, in Jedem, den ein Orden schmückte, einen Mann zu sehen, der wenigstens sechszehn Aehren hatte, mancher Orden erforderte sogar 32 Aehren.

Nur der Johanniterorden ist jetzt noch der einzige, welchen man als Zeichen des Adels ansehen kann, denn dieser wird nur Edelleuten gegeben. Aber leider wird jetzt dazu keine Aehrenprobe mehr erfordert, ja mir ist sogar ein Beispiel bekannt, daß ein neu Geadelter, oder was gleich ist, dessen Vater erst nach seiner Geburt geadelt worden, den Malthezerorden erhalten hat. Wenn das unsere Altvoedern erlähren, im Grunde würden sie sich umkehren.

Der Minister v. Stein, welcher nach der Katastro-

phe vom 1806 solche Befehle veranlaßte, die einer Revolution gleichkommen, hatte unter Andern den Grundsatz aufgestellt, daß auch im Civildienst Verdien für das Verdienst ausgetheilt werden sollten. Damit war ausgesprochen, daß auch Bürgerliche Ritter werden konnten, ohne Edelleute zu sein; wozu sonst nur Der den Ritterschlag erhalten konnte, der als Edelmann geboren war. Der Herr Reichsfeldtater hatte damals wahrscheinlich keine Hoffnung mehr, seine Reichsunmittelbarkeit wiederzuerhalten, daher er eine solche Erweiterung der Begriiffe beantragte.

Nach dem Falle Napoleon's wuchs ihm der Muth wieder, und er wollte auf dem Wiener Congreß das heilige römische Reich wiederherstellen, das nach Voltaire weder heilig, noch römisch, noch überhaupt ein Reich war, nach Harthausen aber das allervollkommenste. Die Kunst, seinem abeligen Charakter früher unterworfen zu sein, hat er in seinen Reisen deutlich ausgesprochen, welche der edle Freiherr v. Gagern dem deutschen Publicum zur Warnung mitgetheilt hat.

Erst als Napoleon den Minister v. Stein entfernt hatte und Hardenberg ihm genehmer war, der mehr die altadeligen Formen zu schätzen wußte, erst

zu wurde nicht ausgeführt, nach und nach eingeleitet, wie der große Versuch der deutschen Theil, der wichtige Führen von Kary, in seinen Zuständen der persönlichen Rechtsverwirklichung gezeigt hat, wenn er die anstehendebergische Verfassung eine persönliche nennt. Erst der Staatsminister hat dem Adel ein bestimmtes Recht gewährt, nämlich den alleinigen Besitz der Johanniterrenten. Von 1806 bis 1810 hatte man in seinem Besitz mehr den Unterschied zwischen Adeligen und Bürgerlichen ausgedrückt (siehe), bis war das erste Gesetz, wo der Adel wieder als einer bevorzugten Standes anerkannt wird. Dies so wichtige Einleiten der Verfassung hatten die Demagogen auch selbst bemerkt, denn in den von diesem Geist überflossenen „Monats“ erschien im Jahr 1817 ein Codex apocryphus beizugeben persönlichen Gesetze, welche wir beifügen aber bis dahin nicht ausgeführt worden waren.

Kurz, einen Kaufmann machte ich in meinem Tagebuche schon aus dem Grunde nicht verstehen, weil es mir gar zu unangenehm war, Kaufleute zu wissen, welche Dänen erhalten hatten. Dazu kam noch der Widerwille gegen die Kaufleute, den bei Zeichen der Reichthümlichen Campaigne seit dem Befreiungskriege in jedem

adeligen Herzen aufregen mußte. Sonst hatten die Juden einen König und wurden stets geschlagen, ihre Schätze weggeführt und ihre Residenz verroßtet. Statt daß sonst alle Juden nur einen König hatten, haben jetzt alle Könige nur einen Juden. Sonst — wann die Könige einen Krieg anfangen wollten — boten sie ihrem Adel auf, später boten sie den Adel um Geldbewilligung, welches dieser sodann von seinen Hinterlassen aufbrachte. Jetzt machen sie eine Anleihe bei Rothschild; dieser gibt Staatspapiere aus, wobei der Adel am meisten verliert. Nicht nur, weil er dadurch als unnöthig erscheint, sondern auch deshalb, weil die Capitalisten jetzt lieber Staatspapiere kaufen, als ihr Geld auf adelige Güter geben.

Daher die Creditlosigkeit des Adels!

Als Doctor wollte ich daher zuerst reisen; ich hatte dabei die angenehme Aussicht auf ein solches Reiseabenteuer wie einer meiner frühern Regimentskameraden. Er geht auf Urlaub, bricht unfern eines sächsischen Dorfes den Mietzwagen, dessen Führer ihn nicht kennt, und sucht auf dem Schlosse ein Unterkommen, wo er aus Scherz sich für einen Doctor ausgibt. Der Edelmann nimmt ihn wie einen rettenden Engel auf, da seine Frau eben bedeutend

krank ist. Mein Kamerad konnte nicht mehr zurück, er mußte nunmehr schon die Rolle des Arztes gegen seinen Willen fortsetzen. Nach genommenem Imbiß wird er zu der kranken Frau an das Bett geführt, die so jung und allerliebste war, daß mein Freund auf seine Maske Hoffnungen angenehmer Unterhaltungen gründete. Der Arzt hat mehr Gelegenheit als andre ehrliche Leute, sich den Damen zu nähern. Der Puls wird gefühlt und wieder gefühlt, und da die Kranke nur über heftiges Kopfwieh klagte, auch durch die angeknüpfte Unterhaltung wieder belebt erschien, erkannte der neue Paracelsus sogleich, daß er es mit keiner gefährlichen Kranken zu thun hatte, sondern die Kur woi wagen konnte.

Unser Regimentschirurgus machte am Krankenbette gern den Charlatan, wie dies mehreren andern Ärzten auch passiert, diesen nahm sich mein Freund zum Muster und fing zuerst damit an, Compressen mit gewärmtem Eßig zu verordnen. Der besorgte Eheherr lief selbst, um dies zu beschleunigen. Das hatte mein Freund gewünscht, er benutzte den unbedachten Augenblick zu den wenigen Worten: Schöne Frau, Sie sind nicht krank, Sie haben einen alten Mann, Sie langweilen sich, alle Wochen ein paar

Schäferstunden, und Sie werden die gesündeste Frau sein. Klagen Sie jetzt noch, ich helfe gewiß!

Da war der Mann schon wieder eingetreten, ehe es zu weiteren Erklärungen kommen konnte; doch die Blicke der Kranken zeigten keine Spur von Enttäuschung über den unverschämten Arzt; im Gegentheil lag darin ein stummes Befähigen, und ihr Erröthen erinnerte den jungen Arzt an Piron's Urtheil über das Erröthen der Damen überhaupt. Die Compressen wurden auf der Ellenstirn angebracht, wo unser Arzt Gelegenheit bekam, einen Händedruck anzubringen. Die Blicke wurden lebendiger, und da nach einiger Zeit wieder der Puls untersucht werden mußte, dankte ihm die Kranke mit einem lebhaften Händedruck. Nun konnte mein Freund seinen Operationsplan mit Sicherheit beginnen.

Er fragte nach einiger Zeit, da er den Puls sehr bewegt gefunden: ob die Kranke einige Linderung fände? Wohl, war die Antwort, im Kopfe, aber ich spüre fortwährende Uebelkeiten. Wieder stummes und ernstes Nachsinnen, wiederholtes Anfühlen des Pulses und wiederholtes Examiniren nach allerlei Symptomen unter Anbringung latelnisch klingender Worte. Endlich erfolgt die Entscheidung dahin, daß

die Sache nicht gefährlich sei, indem alle diese Kennzeichen vermuthen ließen, daß die Kranke frohen Aussichten entgegenkäme. Hier ward der Eheherr außer sich vor Freuden und umarmte den fremden Arzt als seinen Wohlthäter.

Dieser ward unterdeß zum Abendessen genöthigt, wo der Eheherr voll froher Hoffnung dem Wohlthäter rüchtig zutrank und noch eine bessere Sorte holen ließ. Es schien ihm sehr viel daran gelegen, Gewißheit seiner frohen Aussichten zu haben, und er konnte nicht aufhören zu fragen, ob sich das nicht ganz sicher ausmitteln ließe. Sehr genau, war die Antwort des Kunstverfahrens, doch muß sich eine solche Frau durch den Arzt oder die Hebamme touchiren lassen, was Frauen selten und nur ohne Zeugen erlauben. Der hoffnungsvolle Ehemann versprach, seine Frau dazu bestimmen zu wollen, wenn der Herr Doctor sich nur dazu verstehen wolle. Sehr gern, war die Antwort, wenn die Frau Gemahlin nur einwilligt. Sie wird, sie wird sich dazu verstehen, ich werde sie darum bitten. Nun, so versuchen Sie Ihr Glück, erwiderte der zweifelnde Arzt und ließ den hoffnungsvollen Ehemann allein in das Schlafzimmer gehen.

Nach einiger Zeit kam derselbe etwas kleinlaut und mit der Nachricht zurück, daß seiner Frau der Arzt doch noch zu fremd, daß sie aber sehr krank sei. Neben Sie meiner Frau nur selbst zu, bat der Ehe- mann und führte den Arzt wieder zur Kranken. Immer lebendiger wurden die Blicke, die Händedrücke immer häufiger gewechselt, auch der Puls an den Knöcheln und den Knien angefühlt; wobei der Ehe- herr immerfort darauf drang, die Kranke müsse sich touchiren lassen. Mein Freund wagte nur zu bemer- ken, daß sie dem Wunsche des Gemahls ja nachge- ben könnte, und da er ihr noch ganz fremd sei, könne sie ja ihren Mann bitten, im nächsten Zimmer zu bleiben, um, im Fall sie sich noch eines Andern be- sinnen möchte, denselben sogleich rufen zu können.

Auf diese Weise ward endlich eingewilligt. Man hatte sich verstanden, man blieb allein, und die über- volle Kranke rief den Mann nicht. Endlich ward er herbeingerufen und der Arzt erklärte ihm gravidä- tisch, wie er jetzt die Gewissheit aussprechen könne, daß er — wenn auch erst in mehren Monaten — die Vaterfreuden genießen werde; daß die Kranke aber sehr schwach sei und er diese Nacht noch mehre Male nach ihr sehen müsse. Einstreilen mußte sie diese

stärkende Medicin nehmen. Dabei zog er ein zufällig eingestrichenes Brausepulver bedächtig heraus und gab es der schönen Kranken vorsichtig ein. Ich kann doch nicht schlafen, laß dem Herrn Doctor das Bett in das Nebenzimmer setzen; ich werde ihn, da er es verordnet, alle drei Stunden rufen, bedeutet die Frau ihrem Mann, indem sie ihm zuredete, heute zu schlafen, da er morgen würde wachen müssen, wenn ihr dann noch so übel wäre, indem der Herr Doctor durchaus morgen früh abreisen müsse.

Nach mehreren Monaten, als mein Freund sich in seiner Garnison auf dem Kasserhause befindet, stürzt ein Fremder auf ihn zu mit den Worten: Welcher Herr Doctor, tausend Dank! Sie haben Recht gehabt, meine Frau ist wirklich guter Hoffnung! Mein Freund erkrankt seinen Wirth vom Lande; die Kameraden, die von diesem Spaß wußten, lachen; der beglückte Ehemann singt an, mistrauisch zu werden; es kommt zu Erklärungen; mein Freund versichert, seine Frau doch nicht so leicht touchirt zu haben; es hilft nichts, er muß sich mit ihm schlagen, was Belde fallen.

Darum mochte ich nicht die Rolle eines Arztes spielen.

Die Table d'hôte.

Als Assessor Meyer kam ich nach B., stieg im Hotel de P. ab, wo, wie ich gehört hatte, selten Leute von Stande einkehren; auch war es für Leute meines angenommenen Standes gut genug. Sicher, hier nicht erkannt zu werden, speiste ich mit einer Menge Reisediener, Oberamtleuten und Justizcommissarien aus der Provinz, von denen ich manche Behauptung mit anhören mußte, die zur Bastille reif gemacht hätte, da man die althergebrachten Rechte des Adels gar nicht mehr zu kennen schien und von den durch ehrwürdiges Alterthum geheiligten Legitimitäten nur allein das Staatsoberhaupt aner-

kannst. Von den andern Trägern der Legitimität war gar nicht die Rede.

Ich habe in B. überhaupt mehrere Leute gefunden, welche jedesmal das erste Glas auf das Wohl des Fürsten leerten, und dennoch habe ich von denselben Menschen wahre Blasphemien gegen den Adel gehört. Es ist unglaublich, wie der leidige Zeitgeist alle Begriffe verkehrt hat, und mit Wehmuth habe ich hier Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie sehr die Demagogen ihren Zweck, Alles zu nivelliren, schon erreicht haben. Sonst hieß es, wenn von einem Bürgerlichen die Rede war, der keinen Titel hatte, es ist ein gewisser Meyer, war aber von einem Edelmann die Rede, so sagte man stets: es ist ein Herr v. Meyer.

Meine saubern Tischgenossen machten diesen Unterschied gar nicht mehr, sondern sie sagten, von einem Herrn von sprechend, schlechtweg: es ist ein gewisser von Meyer. Ebenso sprechen sie ohne Unterschied von dem Fräulein Meyer und dem Fräulein von Meyer.

Kommt ein Mann von Stande in eine solche Gesellschaft, so muß er eigentlich blind, taub und stumm sein, um sich nicht krank zu ärgern. So erzählte unter Andern ein aus der Provinz zum gro-

gen Examen, ich weiß nicht, ob aus Preußen oder Schlessen kommender Referendar, daß sein jetziger Präsident in der Culture weiter als dessen Vorgänger sei. Als Beweis dafür führte er an, daß er nie einen Unterschied zwischen einem Adelligen und Bürgerlichen mache; so sage er: Herr Referendar v. Mehlig, Sie werden den Termin abhalten, Sie Herr Referendar Mehlig werden den Supplikanten vornehmen, und Sie Herr Referendar Graf Mehlig werden diese Relation ablegen, oder wie dies Zeug alles heiße. Der vorige Präsident habe zum Bürgerlichen gesagt: Herr Referendar Mehlig, Sie werden u. s. w., zum Adelligen: Herr v. Mehlig, Sie werden u. s. w. und zum Grafen: Herr Graf, Sie werden u. s. w. Es ist abscheulich, wie in jeder Beziehung darauf studirt wird, die Rechte des Adels zu schmälern.

Ein Weinreisender von Köln bemerkte bei dieser Gelegenheit, wie er gar nicht begreifen könne, daß hier noch so viel vom Adel die Rede sei, bei ihm zu Hause werde man von demselben so gut als gar nichts gewahr; dort mache er auch gar nicht solche Ansprüche wie in dem nordwestlichen Deutschland, da habe der Code Napoleon Mores gelehrt; auch wären dort nicht mehr so viele Edelleute. Wer dort Geld

habe, den nenne man Herr Hinz oder Herr Kunz, oder Herr v. Hinz oder Herr v. Kunz, gleichviel; wer kein Geld habe, sei ein Schmachtlapp, ein Lump, um den sich Niemand kümmere, er möge Graf heißen oder Baron. Er meinte: wenn ihr nur auch so klug wäret und alle diese Titulaturen als bloße Namen behandeltet; so würdet ihr viel besser thun, als den Unterschied anerkennen und doch nachher darüber rai-sonniren.

Ihre Norddeutschen, fuhr unser Rheinländer fort, seid noch voll alten, angeborenen Respects vor dem Erbadel und macht noch tiefe Diener, wenn Euch ein solcher Edelmann die Ehre erzeigt, Euch anzureden; oder ihr weicht ihm aus, weil ihr zu stolz seid, solche Diener zu machen. Kommt zu uns, wir verstehen das besser. Wir sehen Jedem dreist in die Augen, wir haben noch unter Napoleon gekochten und mit vielen unserer Väter hat er gesprochen. Wenn er in eine Stadt kam, so fragte er erst nach dem Bürgermeister, richtete mehrere Fragen an ihn über das Wohl der Stadt und ihre Erwerbsquellen; auch fragte er wol: wie führen sich die Soldaten der Garnison auf. Erst dann wandte er sich an den Commandanten oder die andern Militärbehörden. Einen

Mann, der weiter nichts war als ein Graf oder Baron, sah er gar nicht an; hatte er aber ein großes Vermögen zu verwalten, so ernannte er ihn zum Senator, zum Capitain de Louveteerie, oder verlieh ihm sonst ein Amt, das ihm erst Ansehen gab.

Doch ebenso beförberte er auch einen reichen Fabrikanten, der ein paar Tausend Arbeiter ernährte, und gab ihm den Titel eines Barons, und einem verdienten Präsidenten eines Appellationsgerichts gab er den Titel eines Grafen wie seinen Divisionsgeneralen, und den eines Barons seinen Brigadegeneralen und Präfecten, damit die Kinder noch ein Andenken der kaiserlichen Gnade haben möchten. Wie sich die neuen Grafen mit den alten Grafen vertragen würden, überließ er ihrem eigenen Verstande. Da wir solches am Rhein gesehen haben, und wie man Grafen und Barone macht, haben wir vor dem Titel eben keinen großen Respect, wohl aber vor der Art, wie man ihn erwerben kann.

Ihr guten Stockpreußen, was würdet ihr für Complimente, oder wie würdet ihr euch in stolzem Selbstgefühl aus dem Staube machen, wenn ich euch ankündigen wollte, daß ich morgen zu meinen Gästen hätte den von der Trompen, den Barth von der Wynnen, den von

Aacken, den von Winker und den Batt von der Aersen. Dies sind die Namen von einigen Tagelöhnern unserer Fabrik, da am Niederrhein viele holländische Namen vorkommen, wo das Wort van oder von gar nichts über den Adel beweist, im Gegentheil viele adelige Familien dieses Wort gar nicht führen, z. B. die Scherpenseels, die Heyden und andere mehr. Die berühmte Familie der Schimmelpennink von der Drie oder von der Gans ist eine altadelige Familie, und die bürgerliche Familie im Gelderlande führt denselben Namen, auch der bekannte Regent von Holland, der Großpensionnaire v. Schimmelpennink war nur der Sohn eines Weinhändlers aus Zwoll oder Deventer. Ihr guten Stockpreußen in Berlin seid gegen uns Rheinländer um 50 Jahre in der Cultur zurück.

Das nahm ein kleines Männchen läbel, das mir gegenüber saß, wie ich hörte, der Lehrer eines Gymnasii, welcher den Rheinländer mit tiefem Wissen zu Paaren treiben wollte. Er sprach:

Man muß die Geschichte des Adels kennen, um darüber zu urtheilen. Vormalz machte man sich selbst zum Edelmann, jetzt läßt man sich dazu machen; oder die Edelleute werden jetzt gemacht, wegegen sie sich sonst selbst den Adel beilegen.

Der erste Held aus allen den noch vorhandenen Familien, welche ihren Ursprung aus den Zeiten der Kreuzzüge herleiten, erhob sich zum Ritterstande durch seine Tapferkeit; er ward allgemein dafür anerkannt und legte sich selbst sein Wappen bei, wie der Stammvater des alten Geschlechts der Freiherren v. Schorlemmer, welcher Karl dem Großen, der ihn als Schäfer seine Schafe schierend fand, muthig den Weg zeigte nach der Burg Wittekind's. So ging es fort, bis nach der Erfindung der Feuergewehre man sich weniger durch Körperkraft als durch Geistesüberlegenheit auszeichnen konnte. Seit jener Zeit hörte man auf, sich selbst den Adel beizulegen, und wer nicht als Ritter geboren war, mußte in den Augen des Adels in dem niedern Stande bleiben, wenn er sich auch noch so viel Verdienste erwarb, es sei denn, daß er von einem Fürsten ausnahmsweise einen Adelsbrief erhielt, sowie nach der Heerschau im Jahre 1835 ein paar verdiente Regimentscommandeure der preussischen Armee endlich aus dem niedern Stande erhoben wurden, weil sie sich selbst nicht mehr zum Edelmann machen konnten, was früher schon geschehen wäre, als sie sich den Offiziersgrad erworben.

Der deutsche Adel glaubte nämlich seit dem 15.

Jahrhundert, an seinem Werthe zu verlieren, wenn er noch ferner gestatte, daß Jeder durch Verdienst geadelt würde; es wurde durch einen Reichstagsbeschluß festgesetzt, daß man schon adelig geboren sein müsse. Seit dieser Zeit hat der Adel seine Bedeutung verloren. Aller Streit zwischen Adelligen und Bürgerlichen würde aufhören, wenn noch jetzt sowie bei einem berühmten Fürstenhause die Standesverhältnisse mit dem Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft gleichen Schritt hielten.

Johannes Fugger, ein fleißiger Webermeister zu Graben, einem Dorfe unweit Augsburg, ist der bekannte Stammvater dieses angesehenen Hauses. Sein ältester Sohn, Johann Fugger, gleichfalls Webermeister, erlangte 1370 durch seine Verheirathung mit Clara Widolp die augsbургische Bürgerrechte und verband mit seiner Weberei Handel mit Garn und Leinwand und Pachtung von Bergwerken. Durch seine Rechtschaffenheit, Einsicht und Betriebsamkeit gelangte er zu Reichthum und Ansehen. In zweiter Ehe heirathete er Elisabeth Gattermann, eines Rathsherrn Tochter. Unter seinen zwei Töchtern und fünf Söhnen zeichneten sich Andreas und Jakob durch die erfolgreiche und glückliche Fortsetzung des väterlichen Geschäftes aus, und zwar Andreas mit so vielem Glücke,

daß er bald vorzugsweise der reiche Fugger hieß. Andreas heirathete Barbara aus der alten Familie der Stammer vom Ait und war Stifter der schon 1583 wiederausgestorbenen Fugger vom Reh, so genannt wegen des vom Kaiser Friedrich III. seinen Söhnen verliehenen Wappens. Jakob aber wurde der Stammvater der Fugger von den Lilien, des jetzigen fürstlichen und gräflichen Hauses und hinterließ drei Söhne, Ulrich, Georg und Jakob, die ihren Handel zum größten Flor brachten. Der letzte, unter dem Beinamen der Reiche bekannt, wurde vom Kaiser Maximilian I. geadelt, erkaufte mehre Herrschaften, die er, selbst ohne Kinder, den Söhnen seines Bruders als Familienfistung testamentarisch zuwendete. Ulrich's drei Söhne waren, und zwar unter ihnen zuletzt Hieronymus 1536 kinderlos gestorben. Von nun an beruhte der Stamm und die Fortdauer des Geschlechtes auf Georg's Nachkommen. Seine beiden mit der edeln Regina Imhof erzeugten Söhne, Raymond und Anton Fugger, wurden vom Kaiser Karl V. am 14. November 1530 zu gleicher Zeit und in demselben Diplome in den Adel-, Ritter-, Panner-, Freiherrn- und Grafenstand erhoben und erhielten 1534 das Recht, goldne und silberne Münzen zu

schlagen. Karl V. bewirkte gleichfalls ihre Aufnahme in das schwäbische Grafencollegium. Nach ihnen theilt sich das Gesamtthaus Fugger in zwei Hauptlinien: die Raimund'sche und Antoniuslinie. Jede dieser Hauptlinien theilte sich wieder in mehre Aeste, jedoch führen alle den Titel Grafen von Kirchberg und Weißenhorn. Das Wappen beider Linien ist ein quaderleter Hauptschild: 1 und 4 getheilt, rechts ein blauer Stern in Roth, links ein goldner Stern in Blau; 2 eine gekrönte, schwarzgekleidete Mohrin, die eine rothe Bischofsmütze in der Hand hält, in Silber, wegen Kirchberg; und 3 drei über einander liegende doppelt gekrönte, silberne Jagdhörner mit goldnem Beschlage in Roth, wegen Weißenhorn. Der Schild trägt zwei Helme, der rechte ist gekrönt mit einem blauen und einem goldnen Büffelhorn, aus dem linken tritt die schwarze Mohrin, welche die Bischofsmütze auf dem Haupte trägt, hervor. Die Helmbeklen sind rechts Gold und Blau, links Silber und Schwarz. Außerdem führt jede Linie ihren Mittelschild: so Babenhausen einen goldnen, worin drei silberne Haken und in ihrer Mitte ein schwarzer Stern stehen; auch trägt das Schild zwischen den Helmen einen Fürstehut.

Noch jetzt blüht die Jakob-Fuggersche fürstliche Linie außer einer andern gräflichen Nebenlinie. Sie stammt von Graf Anton Fugger's viertem Sohne Jakob (1543) ab und bestand aus zwei Hauptstämmen: Johann zu Wabenhausen und Hieronymus zu Wöllenburg, die zusammen die reiche Linie heißen und 1629 zu kaiserlichen Oberschloß- und Pfalzgrafen ernannt wurden. Der erste Hauptast theilte sich durch die Brüder Rupert und Johann Jakob in die Zweige Wabenhausen und Voos; der Rupert'sche erlosch 1758 mit dem Grafen Franz Karl, und die Besitzungen des letztern kamen an seinen Oheim, Grafen Johann Jakob zu Voos. Von den Söhnen des Grafen Johann Jakob zu Voos erhielt Anselm Victorian 1759 das Majorat Wabenhausen und die Herrschaft Ketterschhausen, Christoph Moriz aber die Herrschaften Voos und Heimerdingen. Durch das Absterben des Grafen Joseph Maria erlosch 1764 der zweite Hauptast Wöllenburg und die Grafen Anselm Victorian und Christoph Moriz theilten 1775 die wöllenburgischen Herrschaften. Allein auch Christoph Moriz starb 1777 ohne männliche Nachkommen, und somit fielen dessen sämtliche Besitzungen an den regierenden Grafen von Wabenhausen, Anselm Victorian, der nun sämt-

liche Besitzungen der drei ehemaligen Linien vereinigt besaß. Von ihm stammt das jetzige fürstliche Haus, indem sein Sohn und Nachfolger Anselm Maria von dem Kaiser Franz II. am 1. August 1803 nebst seiner ganzen männlichen Descendenz in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Die Reichsherrschaften Babenhausen, Boos und Ketterschhausen wurden unter der Benennung Babenhausen zum Reichsfürstenthum erhoben. Durch die Rheinbundsacte von 1806 wurde das Fürstenthum als Standesherrschaft der Krone Baiern unterworfen. Der Fürst bekleidet das Oberstkämmereramt im Königreiche Baiern und besißt als Standesherr das Fürstenthum Babenhausen, 7 QM. mit 11,005 Einwohnern in 4 Marktflecken, 10 Schlössern und 61 Dörfern und Weilern, außerdem aber die Herrschaften Wöllenburg, Reinhartshausen, Gablingen, Kettenbach, Gottenau, Heimartingen, Markt, Biberbach und Irmannshofen, die zusammen gegen 200,000 Gulden Einkünfte gewähren. Die Religion ist katholisch und die Residenz Babenhausen. Der jetzige Standesherr heißt Fürst Anton Anselm, geb. den 13. Januar 1800, folgte dem Vater, Fürst Anselm Maria, am 22. November 1821, ward vermählt am 20. October 1825 mit Franziska Kaveria,

Prinzessin von Hohenlohe-Bartenstein-Zartberg, geb.
am 29. August 1807.

Auf gleiche Weise könnte auch jetzt ein bedeutender Handesherr, ein Fabrikant, ein großer Arzt oder Gelehrter der erste eines berühmten Hauses werden. Er würde gegen Fugger zwar ein neuer Edelmann sein, aber das Gute der alten Zeit wäre doch wieder hergestellt.

Mit solchen Gegenständen unterhält sich solches Geschmeiß. Alles Folgen der demagogischen Umtriebe. Ich danke Gott unterdeß, das Bedürfniß des Essens und Trinkens gestillt zu haben, und eilte, sobald die bestimmte Zeit kam, zu meiner schönen Frau v. —. Dort wurde die Scene von G. wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß hier ein Kleiderschrank mich aufnahm, sobald ich unsichtbar sein sollte.

So erlebte ich im strengsten Incognito mehre der schönsten Nächte meines Lebens.

Berlin.

Durch mein Incognito dazu verdammt, unter den Commons zu leben zu müssen, mußte ich auch nach aufgehobner Bierstafel gewöhnlich dem Ströme folgen, welcher den Kaffee bei Stehstip oder Josli zu trinken pflegte. Erstere zog mich wegen der Nähe des Theaters mehr an, auch war ich dort vor dem Zusammentreffen mit Leuten meines Standes mehr gesichert, da sich doch mancher noch — der Neuheit wegen — zu Josli verirrt.

Lange konnte ich das politische Wochenblatt, die einzige Zeitschrift, welche ein Mann von Stande eigentlich mit Ehre lesen kann, nicht erhalten, so allgemeln beliebt fand ich auch hier dies Blatt, welches

natürlich auch auf meinem Landstige den Hauptgegenstand meiner Lecture ausmacht. Der geistreiche Herr Redacteur befolgt sein redliches System mit wahrhafter Consequenz, ohne sich durch das Geschrei der Demagogen irre machen zu lassen. Er soll auch dafür belohnt werden. Freude muß es ihm schon machen, daß hier keine andere Zeitschrift so sehr die Spuren, wie diese, an sich trägt, ernstig gelesen zu werden. Auch mir machte es Freude, daß doch noch in Berlin so viele Anhänger der Legitimität vorhanden sind.

Man konnte sehr wohl unterscheiden, welches die Anhänger der Legitimität waren, wenn man ein paar Stunden beobachtete, wer nach dem politischen Wochenblatte fragte. Zuvörderst alle jungen Gardesoffiziere, dann die alten Pensionairs vom Militair, kenntlich an ihrem gemessenen Wesen, ergrautes Ansehen und ihren Orden, ferner die vom Lande nach der Stadt kommenden Adelleute, und endlich die ältern Civilbeamten, welche man gewöhnlich an dem Bande des rothen Adlerordens im Knopfloche erkennen konnte. Denn wenn diese auch nicht Alle zum Adel gehören, so sind sie demselben doch nicht entgegen, wie dies so oft bei den jüngeren Beamten der Fall ist.

Diese, die große Schaar der Referendarien und mitunter auch noch einige Assessoren, denen noch der auf der Universität eingefozene Geist der Demagogie im Kopfe spukt, rührten gewöhnlich — wenn sie nicht dem Adel angedörten — das politische Wochenblatt nicht an, oder warfen blos ein paar flüchtige Blicke hinein, um es bald mit erbitterter, bald mit verächtlicher Miene wegzumwerfen. Doch wartet nur, sobald ihr erst Mitglieder eines Collegii seid, werdet ihr wie die andern recht zufrieden sein, daß es so steht, wie es ist.

Nicht dem guten Willen, sondern diesem Hang zum Pergebrachten hat der Adel zu danken, daß er oft kräftig gegen Maßregeln der Regierung in Schutz genommen werden, die seine Existenz gefährdeten. So sollten bereits seit den Maßregeln Friedrich des Großen für die preussische Gesetzgebung im Allgemeinen auch in den verschiedenen Provinzen solche Localgesetzbücher abgefaßt werden, aus denen manches Gute weggeblieben wäre, als dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen. Die Landescollegia sollten diese Arbeiten vollenden, sie wurden bei der Publication des Landrechts im Jahre 1794 aufs dringendste dazu angewiesen, aber es blieb beim Alten.

Im Jahre 1805 hatte ein Minister (ich weiß nicht, welcher so neuerungsfüchtig gewesen sein mag) den Landescollegien aufgegeben, bei Bearbeitung der Provinzialgesetze zugleich darauf Rücksicht zu nehmen, ob nicht die Erbunterthänigkeit aufgehoben werden könnte. Doch der Eifer hat gezeigt, daß die Landescollegien sich darauf nicht eingelassen haben. Im Gegentheil berichtete das hessauer Oberamt noch in demselben oder in dem verhängnißvollen Jahre 1806:

Daß die Aufhebung der Erbtheiligkeit durchaus nicht zu befürchten, daß dies dem Untergang des Adels herbeiführen würde; auch der Bauer sich bei dieser altüberbrachten patriarchalischen Verfassung sehr wohl befände.

Diesen Bericht, welcher jenem wüthigen Collegen stets zur größten Ehre gereichen wird, habe ich vor ein paar Jahren in den trefflichen schlesischen Provinzialblättern gelesen, welche Zeitschrift neben dem erhabenen politischen Wochenblatte wol verdient, in jedem adeligen Hause gelesen zu werden.

Kühnlich ist es besonders, daß dieses Provinzialblatt der alten Elite vom geliebet ist, die Töchter bürgerlicher Väter, was man jetzt so selten mehr hört, Jungfern zu nennen. Hier, wo man die Töchter

ten jetzt Jaden, wenn sie nur ein kleines Geld trägt, Juleiten nennen hier, war es mir sehr angenehm, bei Eufels in dem ganz vorliegenden Monasterstift zu sein: Reichthümer der Juleiten mit Juleiten May, der Generalmonaster May zu Monheim singler Junger Tochter. Es gehört bei dem Most verwandten Begreifen der Juleiten und unter der Menge lebender Demagogen allerdings nach dazu, die Tochter eines Generals oder die eines Fürstentums heute noch Juleiten zu nennen, wie die Tochter vom General Eufels und Juleitenmacher. Erst Eufels, dem die Juleiten heute zu bleiben, muß man lebend annehmen.

Von mir hatte ein Juleitenmacher, den ich an einem jungen Juleiten und an dem Juleitenmacher als Juleiten nennen, sich bei Juleiten Eufelsstift ausgeben; nach einiger Zeit sprach er, sich im Eufelsstift annehmen, zu einem jungen Juleiten, den er mitgebracht hatte: Dem Juleiten wird doch in Spanien sagen, ungeachtet aller der Eufels, mit der man die Juleiten singler, die Juleiten singler und Juleiten Demagogen als Juleitenmacher bezeichnen. Was sagen Sie dazu, mein Herr Juleitenmacher? Diese singler sich mit mehr Juleitenmacher Eufels.

gegen Don Carlos und seine Anhänger, indem er dem alten Herrn darüber einen Vorwurf machte, daß er als Protestant senst sich würde gefreut haben, wieder in einem Lande die Klöster aufgehoben zu sehen, wogegen er sie jetzt in Schutz zu nehmen schiene, bloß weil er der Sache des Don Carlos anhinge.

Beide stritten hin und her über die Ansprüche beider Parteien; der Demagoge kramte seine bei allen Leuten seines Geschlechtes gewöhnlichen Grundsätze von Absolutismus und Constitution aus. Der alte Herr hielt sich an das falsche Gesetz und brachte alle die bekannten Gründe für Don Carlos vor, wonach er die Bestimmung seines Vorgängers Ferdinand nicht anerkennen dürfe. Auch dieser Ansicht konnte ich nicht beitreten, sondern nahm das Wort und suchte die wahre Lage der Sache auseinanderzusetzen, damit der Kampf um die Legitimität nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe.

Ferdinand VII. war von Gottes Gnaden König von Spanien, vermöge seiner Legitimität konnte er Gesetze geben, welche er wollte, vermöge seiner Legitimität war er Haupt der ganzen Familie wie des ganzen Volkes aller Classen. Alle waren seine Unterthanen von dem Thronfolger an; dieser mußte sich eben-

so gut unterwerfen dem Willen des legitimen Königs wie der letzte Unterthan der spanischen Krone. Der legitime König von Spanien befahl, daß seine Tochter die Krone erben sollte, er hob das falsche Gesetz auf. Mehr bedurfte es nicht, um die legitime Successionsordnung festzustellen. Ich weiß zwar, daß sehr viele Gutgesinnte die Rechte des Don Carlos für mehr begründet halten als die der Königin Isabella, welche leider ihre Ansprüche jetzt noch durch Mittel aufrechterhalten muß, welche jedem Wohlgesinnten ein Gräuel sind. Aber man hüte sich, an dem Gebäude der Legitimität zu rütteln.

Grade darin besteht das Wesen der Legitimität, daß der Gefalbte des Herrn nur dem obersten Könige dort oben Rechenschaft geben darf, und daß jeder Unterthan unbedingten Gehorsam leisten muß. Also auch Don Carlos mußte sich diesem souverainen Willen unterwerfen. Sobald er sich auf die Untersuchung der Frage einläßt, ob die Bestimmung seines Bruders mit Recht geschah, ist er der erste Rebell. Man hüte sich wohl, der Rebellion des Don Carlos das Wort zu reden, wenn man auch sein System der Verwaltung noch so sehr billigen muß. Wollte man dem Bruder des Königs das Recht einräumen, sich dem

souverainen Willen seines königlichen Bruders zu versehen, so wäre damit der allgemeinen Umwälzung Thor und Thüre geöffnet und die Demagogen würden sich, auf dies Beispiel gestützt, auch herausnehmen wollen, zu beurtheilen, ob ein Gesetz von ihnen für Recht oder Unrecht angesehen werden möchte. Was dem ersten Unterthan freisteht, muß auch dem letzten erlaubt sein.

Meine Gründe überzeugten den Johanniter nicht, er wußte zu wenig das Recht des Bestehenden von den Mitteln, es zu erhalten, zu unterscheiden, und nur der geheime Secrétaire war mit meinen Gründen einverstanden, ohne sie recht zu begreifen. Zum Glück ward meine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenkt. Ein paar Fremde traten herein und es bezeugte der eine sein Mißfallen darüber, daß man das neue Palais des Prinzen Wilhelm unter die ohnehin schon bebauten Linden und nicht auf das königliche Feld gebaut habe, wie man in München die neuen Prachtgebäude in den Vorstädten aufzuführen lasse, um dadurch Veranlassung zu neuen Straßen zu geben.

Dies vermochte den andern zu der Bemerkung, daß dies wol absichtlich geschehen sei, um dem Für-

stenpaare, für dessen Wohnung dieser Palast bestimmt ist, eine lebendige Aussicht zu verschaffen, wobei sich der Sprecher vorlaute Ausfälle auf das müßige Leben der Kammerherren und der anderweiten Umgebungen des Hofes erlaubte und zu meinen schien, als wenn man an einem solchen Hofe nichts zu thun habe, als spät aufzustehen, spazieren zu fahren, zu essen, in das Theater zu gehen und zu schlafen.

Da es mir leid that, daß Fremde eine so falsche Idee von Berlin mit in ihre Heimat nehmen möchten, nahm ich mir die Mühe, sie eines Andern zu belehren, und sagte ihnen, daß sie das Leben der Höfe gar nicht, und am wenigsten das der hiesigen Höfe zu beurtheilen verständen; ich bewies ihnen, daß die hiesigen Prinzen sehr viel zu thun hätten.

Zuförderst sind sie alle im Dienst des Staates angestellt, zum Beweise, daß Niemand sein Brot müßig essen, sondern selbst verdienen soll. Sodann haben sie mehre andere Pflichten zu erfüllen, die einem Privatmanne nicht obliegen. Was die Dienstarbeiten der Prinzen anlangt, so sind sie, wie dies in einem militairischen Staate sehr natürlich, als höhere Befehlshaber der bewaffneten Macht angestellt. Als solche stehen sie sehr früh — gewöhnlich mit

dem Aufgange der Sonne auf, lesen die eingegangenen Dienstschreiben und bestimmen, wer sie beantworten soll, gewöhnlich verfügen sie auch selbst darauf, was geschehen soll. Kaum haben diese Herrschaften Zeit gehabt, etwas zu frühstücken, welches stets im Familienkreise geschieht, da sie gewöhnlich zeitig verheirathet werden; dann kommen die Adjutanten derselben, bringen die am Tage vorher von dem Prinzen eröffneten Briefe und Berichte, tragen — nachdem sie, die etwa vorher darüber schon stattgefundenen Verhandlungen gelesen — die ganze Sache umständlich vor und stellen ihre Meinung höherer Entscheidung anheim. Der Prinz verlangt oft eigne Uebergzeugung und Vorlegung der Acten; worauf — wenn die Uebergzeugung nicht sogleich beschafft werden kann — die Entscheidung vorbehalten bleibt.

Kaum ist der öffentliche Dienst beendet, so erscheint der Hofstaatssecretäre oder sonstige Verwalter der Privatangelegenheiten, des Prinzen und trägt die ebenfalls Tags vorher eingegangenen Schreiben vor. Dann erscheint der Hofmarschall oder der dessen Dienste verrichtende persönliche Adjutant des Prinzen, welcher genau davon unterrichtet sein muß, was der König über denselben oder den folgenden Tag ver-

sagt hat, ob eine öffentliche Festlichkeit des Hofes oder der Stadt, oder ob eine Privatfestlichkeit stattfindet, z. B. das Dienstjubiläum eines verdienten Mannes, oder ob ein solcher sich krank befindet, welche ausgezeichnete Fremde in der Stadt anwesend, oder was im Theatre und sonst zu sehen ist. Der Prinz bestimmt, in welcher Art sein Hofstaat dem Feste beizuwohnen soll, in welcher Art er einen verdienten Staatsbürger durch einen Besuch an seinem Ehrentage oder durch Erkundigung nach seinem Befinden ehren, welche Visite er einem fremden Fürsten machen, oder welchen fremden Fürsten, Militair, Gelehrten oder Künstler er zur Tafel ziehen will.

Nun erst kann der Prinz sich seinen mühsamern Arbeiten überlassen; er nimmt die Acten vor, welche er sich im gestrigen Vertrage zur eignen Prüfung erfordert hat, liest größere Memoires und wichtige Berichte, welche er sich vorbehalten, und erst wenn dies Alles beendet ist, kann er sich seiner Lieblingsneigung überlassen. Der eine bearbeitet das Fach der Geschichte mit der erschöpfendsten Gründlichkeit, wozu ihm alle vorhandnen Hülfsmittel die Hand bieten; der andere studirt die Naturwissenschaften, besonders in Beziehung auf deren praktische Anwendung, als Metallurgie, Chemie u. s. w.;

ein anderer studirt Geographie im ausgebehntesten Sinne, weshalb Alexander v. Humboldt und dessen Doppelgänger v. Buch am Hofe so unentbehrliche Personen sind. Endlich vergessen die Prinzen auch die Künste nicht, der eine zeichnet Architektur, der andere Portraits; der eine übt die Kunst der Instrumentalmusik, der andere die des Gesanges; alle aber lesen in mehreren Sprachen die wichtigsten Werke über die schönen Künste.

Der Morgen ist lang für Den, der früh aufsteht, es kann viel geschehen bis zu dem spät stattfindenden Mittagessen; darum bleibt noch eine Stunde zum Empfange der sich meldenden Offiziere und aufwartenden Fremden, sowie zu den Audienzen von allen Personen, welche eine Veranlassung haben, sich dem Prinzen vorzustellen. Die Mittagstafel ist gewöhnlich eine Vereinigung von Allem, was sich eben in der Residenz von Notabilitäten vorfindet, in der schönsten Abwechslung, indem dazu die verschiedenen Höfe der mehreren Prinzen Gelegenheit bieten; daher diese Gesellschaften auch stets nur klein sind, obwol die Kammerherren und Hofdamen jetzt nicht mehr wie sonst täglich mit den Herrschaften speisen, sondern nur nach einer gewissen Reihenfolge wie

andere Gäste geladen, oder, wie es heißt, befohlen werden.

Auch der Abend sogar bleibt diesen hohen Herrschaften nicht zur Erholung; wenn sie nicht einmal in das Theater gehen, um einem classischen Stück zu huldigen, oder ein bedeutendes Talent aufzumuntern, so wird dann ebenfalls von Amtswegen von den neuesten Erscheinungen der Literatur Kenntniß genommen. Gewöhnlich werden dazu einige ausgewählte geistreiche Personen, Herren oder Damen gewählt, welche darüber Vortrag halten, auf das bereits Vorliegende aufmerksam machen, vorlesen oder die hohen Herrschaften veranlassen, sich in ein benachbartes Cabinet zurückzuziehen, um selbst zu lesen, zu prüfen und ihre Bemerkungen sodann mitzutheilen. Wer an solchen Abenden zugelassen ist, kann erst über das geistige Leben am Hofe urtheilen; diese Ausgewählten erhalten den Auftrag, bei nächster Gelegenheit Personen ihres Faches, ihrer Bekanntschaft oder solche, von denen sie noch erfahren möchten, bei den bestimmten Audienzstunden vorzustellen. Mit Recht wollen die Herrschaften erst selbst sehen und kennen lernen, ehe sie neuen Personen den Zutritt gestatten. Diese werden dann bald darauf zur Tafel gezogen, und wenn

sich zeigt, daß ihr Geist für die Abendunterhaltung zu brauchen, werden sie auch nach gewisser Reihenfolge dabei zugelassen.

Auf diese Weise bleiben die hohen Herrschaften stets au courant mit dem Wichtigsten ihrer Zeit. Zu wünschen wäre nur, daß man etwas strenger auf die Geburt sähe, — der Adel hat selbst große Geister genug!

N a n t e.

In Berlin gewesen zu sein, ohne den Eckensteher Nante gesehen zu haben, heißt gerade so viel, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben, wenigstens in den Augen eines Geistlichen, und die Pandekten in Florenz nicht gesehen zu haben, in den Augen eines Juristen. Ich versäumte daher natürlich nicht, mir auch während meines hiesigen Aufenthalts dieses berühmte Stück anzusehen, das ich so oft zwar andernwärts bewundert hatte, aber doch noch nicht auf seinem classischen Boden. Der hiesige Buchhändler, welcher von diesem ausgezeichneten Werke schon 20 Auflagen zu Tage gefördert hat, soll den Verfasser königlich belohnt haben. Auch kann es

einem Buchhändler an Mitteln dazu nicht fehlen, der so den Geist seiner Zeit erfaßt hat, daß er dieses Geistesproduct in Verlag nahm.

Ich war den Tag vorher in Emilia Galotti gewesen und hatte in dem ersten Range fünf Personen gezählt. Heute war es ganz anders, das Haus, obwohl der Eckenscheer Rante schon, glaube ich, mehr als achtzigmal gegeben worden, dennoch sehr besetzt, ungeachtet Berlin jetzt noch so gut als ganz leer scheint, indem der Hof noch nicht von den diesjährigen großen Reisen zurückgekehrt ist, und die elegante Welt ebenfalls erst dann zurückkommt, wenn sich der Hof einfindet. Dann wird dies Stück auch noch öfter gegeben werden.

Es ist nämlich eine von den Leuten von Stande sehr wohl berechnete Maßregel, solche Stücke in Aufnahme zu bringen. Die Macht der Mode ist allgewaltig, und so viel uns auch der Zeitgeist schon von unsern Rechten geraubt hat, so ist uns doch das geblieben, den Ton anzugeben. Wir machen die Moden; von uns gehen sie aus. Die Sache ist sehr wichtig und wird trotz aller Demagogen wol noch so lange bei uns vorhalten, bis wir wieder in den Besitz unserer angeborenen, heiligen Rechte werden einge-

setzt werden. Jahn und seine Deutschthümer wollten den deutschen Rock wiedereinführen; alles Schreien darüber war vergeblich, denn welcher Mann von Stande wird eine Mode von unten aufnehmen. Nur von oben kann die Mode ausgehen. Hätte man am Hofe die prachtvolle altdeutsche Tracht eingeführt, bald wäre sie bei den niedern Ständen Mode geworden, und wer, sich das deutsche Staatskleid nicht hätte schaffen können, würde wenigstens einen solchen Rock als ärmliche Nachahmung angenommen haben, wie Jahn und Consorten trugen, und so hätte die Mode da aufgehört, wo sie anfangen wollte.

Die Macht der Mode ist so allgewaltig, daß es in Frankreich einmal vor der Heirath der Herzogin von Verri Mode ward, *d'être une bonne mère de famille*, weil die Herzogin von Angoulême, welche nie liebenswürdig war, den diesfallsigen Ton angab. Alle Moralisten hatten Jahrhunderte diese Eitteneinfalt gepredigt, — vergeblich. Manche hübsche Pächterin oder Kaufmannsfrau war mit diesem Weispiel vorausgegangen, — vergeblich; nie konnte man dies zur Mode erheben. Eine Prinzessin fing die Mode an, und sofort war es Mode.

Die Mode, den hiesigen Eckensteher sublim zu

finden, ist daher ebenfalls nicht von dem Publicum des Eckenlehrs, den Handwerksburschen und höchstens den Actuarien hervorgegangen, sondern Rante ist von der vornehmen Welt zur Mode gemacht worden. Daß die vornehme Welt aber an diesem Nachwerk, welches — ohne diese Mode — nur für ein Affentheaterpublicum genießbar gewesen wäre, keinen wahren Geschmack finden konnte, darf man wohl nicht erst versichern. Personen von hoher Geburt, von der feinsten Erziehung und eingeweiht in die Feinheiten des französischen Lustspiels können unmöglich an solchen Gemeinheiten Gefallen finden. Aber es muß Etwas Mode sein, nicht Alle können die Mode des französischen Theaters mitmachen, obwol aus Mode Viele hineingehen, die nicht ein Wort französisch verstehen. Es war daher der vornehmen Welt leicht, die Mode auf Etwas zu lenken, was unschädlich ist.

Als die vornehme Welt noch Emilia Galotti besuchte und dies Stück an der Tagesordnung war, wurde dem Volk ein Hösling gezeigt, der zum Haß des Adels aufreizte; als die vornehme Welt den Ton für Kabale und Liebe angab, da ward ein Hösling verächtlich dargestellt. Wollte man unsern jetzigen Demagogen noch mehr solche Marinelli und Hof-

marischälle v. Raib vorführen, so würde man noch mehr suchen, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Daher war es sehr klug, solche Stücke Mode werden zu lassen, welche zu keinen solchen Vergleichen Anlaß geben. Darum der Beifall, den Lumpazivagabundus oder das läderliche Aleeblatt von Tischler, Schuster und Schneider, der Bauer als Millionair, das Fest der Handwerker und der bürgerliche Geist auf der Abtei erhalten haben.

Daß man diese Gemeinheiten mit der größern Stadt Wien entschuldigte, war ebenfalls nur ein klug erfundner Vorwand; denn dort werden solche Stücke nur für das gemeine Volk in der Vorstadt gegeben, und der Vornehme geht höchstens dahin, um seinen Kindern einmal eine Poffe zu zeigen. Hier aber ist man wohlweislich so klug gewesen, absichtlich die Mode dahin zu lenken. Der ausgezeichnete Komiker Beckmann fing an, sehr gefährlich zu werden; denn hätte er seinen komischen Humor dazu benützt, den Adel auf die Bretter zu bringen, so hätten wir die Lacher gegen uns gehabt. Allein bald sagte ihm dieser Fürst, bald jener Graf so viel Verblindliches über seine Handwerkßburschen und Schuhknechte, daß er sich in die-

ser Sphäre ganz glücklich fühlt. Sollte er einmal auf dem Einfall kommen, die vornehme Welt zum Gegenstand seiner Komik zu machen, so muß ihn Gerk sofort ab danken, der für die großen Zuschüsse vom Hofe gewiß gern Alles thut. Man erzählte mir: er habe schon einmal ein Stück angefangen gehabt, worin ein Kammerherr die lustige Person gewesen, er habe aber diese Arbeit für ein gutes Stück Geld unterdrückt.

Also Nante ist keine so unbedeutende Person, als die Herren Recensenten, welche die Welt nur aus ihren Dachstübchen kennen, meinen, da sie nicht wissen, was und wer alles dahinter steckt. Fahren Sie fort, lieber Herr Beckmann, Ihre Sujets aus der niedrigsten Sphäre zu nehmen, Sie sind unserm Beifall gewiß; und Sie, angehende Herren Buchhändler, lassen Sie sich seine geistreichen Arbeiten nicht entgehen; wir werden schon für Absatz sorgen.

Uebrigens haben wir Veranlassung, mit den hiesigen Buchhändlern recht zufrieden zu sein. An andern Orten arbeiten sie den Demagogen in die Hände, um verbotene Schriften zu verbreiten, besonders vorher, ehe sie das auch nur zu besüchtende

Verbot erfahren. Hier sind sie aber schon besser gezogen. Kommt ein solches Buch hier an, so wird es nicht erst ausgegeben, sondern das Verbot ruhig erwartet und dann das ganze Packet unter die Krebse geworfen oder der Polizei abgeliefert. Ja, es ist schon vorgekommen, daß leipziger Buchhändler von den hiesigen solche Bücher, von denen ein Verbot zu erwarten, mit dem Bemerken zurückgeschickt worden, daß sie dieselben nicht ausgeben wollen, indem es ihnen bei der vornehmen Welt einen bösen Namen machen würde, wenn man erführe, daß es durch ihre Hand gegangen. Auf die Erwiderung, daß nichts gegen den Staat, gegen Religion und gute Sitten darin gestanden, war die richtige Antwort: aber das Westehende ist angegriffen, die erste Stütze des Staats, mithin die Legitimität.

Freilich hat man auch erst Kugeweise die geeigneten Mittel anwenden müssen, um den hiesigen Buchhändlern eine solche Erziehung zu geben. Wenn sie nämlich zum zweiten Male ein verbotenes Buch verkaufen, fallen sie nicht nur in verdoppelte Geldstrafe, sondern verlieren auch ihren Gewerbeschein. Doch Ein Buchhändler ist wegen seines ausgezeichneten Patriotismus besonders zu loben, leider habe ich

seinen Namen vergessen, aber zufällig an der unble d'hôte von einem leipziger Buchhändler bittere Klagen über ihn vernommen. Er hatte nämlich ein Buch gegen den Adel ohne Weiteres und vor dem Verbot mit dem Bemerken remittirt, daß er nie solche Schand-
schriften verkaufen werde und daß er als ehemaliger preussischer Offizier sich solche Zusendungen für die Folge ernstlich verbitten müsse. Ein so seltner Mann würde unbedenklich einen Orden verdienen, wenn ich nicht auf den Gedanken kommen müßte, daß er vielleicht durch den Debit einer von Amtswegen zu verbreitenden Schrift einen großen Gewinn hat, den er zu verlieren fürchtet, wenn durch seine Hände eine Verunglimpfung des Adels gegangen wäre.

Sehr gefreut habe ich mich übrigens im Theater, daß der Offizierstand sich stets von dem andern Volke absondert. In dem Parter sieht man keine Uniform, sondern lediglich im ersten Range. Wenn daselbst freilich auch mitunter reiche Juden sind, so schadet dies doch nichts, denn einen Offizier wird man stets von dem Juden, und wäre es Rothschild, zu unterscheiden wissen. Anders ist es aber, wenn er mit Referendarien, Assessoren, Räthen, Doctoren und Kaufleuten zusammenkommt, indem solche Leute gar

zu leicht eine Gleichheit mit dem Offizier prätendiren, welcher doch in der Regel an und für sich einem höheren Stande angehört.

Nach dem Theater pflegte ich bei Kranzler unter den Linden eine Schale Eis zu essen und mich durch Beobachten des Zeitgeistes zu unterhalten, der auch hier mit gellen Zügen hervortritt. Die französischen Zeitungen werden zuerst vergiffen, als ob man daraus noch mehr Belehrung über das Gift der Demagogie entnehmen wollte, als schon überall verbreitet ist. Vor Allem aber scheint der „Temps“ und der „Constitutionnel“ zu gefallen, und Wellington, der erste Held des Jahrhunderts, wird mit verwerfender Geringschätzung behandelt. Von dem Adel ist gar nicht mehr die Rede, oder, wenn es nothwendig ist, als von einer halbvergeffenen Sache.

So sehr der König allgemein geliebt wird, so schien es mir doch, als wenn man nicht mit gleicher Liebe an allen Prinzen hänge und als wenn keine Prinzessin so gefiele, wie die Königin Luise gefallen hat, obwol alle jung, sehr schön und liebenswürdig sind, welches wol nicht anders sein kann, da Goethe selbst bei der Erziehung einiger derselben die Hand im Spiele gehabt hat. Ich schloß das aus Folgendem:

Einer der Anwesenden, von dem ich nachher erfuhr, daß es ein Fabrikant aus einer Provinzialstadt war, erzählte, er sei heute in der Friedrichstraße in seinem Wagen gefahren; auf einmal habe ein hinter ihm herfahrender Kutscher sehr laut ho ho! gerufen, als solle er aus dem Wege fahren. Da sein Wagen heruntergeschlagen gewesen, habe er bemerken können, daß eine leichte Droschke mit einem Pferde in der Mitte und zwei Pferden an der Seite, deren Köpfe auf eine lächerliche Art als Caricatur rückwärts gespannt gewesen wären, bei ihm habe vorbeifahren wollen; er aber habe seinem Kutscher zugerufen: du weichst nicht aus! Die Droschke habe daher durch einen Umweg sich weiter helfen müssen. Er habe darin einen jungen General gesehen, ob einen hiesigen oder einen fremden, wisse er nicht. Von diesem sei er scharf angesehen worden, doch auch er habe ihn scharf angesehen. Wenn dies nun ein Prinz gewesen wäre! wurde ihm bemerktlich gemacht. Nun, wenn es nur der König nicht gewesen ist, war die Antwort, welche mit einem wenigstens demagogischen Tone ausgesprochen ward.

Um so mehr freute ich mich, einen Kammerherrn, wie ich aus seinen Knöpfen erkannte, auslein-

anderseigen zu hören, wie lebenswerth das Leben unserer hiesigen lebenswürdigen Prinzessinnen ist, als ein alter Herr gar nicht aufhören wollte, ihm die Lebenswürdigkeit der verstorbenen Königin zu rühmen. Man kennt, sprach der Kammerherr, das Privatleben dieser hohen Frauen nicht genug, man muß Zeuge davon sein, um sich ganz hingeworfen zu fühlen. Gerade die Frauen, von denen man am wenigsten spricht, sind die besten Frauen, denn sie führen das einfachste Leben.

Die ersten Stunden des Tages, der bei unsern Prinzessinnen sehr früh anfängt, sind ihren Kindern gewidmet; so klein dieselben noch sind, so sehr beschäftigt doch diese hohen Frauen deren Erziehung, da sie den Grundsatz haben, daß das Kind nichts besser lernt, als was es von der Mutter lernt. Später werden die eingegangenen Schreiben erbrochen und kurz darauf bemerkt, was zu antworten, oder dem Hofstaatssecretäre vorgelegt. Dieser erscheint zur bestimmten Stunde zum Vortrag mit den gelesenen eingegangenen Schreiben und legt diejenigen zur Unterschrift vor, auf welche bereits die Entschließung Ihrer Hoheit erfolgt ist. Nach ihm kommt die Oberhofmeisterin, welche bereits von dem Hofmarschall die

Personen erfahren, welche von dem Prinzen zur Mittagstafel befohlen worden. Diese muß, waren Fremde darunter, von allen diesen Personen eine treue Biographie entwerfen, damit die Prinzessin weiß, wen sie sehen wird.

Höchst überraschend ist es bei diesen Mittagstafeln, wie geistreich die Prinzessinnen jeden der Anwesenden in das Gespräch zu ziehen wissen. Bei ihrer sorgfältigen Erziehung und ihrem Geist wissen sie stets die Würdigkeit des bürgerlichen Beamten, selbst des Gelehrten zu beleben und selbst dem faßt unbedeutenden Manne eine Seite abzugewinnen, die alle Anwesende zufrieden stellt. Bei dieser amtlichen Behandlung der Oberhofmeisterin muß sie zugleich vortragen, welche ausgezeichnete fremde Damen in Berlin anwesend, um denselben Gelegenheit zu geben, vorgestellt zu werden, oder welche Damen dies wünschen.

Zu diesen Präsentationen ist eine gewisse Stunde bestimmt. Dies ist aber kein bloßes Ceremoniel, sondern absichtlich suchen die Prinzessinnen jede Gelegenheit auf, sich zu unterrichten oder Gutes zu thun, z. B. indem sie der Frau eines verdienten Staatsdieners etwas Freundliches über die treuen Dienste ihres Mannes sagen u. s. w. Nach Beendigung dieser

Präsentation bestimmt die Prinzessin, welche Damen sie auf den folgenden Tag zur Tafel hießen will, woe- über dem Prinzen durch den Hofmarschall Meldung geschieht. Später wird eine öffentliche Anstalt für Erziehung oder Krankenpflege oder sonst ein lehrer- licher Gegenstand in Augenschein genommen. Nach Tische werden Kunst und Zeichnung geübt, und der Abend ist den Erscheinungen der neuesten Literatur gewidmet. Dies geschieht mit dem Prinzen ge- meinschaftlich.

Die gute alte Zeit.

Der Landbesitzer, dessen Bekanntschaft ich bereits bei Stehly gemacht hatte, fand sich auch bei Kramler ein, und reichte mir nach einiger Zeit ein Blatt des Magazins für die Literatur des Auslandes, mit dem Bemerkten: Lesen Sie einmal diesen Artikel über die schlechten Zeiten; ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber Ihre Ansichten über Legitimität, wenn sie auch in ihrem Resultate nicht mit dem meinen übereinstimmen, haben mir die Gewissheit gegeben, daß Sie nicht dem selbigen Zeitgeist huldigen, der alle Begriffe zu vermischen droht.

Ich las einen Artikel aus der russischen Literatur und war „Schreiben eines Dichters auf dem Lande

an seinen Neffen in der Selbstung", worin der alte Herr das heitere Leben seiner Jugend erzählt und mit den höchsten Zeiten der Gegenwart vergleicht; damals konnte er überall auf Credit kaufen, wogegen jetzt die Gläubiger über ihn herfallen und ihm bereits drei Viertel seines Vermögens hatten wegnehmen lassen. Die Umrechnung der alten Zeit war mit großen Zahlen gegen die Regelmäßigkeit der neuen Zeit geschildert, jedoch man die bise Weise des Schriftstellers sehr wohl durchschauten sich, die alte Zeit gegen die jetzige paradympfen. Wir waren darin einig, daß die Censur solche Artikel nicht passen lassen müßte, da sie nur dem Zeitgeist Beschuld thun, und konnten nicht begreifen, wie dies in einem Blatt, welches in Berlin steht, dem Gege der ebenen Censurbefehlen erscheint, gestatten werden konnte, wo man sonst doch ziemlich vorsichtig ist.

Der Kuzem hatte nämlich ein häufiger sehr berühmter Schriftsteller in der Biographie eines bedeutenden Staatsbeamten sich die Bemerkung erlaubt, daß, da derselbe von niedriger Geburt gewesen wäre auch es doch zu einer so hohen Stufe im Staate gelangt wäre, dies ein Beweis wäre, wie der Adel wirklich die Brauchbarkeit und nicht den Zustand der Geburt

bei dem Staatsdienst beachtet habe. Bald darauf sah dieser Schriftsteller seine Arbeit in einem, ich weiß nicht welchem, amtlichen oder halbamtlichen Blatte getabelt, und ein sehr vornehmer Mann nahm Gelegenheit, dem Verfasser zu sagen, daß es ihm sehr schaden würde, wenn er sich noch ferner dergleichen Bemerkungen erlauben wollte. Dieser versprach Befolgung, und bald las man auch in demselben Organ eine sehr lobende Beurtheilung dieser Arbeit.

Die schlechten Zeiten, von denen Bulgariu in dem ebenerwähnten Blatte erzählt, enthalten meine Geschichte, sagte mir vertraulich der Johanniterkitter vom Lande. Ich trat als Junker mit dreizehn Jahren in das gelbe Husarenregiment, nachdem ich bereits seit einigen Jahren eingeschrieben war, so daß ich meinen funfzehnten Geburtstag schon als Offizier feierte. Nach ein paar Jahren war ich stärker geworden und ließ mich zu den Kürassieren versetzen. Zwar war unsre Garnison zerstreut und in kleinen Städtchen; aber grade da konnte sich der ritterliche Geist des Offiziers ganz frei entwickeln. Der Rittmeister war die erste Person in der Stadt, der Justizdirector, der Superintendent, der Kreisphysikus kamen gar nicht in Betracht, und kamen sie ja einmal bei dem

benachbarten Landadel mit uns bei einer Mittagstafel zusammen, so verstand es sich, daß sie unter mich, als den jüngsten Cornet zu sitzen kamen. Aber dafür waren auch alle Offiziere Leute von Geburt. Damals waren noch gute Zelten.

Der Dienst war am Morgen bald abgemacht, man konnte sich auf die graubärtigen Unteroffiziere verlassen, die unter einer großsjährigen Dienstzeit als Gemeine selten dazu befördert worden waren. Diese verstanden es schon, die wenigen Rekruten einzulüben, welche wir jährlich erhielten, denn unter 20 Jahren ward selten ein Gemeiner entlassen. Darunter waren Leute, die schon allen Potentaten gedient und schon allerlei versucht hatten. Der Rittmeister fand in der Escadron einen Gärtner für seinen Garten, ich fand einen Büchsenmacher für meine Jagdgewehre, da ich ein leidenschaftlicher Jäger war, ein anderer Reiter dressirte meine Hunde, Schneider, Schuhmacher u. s. f. setzten natürlich ebenfalls die Escadron; da hatte man Alles pünktlich und ohne besondere Kosten. Meinen Schützen machte ein Soldat, das Kleid der Frau Rittmeisterin, die Pfeifenbeschläge für das ganze Offiziercorps ein Kürassier; und wenn wir Bälle gaben, fand sich bald eine ganze Kapelle in der Escadron.

Die Kerls waren mitunter mordlüberlich, aber man konnte doch Alles von ihnen haben. Das waren noch gute Zeiten.

Jeder von uns hatte unter den benachbarten Häusern des wohlhabenden Adels sein eigentliches Absteigequartier: der eins, weil er mit der Frau vom Hause eine ernstliche Liebchaft hatte; der andere, weil er mit dem Herrn vom Hause der Jagd oblag; der dritte, weil er mit dem Hausherrn zu trinken verstand, und der vierte, weil er mit dem Ehepaare täglich eine Partie machen mußte. So waren wir Alle untergebracht, und nach der Parade setzte sich Jeder zu Pferde oder fuhr dahin, wo ihn das Mittagessen erwartete. Zehn Meilen in die Runde ward natürlich kein Ball veräußert, und da waren es gewöhnlich nur die Frauen, welche am meisten zum Tanze aufgesodert wurden, weil man bei denen doch reelle Absichten haben konnte. Die Mädchen kamen weniger in Betracht. Hatte man mit einer der lieblichen Frauen ein paar Mal getanzt, so ward der Mann bald abgesendet, um eine Einladung anzubringen, und das führte bald weiter. Das waren noch gute Zeiten.

Doch auch in der Stadt gab es, so klein sie

war, Belegenheit zum Vergnügen; die Bürgerweiber rechneten es sich natürlich zur Ehre, wenn sie mit einem der vornehmen Herren eine heimliche Lieb-
schaft unterhalten konnten, und die Gemeinen wa-
ren angelernt darauf, die Belegenheit zu solchen
Bekanntschaften und mit Bürgermädchen zu ermitteln,
wenn sie es sich auch nicht übel nahmen, mit dem Herrn
Offizier zu theilen; dies aber thaten sie schon aus dama-
liger viel bessere Subordination sehr gern. Es war
dabei eine wahre Freude, die Devotion zu sehen, mit
der der ehrsame Handschuhmacher, bei dessen Frau
einer die Nacht zugebracht hatte, oder der Schneider,
dessen Tochter bei dem andern die Nacht über gewe-
sen war, uns am andern Morgen grüßten. Die
Offiziere mußten öfters die Quartiere der Soldaten
bei den Bürgern untersuchen, dies erleichterte den
Verkehr auch für die Nacht. Das waren noch gute
Zeiten.

Unser Regimentschef, Graf v. W., hatte eine
junge schöne Frau, ich hatte das Glück, ihr zu ge-
fallen, der General nahm mich als Adjutant an, und
ich ward von meinen Kameraden, welche ich in dem
lustigen Städtchen verließ, um in ein anderes ebenso
kleines versetzt zu werden, um mein Loos beneidet,

denn der Adjutant war jedesmal der begünstigte Liebhhaber der schönen Generalin. Ich nahm auch bald in jeder Beziehung meinen Platz ein und war eigentlich Herr im Hause, da der alte Herr ganz unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Sehr oft sagte er mir: bleiben Sie im Bureau (während er zur Parade ging), meine Frau hat mir gesagt, daß Sie Zahnschmerzen haben. Das Bureau war neben dem Zimmer der Generalin, daher hatte für mich die Schöferstunde geschlagen. Das waren noch die guten alten Zeiten!

Das eine Mal erlaubte es, ich weiß nicht welches häusliche Derangement der schönen Gräfin nicht, ihr Zimmer zu unserer stillen Zusammenkunft zu benutzen; es blieb uns nichts Anderes als die große Staatskutsche übrig, in welcher uns sehr wohl war. Doch auf einmal setzte sie sich auf dem abhängigen Boden der Wagencemise, da der Kutscher vernachlässigt hatte, einen Stein unterzulegen, in Bewegung, stieß das nur angelehnte Thor auf und rollte auf diese Weise auf den Markt vor dem Wohnhause des Generals, wo zugleich der Paradeplatz war. Eben ward die Parole ausgegeben. Damals waren die sich ohne Pferde in Marsch setzenden Dampfwagen noch

nicht bekannt, man denke sich daher das Ersauern der ganzen Waschparade, als sie diese Locomotive auf einmal auseinanderstrengte. Damals schloß man sofort auf ein im Wagen befindliches lebendiges Wesen, welches ihn in Gang gesetzt haben mußte, und als er von dem Aufhören der schiefen Fläche zum Stillstand gebracht, sogleich auf jeder Seite von Nennigten geöffnet ward, konnten wir keine andere Partie ergreifen, als zu sagen, wir hätten uns, wie die Kinder, etwas schaukeln wollen, machten gute Miene zum bösen Spiele und stiegen lachend aus, oder vielmehr das Lachen unter solchen Umständen schwieriger ward, als das Weinen, da ich meinem reichen Lufel herbe hatte.

Der General Graf von M. hatte zwar erst ein etwas bedenkliches Gesicht gemacht, nachdem ihn aber die Gräfin allein gehabt hatte, war von ihm nichts zu befürchten; doch die Redereien meiner Kameraden brachten es dahin, daß ich meinen Abschied und die schöne Gräfin einem andern Adjutanten nahm. Ich zog auf meine Güter mit dem Titel und der Uniform eines Rittmeisters von der Armee, lebte meinem Stande gemäß, sah viel Menschen bei mir, gab große Jagden und hatte einen in der ganzen Gegend rühm-

lichst bekannten Weinkeller. Bisweilen brachte ich auch ein paar Wochen in der Residenz zu, wo ich mich nur bei dem Hofmarschall zu melden hatte, um sofort zu allen Festlichkeiten des Hofes eingeladen zu werden. Dadurch hatte ich auch den Zutritt in allen Gesellschaften des diplomatischen Corps und des hohen Adels der Hauptstadt. Das waren noch gute Zeiten.

Ich schickte meinen Stammbaum ein und ward Johanniteritter, da dies Kreuz eigentlich zum guten Anzug gehört, und so lebte ich ein Leben so gut, wie es nur mein Vater und Großvater gehabt haben konnten, welche stets ihre Zeit als die bessere lobten. Ich hatte Geld genug, und da ich gar keine Schulden auf meinen Gütern hatte, nahm ich Pfandbriefe auf und kaufte damit mehr Güter, wodurch ich meinen Grundbesitz verdoppelte. Doch da mußten denn die Zinsen regelmäßig bezahlt werden, auch fand sich schon Manches, was mich ärgerte. Zuerst erhielten die Bürgerlichen das Recht, adelige Güter zu kaufen, sodann gar die Erlaubniß, dieselbe Uniform wie die Ritterschaft zu tragen, endlich erhielten gar alle Beamten eine Uniform. Wenn ich sonst mit meiner Uniform in Gesellschaft kam, hatte ich gleich Ansehen, und man wußte, mit wem man es zu thun hatte.

Bald verlor ich mich unter der Menge von bunten Uniformen. Im Aerger darüber und über das Zunehmen der naseweissen Redensarten von Leuten, welche sonst gar nicht in Betracht kamen, schloß ich mich mit meinen Nachbarn immer enger zusammen und vertrank die Grillen. Doch da kamen die Franzosen ins Land, und die ungeheuern Opfer, die der Adel damals bringen mußte, ließen auch ein bedeutendes Einkommen nicht mehr zulangen. Da kamen die schlechten Zeiten.

Nunmehr wurden die Bauern frei, ich brauchte jetzt baar Geld, wo ich sonst Dienste umsonst gehabt hatte; da gab es baare Ausgaben für Wege, an die sonst kein Mensch gedacht hatte, da man nur ein paar Pferde mehr vorlegen lassen durfte; da gab es baare Ausgaben für Gefessammlung, für Schulen u. s. w.; kurz, es fing schon an, sehr schlecht zu gehen. Doch als die Getreidepreise auf einmal seit den letzten 16 bis 18 Jahren so ungeheuer sanken, daß meine Amtsleute mich versicherten, die Culturkosten betrügen mehr, als der Preis, den man für die Produkte erhält, seitdem sind die schlechten Zeiten mit ihrer ganzen Last eingetreten. Dazu kommt noch, daß das Gefinde nicht mehr gehorchen will, die Knechte,

welche ihre Militärgelt beendigt haben, sind in hohem Grade verwöhnt, sie haben in den Casernen sehr gutes Essen gehabt, das verlangen sie jetzt auch von der Herrschaft; sie haben von ihren Offizieren keinen Schlag bekommen, auch von der Herrschaft wollen sie dies nicht mehr dulden; wer will da noch wirtschaften. Auch der Bauer denkt, er ist frei, und will den schuldlgen Respect nicht mehr leisten, wie ich es gewohnt gewesen bin. Das sind die schlechten Zeiten.

Ich konnte auf meine alten Tage mich nicht aufs Auaßern legen, da ich es in meinen jungen Jahren nicht gewohnt gewesen bin; ich gerieth daher in Schulden, und man wollte mir auf mein ehrliches Gesicht nicht mehr borgen; ich mußte daher meine Güter mit Hypotheken belasten. Dabei hat sich die Lustig gewaltig verändert; wenn es sonst zur Klage gegen mich kam, hatte ich gewöhnlich ein Jahr Zeit, ehe ein Erkenntniß kam, und ein paar Jahre, ehe die Execution vollstreckt ward. Und kam es endlich so weit, so sagte ich zum Kreisjustizrath, der verfassungsmäßig sonst ein Landstand sein mußte: Mein Freundschen, mache es nur gnädig mit mir; er lachte, wir tranken ein Gläschen nach dem andern, und das

Protokoll endete damit, daß ich nichts besaß, was nicht zur Wirtschaft gehört, welche vor Allem der Landschaft verhasst war. Doch nun geht es mit den Erkenntnissen gegen den Adel sehr rüsch, ich bin sogar schon so gut bedient worden, daß ich nach vier Wochen von dem Tage der Klage mein Erkenntniß in Händen hatte; die Execution wird von bloßen Beamten vollstreckt, denen man sich gar nicht einmal so decouvriren kann; und so sind für uns jetzt sehr schlechte Zeiten.

Schon einige meiner Güter sind subhastirt worden, das eine hat ein Brauer, das andere ein Stadtrichter, das dritte gar ein Jude gekauft. Ist es nicht schrecklich! Das sind schlechte Zeiten! Der Adel ist jetzt nichts mehr und hat nichts mehr. Das sind sehr schlechte Zeiten!! Ich bin jetzt hither gekommen, den König um ein Darlehn auf meine Güter zu bitten. Einige meiner Nachbarn haben schon, der eine 30,000, der andere 60,000 Thaler erhalten, und hier erfahre ich, daß solche Geschäfte sehr häufig gemacht werden. Da habe ich denn den jungen Menschen aufgetrieben, den ich bei Strehlitz bei mir hatte, der soll die Eingabe machen, nachdem ich schon von den Personen, von denen es abhängt,

die besten Zusicherungen erhalten habe. Nur auf diese Weise kann dem Adel wiederaufgeholfen werden, der jetzt Alles verloren hat. Sind das nicht schlechte Zeiten?!

Der arme Mann dauerte mich um so mehr, da er gewissermaßen auch meine Geschichte erzählt hatte, ich gestand ihm dies und wir wurden Freunde. Ich hatte Gelegenheit, sein Vertrauen durch manche Winke über die Personen zu belohnen, mit denen er es zur Erreichung seines Zweckes zu thun hatte. Er schöpfte wieder Hoffnung, und wir tranken bei einem feinen Souper bei Weyermann auf bessere Zeiten!

So wie wir aber über die Legitimitätsfrage wegen Don Carlos nicht hatten einig werden können, so konnten wir uns auch nicht einigen über die Zeiten, welche wieder zurückkehren müssen. Denn daß es nicht so bleiben kann, versteht sich von selbst. Mein Johanniter wünschte sich keine andern Zeiten zurück, als die kurz vor der Niederlage von Jena, weil er damals seine schönsten Tage verlebt hätte. Ich machte ihn umsonst darauf aufmerksam, daß damals schon der Grund zu den schlechten Zeiten gelegt gewesen sei. Damals hatte der Zeitgeist schon alle die gefährlichen Ideen von Freiheit und Gleich-

heit verbreitet, welche dann nur tiefere Wurzeln schlagen durften. Damals waren schon mehre Gesetze gegeben worden, welche die Macht des Adels untergruben, und der Adel selbst war damals schon zu sehr von dem Schwindel des Zeitgeistes ergriffen, sodaß er sich selbst sehr geschadet hatte.

Wenn man nur die Erlaubniß allein nimmt, adelige Güter zu kaufen, so war diese vom Adel selbst ausgegangen, um den Werth der Güter in die Höhe zu bringen. Da mußten andere Mittel erfunden werden. Man mußte damals schon einen andern Zeitpunkt weiter rückwärts wählen, etwa den vor dem siebenjährigen Kriege, wo der Adel noch in patriarchalischer Einsamkeit auf seinem Schloßern lebte und die Standshaft desselben noch mehr zu bedeuten hatte als jetzt. Doch mein neuer Freund machte mich auf die damals sehr niedrigen Preise des Getreides aufmerksam und auf manche andere Inconvenienzen der damaligen Zeit, die er durch seinen Vater und Großvater sehr wohl kannte. Ich verlegte daher die Epoche der guten alten Zeit weiter, nämlich nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges zurück. Doch jener blieb der Zeit vor dem Jahre 1606 treu.

Schwedisch-Pommern.

Mein Incognito hatte mir zwar Stoff genug zum Aergerniß gegeben, aber mir doch die beste Gelegenheit verschafft, manches mir Neue zu hören und wichtige Erfahrungen zu sammeln. Doch die schöne Frau v. S. reiste ab, und ich konnte mich weiter umsehen. Ich hatte die Insel Rügen mit ihren Naturschönheiten noch nicht gekannt, machte daher dorthin eine Excursion, und da die Saison auf Putbus vorüber, auch der Fürst nicht anwesend war, versäumte ich nichts, wenn ich auch dort mein Incognito beibehielt, um so mehr, da ich in Greifswald, dem Herde der Demagogie in Preußen, über diesen Gegenstand wichtige Aufschlüsse erwartete.

Doch ich irrte mich sehr; in dem ehemaligen Schwedisch-Pommern, oder wie es jetzt heißt, Neu-vorpommern, fand ich Alles ganz anders, als ich es erwartet hatte. Dort hat der Adel noch sehr bedeutende Vorrechte, hat seine Landtage, Beamten, Kassen u. s. w., dort steht der Adel noch in seiner vollen Blüte und ist seines Werthes sich bewußt; und ich darf wol gestehen, daß ich in ganz Deutschland den Adel nicht so auf seine wohlverordneten Rechte haltend gefunden habe als dort. Es war unter mehreren Edelleuten an der Wirthstafel die Rede von der Verheirathung eines hiesigen Edelmannes mit einer wohlhabenden Bürgerlichen; in andern Gegenden hätte man eine solche Mißheirath damit entschuldigt, daß sie zum Retablissemment der Familie nöthig gewesen. Hier aber war die Indignation allgemein und Verwandte konnten diese Heirath so wenig wie die Fremden verzeihen. Ich ward mit Freuden inne, daß ich mich hier in einer wahrhaft adeligen Provinz befand; auch fiel es mir auf, daß die wegen Hochverrath angeklagten Personen aus dieser Provinz nicht dem Mittelstande, sondern dem Adel angehörten. Bei meinem Incognito fand ich bald Gelegenheit, mit einem Professor der hiesigen Universität über die kura-

schenschaftlichen Umtriebe zu sprechen, und dieser gab mir darüber die folgenden Aufschlüsse, die ich mit aller Weitschweifigkeit wiederbegebe, wie sie bei einem deutschen Professor gewöhnlich ist. Er drückte sich darüber folgenbergergestalt aus.

„Im November 1823 wurden durch eine Denunciation Mittheilungen gemacht, wonach ein durch ganz Deutschland verbreiteter geheimer Bund bestehen sollte, dessen Zweck auf Herbeiführung der politischen Einheit und Freiheit Deutschlands gerichtet sei. Die Verhaftungen und Untersuchungen begannen nun stärker als je zuvor. Das viel verheißene und vorher gewaltig übertriebene Ergebniß davon aber lieferte späterhin das bekannte Breslauer Erkenntniß vom 25. März 1826 (durch Herrn v. Kamph sowohl in seinen Jahrbüchern, Bd. 27, S. 182 fg., als auch in seinen Annalen, Bd. 10, S. 245 fg. abgedruckt und sonst möglichst verbreitet), ein leider nur zu trauriges Zeichen der Zeit! — Ein Richterspruch, über den einst die spätere Zeit wol ganz anders urtheilen wird als die Verhängnisgecreaturen, welche z. B. im Hamburger Correspondenten eine große lobhudelnde Litanei darüber ausgoßen, von übergroßer Müde und Grundsätzlichkeit besessenen und nicht unterlassen, die öffent-

liche Meinung irre zu leiten, insonderheit aber alle Vessern im Volke wiederholt zu verdächtigen, wie sie sich ja auch selbst nicht einmal scheuten, dem herrlichen Enthusiasmus von 1813 revolutionnaire Umtriebe unterzuschleichen.“

„Bundschft geht nun jenes Erkenntniß (dem wir Schritte für Schritt folgen wollen) zurück auf die Leinewege mit Beweisen unterstützten damaligen Ansichten über die frühern Umtriebe, über das berüchtigte Wartburgsfest, über die Burschenschaften u. s. w. auf den Universitäten, welche natürlich — weil sie nach dem Obigen durchaus falsch sind — schon hierdurch den Standpunkt verrücken. Die angeblichen Bestrebungen einer Partei vermengt es mit den Gedanken und den Künsten einer Verschwörung, wofür denn doch ein Verein, welcher jeder Verbindung, wie dem Geiste der aufgehobenen Burschenschaft widerstritte, unmöglich gelten kann. Ja, selbst der spätern geheimen Burschenschaft gibt das breslauer Erkenntniß wol nur mit Unrecht eine solche schwarze Farbe, selbst wenn auch deren Mitglieder beabsichtigten, sich in den Zusammenkünften nur über solche Dinge zu unterhalten, welche über das Leben und Treiben der Studentenwelt hinauszugehen, sich durch den Austausch

der Ansichten über die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, vornehmlich über Staatsverfassungen und das politische Leben der Völker zu verständigen und sich auch geistigerweise für das nachfolgende bürgerliche Leben zur Verbreitung und Ausführung der als richtig erkannten Ueberzeugungen zu verbinden. Einzelne Resultate solcher Discussionen (von denen nicht einmal constatirt, ob, wie und wer sie angenommen habe), oder die Declamationen des Italieners Colonna de Wale von Walewsky an allen öffentlichen Orten, wenn sie auch allgemeinen Beifall gefunden hätten (obschon von diesem ganzen Subjecte die Polizei gar keine Spur finden konnte, mithin seine ganze Existenz sehr problematisch ist!), konnten aber wol noch weniger für eine Verschwörung gelten. Uebrigens kann das Breslauer Erkenntniß bei dieser Gelegenheit nicht umhin, durch die Bemerkung, daß durchaus keine Verbindung zwischen ältern Männern und den Vereinsmitgliedern zu Jena stattfand, die vielfachen Verleumdungen geachteter Gelehrten daselbst zu widerlegen.“

„Was nun den, nach Angabe des Breslauer Erkenntnisses durch den hiesigen von Sprewitz 1821 gestifteten sogenannten Jünglingsbund, diesen eigentl-

chen Gegenstand die Entscheidung selbst betreffe, so fehlt es — abgesehen von dem wol vielfach noch sehr zweifelhaften subjectiven Thatbestande und von der weiter unten zu berührenden Zweideutigkeit seiner Stifter — vor allen Dingen selbst nach den gewiß nicht zu farblos vorgetragenen Anführungen des braunauer Erkenntnisses durchaus an dem objectiven Thatbestande einer hochverrätherischen Verschwörung, ja selbst einer, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden (einer wahren juristischen Novität ohne gesetzliche Begründung!) geheimen Verbindung, denn nur eine geheime Studentenverbindung (die denn aber nur nach eines jeden Derts Befehl zu behandeln wäre) liegt vor. Mag auch eine solche uns an und für sich noch so gefällig erscheinen, so erfordert es doch eine unparteiische Rechtsprüfung, vor allen Dingen die Essentialia des Hochverraths festzustellen und daher zu fragen, ob nach A. L. R. II, 20, §. 91, 92 sg. illegale Handlungen vorliegen, wodurch eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staats habe erzielt, oder das Leben oder die Freiheit seines Staatsoberhauptes verletzt werden sollen. Von allem Diefem findet sich indeß nicht die mindeste Spur. Angenommen auch, die von Spreng (über seine

Unglaublichkeit weiter unten) ringseländenen Bundesgesetze hätten wirklich bestimmt: Zweck des Bundes ist der Umsturz der bestehenden Verfassungen, um einen Zustand herbeizuführen, worin das Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung gebe, und Jeder müsse sich Waffen anschaffen und darin üben; so folgen doch daraus noch keineswegs jene wesentlichen Merkmale. Denn so viel ist klar, daß nicht bloß allgemeine Lebensarten, sondern ein fest bestimmter Plan erst vorliegen muß, bevor von einem Hochverrathe die Rede sein kann. War nun hier ein wissenschaftlicher, durch allgemeine Aufklärung und Leitung der Volkswünsche und durch die Monarchen, mithin im Wege der Reform nach ihren Ansichten selbst zu bewirkender, oder ein gewaltsamer Umsturz (wenn überall dies letztere Wort in den Statuten und nicht vielleicht bloß in einzelnen exaltirten Gesprächen gleich dem Ausdrücke Gewalt ohne Angabe gewaltsamer Mittel gebraucht ist) das Ziel? War das Wort Verfassung in einem strengen juristischen Sinne (in welchem?), oder nur in der Bedeutung als Zustand bestehender Mißstände u. s. w. genommen? Wie wenn Die, welche sich zur Theilnahme ins Maass hinein verleiten ließen, überhaupt nur legale

Mittel gewählt, oder geglaubt hätten, daß es nur auf die Adels- und Priesterherrschaft abgesehen sei, die doch unmöglich als ein Theil der Staatsverfassung im eigentlichen Sinne angesehen werden kann! Meinten etwa die verführten jungen Leute (vielleicht ganz abweichend von den versteckten Absichten ihrer Verführer) bloß das Lüg- und Truggebäude der Aristokratie, Hierarchie, Beamtenwillkür und der vielfachen Mißbräuche durch die Gewalt der Rede, der Schrift, der Ueberzeugung und allgemeinen Aufklärung der wahren Interessen des Volks und seines Monarchen, um hierdurch die Nothwendigkeit und die Vortheile einer Repräsentativverfassung klar zu machen und letztere herbeizuführen? Davon, daß ein Studentebund seinen Mitglieðern es zur Pflicht mache, sich Waffen zu halten und in denselben zu üben (daß beides geschehen, ist nicht einmal dargethan), ist noch ein gewaltiger Sprung bis zu einer gewaltsamen Revolution durch dieselben. Ja, welche Verfassung hätte denn eventuell an die Stelle der gestürzten gesetzt werden sollen? Etwa von den Preußen die preussische? War etwa ein allgemeines Preußenthum ihr Ziel? Selbst das breslauer Erkennniß muß es anerkennen, daß alsdann etwas ganz Anderes als das Verbrechen

des Hochverraths nach A. L. R. II, 20, §. 119, 135 vorgelegen hätte! Oder wäre bloß eine Raute, ein Gewicht, eine Münze, eine Geseßgebung das Ziel für die verschiedenen Staaten Deutschlands gewesen? Kurz, diese und noch viele andere Fragen lassen es durchaus zweifelhaft, ob und welches Verbrechen vorhanden oder vorbereitet sei, so lange, als nicht ein bestimmter Zweck vorlag. Ja, selbst darüber, ob die Bundesglieder sich nicht den Beschlüssen der Mehrzahl unterwerfen müßten, konnte man sich nicht einmal verständigen. Auch die Aufforderung des Freiherrn v. Dalberg durch Schmidt zu einer deutsch-griechischen Legion stellte theils nur unbestimmte Zwecke, theils begnügte man sich vorläufig mit Unterzeichnungen, und im wenigen Wochen verscholl auch dieses Vorhaben, welches Ziele für unausführbar hielten. Auch dieser Versuch, die Jugend zu wirklichen thatkräftigen Handlungen zu verleiten, wollte daher nicht glücken! Ja, das breslauer Erkenntniß erklärte selbst, daß die meisten Bundesglieder, sobald sie die Universität verlassen hatten, das Interesse für den Bund verlor und selbst ihre Beckenungen auf die innigste beeruten — theils weil die Anschauung der rechtlich geordneten bürgerlichen Verhältnisse eine Ken-

derung ihrer politischen Ueberzeugungen bewirkte, theils weil sie wenigstens die Ohnmacht und Unausführbarkeit ihrer frühern Bestrebungen einsehen, welches unschätzbar überhaupt stets der Fall gewesen wäre, sobald ein specieller Zweck, wie ihn das Breslauer Erkenntniß unterlegt, ihnen vorgeschwebt hätte; ja, daß mehr ältere Bundesgenossen entweder ihrem Zusammenhang mit dem Bunde so völlig aufgegeben hätten, daß sie denselben für in sich selbst untergegangen wählten, oder ihrem Austritt entschieden erklärten, oder gar freiwillige Denunciationen im Sinne hatten. Ebenso heißt es darin weiter: das Bild, welches der Bund zur Zeit seiner Entdeckung gewährt, ist äußerst verworren; auf der einen Seite scheint er seiner Selbstauflösung nahe zu sein, auf der andern glaubt man seine weitere Entwicklung wahrzunehmen, wiewol im Ganzen nicht zu verkennen ist, daß gerade aus diesem Zwiespalt sein Untergang nothwendig hervorgehen mußte. Doch auch der dem Bunde selbst überlassenen Organisation fehlt es von Anfang an an einer entsprechenden Ausbildung — daher gab es weder über die Aufnahme, noch über das Verfahren bei den Beratungen, noch über die verbindliche Kraft der gefaßten Beschlüsse bestimmte Statuten. —

„Die Rezipen lernten selten die Bundesgrundgesetze als solche kennen. Von diesen wurde sogar bei einigem Rezipieren das Eine oder das Andere weggelassen und durch andere Bestimmungen ersetzt und der Rezipiente pflanzte dann nur das lächerlichste Statut weiter fort.“ — Das breslauer Erkenntniß hat daher offenbar nur eine todte Hülle gespielt, und das Ganze stellt sich mithin nur als ein Spielwerk ohne bestimmte Zwecke und Mittel dar, das man der jugendlichen Reizung hinwarf und ihm einigen politischen Anstrich gab.“

„Von jenen Jünglingen kann übrigens unmöglich die Idee eines solchen Nothgebildes ausgegangen sein. Sie hätten sonst jedenfalls ein bestimmtes Ziel gehabt und sich keine so untergeordnete Stellung gegeben. Wer waren nun aber die, von denen solches Wandern ausging? Gehörten sie zur sogenannten liberalen oder Reactionspartei? Wie läßt es sich denken, daß wirkliche Revolutionsmänner ein so markloses Gebäude aufführen würden, das ihnen nie nützen, sondern nur schaden, auf jeden Fall die jungen Leute mißtrauisch und ungethuldig machen mußte? Wie wäre es denkbar, daß sie sich allen und jedem Einflusse auf dieselben enthalten und nicht wenigstens so

durch diese Stellung oder Nichtstellung im Schwange erhalten haben können! Wie läßt sich annehmen, daß nicht mehr von ihrer Thätigkeit herabzugeschrieben werden würde, da ja nicht Alle sehen!"

„Kesseln muß es werden, von wann sie ganz Verblödetung bewundern noch. Wer war denn? Diese Leute hätte man mehr verschämen können! Als die Befragung von der Reaktion ausgeht werden mußte, die jungen Leute zu ähnlichen Anschauungen zu verleiten und man behut sich ja heilen heute, so zu vermeiden, wenn sie sich nicht gleich verfallen können, erfolge diese Demonstration. Wer übernimmt insbesondere diese Aufgabe, die große Der, welchen man am meisten zu verblöden sucht, Weisheit, in Antrag bringt! Im auffallendsten Maße ist aber, daß grade mit dem Zeitpunkt, wo die politische Verantwortung ruheft wird, die ganze Sache eintrat, gleichsam als wäre aus der eigentliche Lauf erwacht. Dann hat man erst die Sache hätte dadurch mehr Schwanz bekommen müssen, daß man die Verantwortlichen ernannte, welche jene jungen Leute gleichsam, schon es mehr von sich, als von Verantwortung der Lehrer zu thun zu sein. Wie nicht die Leute war das Hauptziel der Untersuchung! Der warum

verfolgte man nicht die Spuren jener Mittelpersonen bis zu den Rädelshörnern? — Statt dessen entließ man grade den berüchtigten Wit v. Döring trotz seiner zugesandenen angeblichen Theilnahme früher als alle Andere! — Noch mehr auf die eigentliche Entstehungsweise deutet der Umstand hin, daß grade ein mecklenburgischer, also presumtiv ergastisokratischer Edelmann, von Sprewig, der Stifter jenes Bundes war, und außer den vielen von N. N. Grafen von N. N., warum nennt man sie nicht, da doch die Bürgerlichen genannt werden, welche im Breslauer Erkenntniß vorkommen. Ein v. Herzog wird nur genannt, aber einer dieses Namens schrieb zur Vertheidigung der Adelsvorrechte im mittelalterlichen Sinne gegen die Monarchen! Auch ein Freiherr v. Dalberg kommt als Leiter mit vor. Wollten jene Stützen etwa durch jenen Bund ihre Adelsvorrechte mehr restauriren helfen? Hat der v. Sprewig zur Bildung jenes Bundes, als einer neuen demagogischen Spiegelscheiterel, von seinen Standesgenossen besondere mittel- oder unmittelbare Antriebe erhalten, oder hat man ihn vielleicht bloß als willen- und willenloses Werkzeug dazu durch die Aussicht vermocht, daß, wenn ja eine Entdeckung erfolge oder erfolgen müsse, und

der Verdacht vom ihm auf Leute wie Follenius u. s. w. geworfen würde, er von mächtigen Männern Fürsprache und baldige Begnadigung zu gewärtigen haben werde? Oder aber steht er selbst vielleicht als wissendes Mitglied in einer andern Verbindung, von der er den Verdacht dadurch abzulenken suchte, daß er denselben auf den sogenannten Liberalismus und insbesondere auf solche Leute lenkte, die, ihm zu huldigen, die Meinung der Behörden gegen sich hatten? Welches ist die eigentliche Tendenz Derer gewesen, welche, wenn derselbe nicht bloß aus eigenem Antriebe handelte, durch den v. Spreng eine Verbindung von Studenten mit der Beimischung eines politischen Anstrichs errichten ließen? Wollten sie dadurch bloß Mißtrauen erregen und respective für das schon seit 1815 aufgeregte und stets erhaltene Mißtrauen Verlege liefern? Oder beabsichtigten sie wirklich, sich durch diese Studentendündlerwerkzeuge zu gewaltsamen politischen Umgestaltungen vorzubereiten? Welche Gestalt haben die letztern alsdann annehmen sollen und von welcher Natur sind alsdann die Tendenzen der eigentlichen Urheber dieses Unfugs gewesen? Von allen diesen Fragen, so nahe auch die Nothwendigkeit ihrer Beantwortung lag, findet sich durchaus keine

Spur. Die ganze Untersuchung erfolgte daher nur durchaus einseitig, bloß allein vom reactionären Standpunkte aus geleitet. Dazu kommt nun endlich noch das ganze Nebelgebilde eines Männerbundes, wodurch man sich bemüht hat, jenem Spielwerke der jungen Leute, damit es nicht ebenso lächerlich werde als die früher verdächtigten Schülerexercitien, und durch allzugroße Unbedeutbarkeit die Fürsten enttäusche und den Verdächtigungsmännern ihre Wichtigkeit raube, ein staatsgefährliches Netzes zu geben!"

Ueber den sogenannten Männerbund fuhr der Professor fort: „Hinsichts dieses vorgeblichen Männerbundes muß das Breslauer Erkenntniß selbst zugestehen, daß die Voraussetzungen desselben lediglich in den v. Sprewitz'schen Nachrichten aus der Schweiz, in den Bekundungen der (Studenten) Bundesglieder Deier und Schwarz und in der räthselhaften Stellung des Salomon zum Bunde der (Studenten) ihren Grund haben! Die ganze Annahme jenes sogenannten Männerbundes steht daher schon an und für sich auf sehr schwachen Füßen, da weder die Art, wie sich ein paar Studentenbündler herausreden oder geflüstert nach Anleitung der eigentlich leitenden Partei die Sache zu stellen gesucht haben mögen,

noch eine eigenthümliche Stellung das Räthsel lösen können. Die darin gefundenen Wahrscheinlichkeitsgründe werden aber noch schwächer, wenn man sie etwas näher beleuchtet. Herr v. Sprengel ist actenkundig der Stifter jenes Studentenbundes, als Urheber daher grade am wenigsten glaubwürdig, und so lange als nicht die Beylehungen und Verhältnisse, welche ihn zu jener Stiftung veranlaßten, klar zu Tage liegen, sehr dabei interessiert. Auch sind noch sehr viele andere Gründe denkbar und noch ungleich wahrscheinlicher, welche ihn vermögen konnten, den Verdacht auf Leute wie Follenius und Andere zu richten, welche schon lange vorher das Stichblatt aller Beschuldigungen als Demagogen gewesen waren, und welche wegen früherer Theilnahme an Studentenverbindungen und wegen freisinniger, vielleicht auch exaltirter Aeusserungen, weil man doch einmal daraus eine große politische Wichtigkeit machte und sogar eine Centralcommission auf Veranlassung solcher Dinge niedergesetzt hatte, ein gebrochenes Schwert hatten. Dieser letztere Umstand läßt auch aus der Flucht Follenius' und Besselhöft's keine hinreichende Vermuthung für ihre Theilnahme an dem vergeblichen Männerbunde ziehen. Ueberdies sind ja actenmäßig beide Bessel-

häftes selbst erst von dem Herrn v. Sperwig in dessen Studentenbund aufgenommen worden, wie läßt sich daher aus Wesselschöts's Flucht etwas Anderes folgern, als daß er eben wegen jener Theilnahme an der Studentenverbindung floh? Ein gleiches Motiv konnte aber auch Zollenius haben. Ja, bei ihm kam noch die Denunciation des v. Sperwig hinzu und das allgemeine Gerücht, welches sich durch denselben in der Studentenwelt von seiner angeblichen politischen Treue verbreitet hatte, welches Alles ihm auf längere Zeit, ja vielleicht auf immer, selbst wenn er auch nicht so unschuldig gewesen wäre, seine Freiheit rauben konnte! Wer wird auch selbst, wenn er noch so schuldlos wäre, sich so leicht vor solche Commissionen stellen! Sie scheut Jeder, selbst wenn er sich seinen ordentlichen Gerichtshöfen zu stellen kein Bedenken tragen würde. Hat übelgens nicht noch das neueste Beispiel der Hofgerichtsadvokaten Hoffmann und Rühl, die als notorisch Verschwörner bei jeder Gelegenheit und selbst in offiziellen Bekanntmachungen, sowie in jenem berliner Erkenntnisse besonders bezeichnet, ja seit 1824 in Köpenick und Darmstadt verhaftet und respective in Untersuchung waren, die dennoch endlich von dem Hofgericht zu Darmstadt

am 23. März 1831 gänzlich freigesprochen werden mußten, geliebt, welche Gefahren auch selbst Unschuldigern bei jener Verfahrungsweise drohten und wie wenig Gewicht auf ihre angebliche Notocietät zu legen sei! — Wer kann auch wissen, welche schwarze Desorganisirte er sich sonst noch mit Besserkösten von der politischen Zukunft im deutschen Vaterlande gemacht haben mag und welche individuelle Rücksichten ihn nach Amerika zogen, wenn er wirklich dorthin ging? Gerade, wenn Verfolger dorthin eilten, wo ihrer nur persönliche Freiheit, oder keine Theilnahme an politischer Wirksamkeit wartete, dürfte dies vielleicht ein psychologischer Grund mehr sein, anzunehmen, daß sie nur nach persönlicher Freiheit und Ruhe trachteten und eben deshalb es auch sogar verschmähten, von dort aus sich dieselben durch irgend eine Bekanntmachung oder Schrift zu trüben, oder dadurch vielleicht Andere in Unannehmlichkeiten zu bringen. Aus der Flucht dieser Personen, besonders zu einer Zeit, wo so Viele — die denn doch wahrlich nicht für Demagogie gethan hätten — sich nach Amerika sehnten und wol gar dorthin wandern, läßt sich daher wol nicht das große Gewicht rechtfertigen, welches gewisse Leute derselben gern beilegen möchten. Aber glauben

wie, daß vielleicht gerade Denen, welche dieses Legtere thun, jene Flucht sehr willkommen gewesen sein könnte! Auch soll ja der Professor Schnell in Basel an dem vorgeblichen Männerbunde mit Antheil genommen haben; warum entfloß er nicht, wenn wirklich bloß diese Theilnahme und Unterhandlungen mit v. Sprewiz den Grund zu Follenius' und Anderer Flucht abgegeben, und nicht vielmehr frühere Studentenbeziehungen und Äußerungen sie dazu veranlaßt hatten?!

Doch was vermag denn auch selbst Herr v. Sprewiz von ihnen Allen zu benunciren oder das Breslauer Erkenntniß darüber vorzutragen? Im Falle Böcker, Follenius und v. Dittmar, Schnell, Gefner, die übrigens nicht gerichtlich vernommen sind, wirklich Uebergangsstufen von einem politischen Männerbunde zu dem Jünglingsbunde gewesen wären, waren sie denn zugleich die Häufsführer des Männerbundes selbst? Welche Tendenz lag demselben zum Grunde? War er wirklich revolutionnair oder in seiner höhern Leitung reactionnair aristokratisch = hierarchisch? Auf welches Land beschränkte er sich, oder war derselbe auch in Deutschland und in andern Ländern, und zwar in welchen und in welcher Art verbreitet und verzweigt? Waren Follenius u. s. w. selbst die eigentlichen Zwecke

dieses Bundes bekannt, oder waren sie selbst nur beschriebene Werkzeuge in den Händen verschämigter Anführer für höhere Zwecke, und worin bestanden diese? Welches war überhaupt das Wesen und die Form jenes Bundes, und woraus ergibt sich vor allen Dingen seine Existenz?

Auch hier stoßen wir überall nur auf eine höchst einseitige, befangene Richtung. Liest man das breislauer Erkenntniß unbefangen, so erscheint auch hinsichtlich Böcker's, Tollenius' u. s. w. v. Spremiz weniger als Verfälschter als vielmehr als Verfälscher, denn er, unter der Firma, den Piemontesern zu Hülfen zu eilen, ohne es wirklich zu thun (etwa um sich dadurch eine demagogisch-politische Farbe zu geben?), suchte diese Männer auf, bloß um eine Verbindung mit ihnen behaupten zu können, oder um sie zu derselben zu verleiten, nicht sie ihn. Auch erscheint es, wie schon bemerkt, nicht gut denkbar, daß jene Männer einen ihnen gänzlich unbekannten jungen Menschen und noch dazu einen Edelmann, mit dem sie kaum einige Worte gewechselt hatten, zur Mittelsperson für einen ganzen, ihnen unterzuordnenden Bund erwählt haben sollten, da sie doch, wenn sie dies Willens gewesen wären, viele genauere dazu taugliche

Bekannte in Deutschland gehabt hätten, z. B. die Wesselhöfts. Ebenso hatten ja jene Männer, denen sich ein v. Sprewitz aufdrängte, zunächst nur nach seinen eignen Angaben ganz im Allgemeinen von dem Wunsche und der Art und Weise gesprochen, wie das Große und Schöne, was in einzelnen Menschen lebte, vor die Augen und Ohren des Volkes gebracht würde. Nur v. Sprewitz will ja erst von einer neu zu schaffenden Verfassung zu ihnen gesprochen, und sollen sie erst hierauf von einer dahin zielenden Verbindung unter Männern, die erst noch geschlossen werden solle, geredet haben! Wer steht dafür, daß jene Männer bloß von Verbindungen in ihrem Sinne redeten, v. Sprewitz aber von solchen nach seinem eignen? Wer geräth wol nicht auf den Argwohn, daß auch selbst die angeblichen neun Statuten, welche v. Sprewitz von jenen Männern erhalten haben will, nicht bloß in ihrem Sinne für eine Verbindung zur Förderung des „Großen und Schönen“ bestimmt gewesen und nur von v. Sprewitz in seinem Sinne entstellt worden sind? Haben sich doch jene Statuten nirgends vorgefunden und sind sie doch, wie das Erkenntniß selbst bezeugt, vielfach durch mündliche Traditionen entstellt und modificirt! — Uebrigens beruht ja alles

Dies nur auf v. Spreng's Denunciationen. Mißtraute doch der Studentenbund selbst den Angaben desselben schon vor seiner Auflösung. Brachte doch selbst der Deputirte, welchen die erlanger Bundesabtheilung nach der Schweiz absendete, nur das Resultat, daß seiner Ueberzeugung nach an die Existenz eines Männerbundes nicht zu denken sei. Ebenso geht ja auch die Angabe Veier's nur dahin, daß Follenius die wiederholt angebrachten Erkennungszeichen nicht verstanden und erst, nachdem er geradezu von dem Bunde zu sprechen angefangen hätte, ihm erklärt habe, daß er wenigstens mit ziemlicher Gewißheit dafürhalte, daß in Deutschland an mehreren Orten unter den Männern Verbindungen beständen, unter denen jedoch keine Einheit herrsche, deren Zweck auch wol kaum politisch und auf keinen Fall revolutionair zu nennen sei, indem sie nur dahin streben, durch Verbreitung und Steigerung des sittlichen und religiösen Sinnes dem deutschen Volke eine bessere Zukunft herbeizuführen!

Dergleichen Aeußerungen widersprechen daher offenbar der Annahme eines politischen Männerbundes, welcher in irgend einer Beziehung zu dem fraglichen Studentenbunde stehe. Ja, Follenius soll

sogar hinsichtlich desselben Beier'n erklärt haben: wir stehen mit dem Bunde in gar keinem Verlehr. Es ist daher unbegreiflich, wie das dreislauer Erkenntniß in dergleichen Erklärungen eine Bestätigung der Denunciation des v. Sprewiz hat finden können, da doch dieselbe vielmehr dadurch noch mehr widerlegt wird. Denn wenn auch Follenius mit Beier davon gesprochen haben soll, daß Männer in der Schweiz in einem festen Bunde mit politischen Zwecken zusammenständen, so ist doch dadurch weder näher angegeben, ob diese Verbindung nach den schweizerischen Grundsätzen revolutionnaire zu nennen sei, noch auch, worin dieselbe bestehe, wer sie bilde, ob Follenius selbst dazu gehöre, woher er davon etwas wisse oder ob er nur seine Vermuthungen darüber ausgesprochen, in welcher Art dieselbe mit einer Verbindung in Frankreich im Verlehr stehe u. s. w. Noch weniger aber können Aeußerungen und respective Vermuthungen Wesselschöf's, welche er Schwarz gemacht haben soll, als Beweis des Gegentheils in Betracht kommen, da derselbe ja selbst erst durch Sprewiz in den Studentenbund aufgenommen war und auch er ja nicht einmal nähern Aufschluß über einen anderweitigen (Schweizer) Bund zu geben vermochte. Die angeb-

lich räthselhafte Stellung Salomon's zum Studentebunde bestand endlich nach dem Erkenntnisse selbst darin, daß er zur Vorsicht gerathen, einzelne Studenten mit Geld unterstützte und sich gegen die Studentenbündler immer zweideutiger und zurückhaltender gezeigt habe. Ja, nach dem breslauer Erkenntniß verschwand selbst unter den Mitgliedern des Jünglingsbundes der Glaube an die Existenz eines Männerbundes, daher denn die meisten Dasjenige, was darüber noch hin und wieder aus früheren Zeiten verlautete, für Märchen hielten, zur größern Aufregung der Bundesgenossen erfunden.

Wie daher jenes Erkenntniß aus dergleichen Dingen die Existenz eines revolutionnären Männerbundes in Deutschland folgern konnte, ist mir räthselhaft. Die Untersuchung gegen den Bund der Männer, die nach einem Vorworte der v. Kämpf'schen Jahrbücher zu jenem Erkenntniße schon im Jahre 1826 ihrem Schlusse nahe sein sollte, hat keinen bessern Thatbestand zu liefern vermocht, daher dürfte die ganze Existenz eines solchen Bundes wol noch etwas Problematisches sein. Bist doch selbst die Untersuchung und Bestrafung des Platzcommandanten, Major v. Zeheendahl, in ein mythisches Dunkel gehüllt, ohne

daß irgend etwas geschah, das Gerücht zu verbreiten, welches verläutete, er selbe diese Strafe für eine unbedachtsame Aeußerung bei einem Glase Wein, Auch von ihm erhebt nicht, daß er zu einem wirklichen Munde gehöre, obgleich doch diese Bekanntmachung gewiß nicht unbedeutend wäre, hätte er darüber Aufschluß geben können. Jedenfalls muß es aber sehr auffallen, wie man jene Untersuchung über den Jungbund von der über den Männerbund hat absondern und in der ersten überhaupt schon erkennen können, da doch die eine Untersuchung nur durch die andere aufzuheben und der richtige Standpunkt zu gewinnen gewesen wäre."

So weit mein Professor.

Ist es nicht sehr gewagt, die Sache der Demagogie auf eine solche Weise darzustellen? Und Minder von solchen Gesinnungen gegen den Adel, als die erste Stütze des Staats, läßt man noch im Amte?

La Cour d'Auvergne.

Nothwendige Geschäfte veranlaßten eine Reise nach dem Rhein, ich ließ daher meine Equipage nach Wendeberg kommen, und setzte mein Incognito auf der Reise von Schwedisch-Pommern nur noch bis dorthin fort.

In einem kleinen märkischen Städtchen machte ich Mittags und wartete, am offenen Fenster stehend, die Nachricht ab, daß aufgetragen sei. Ein Mann im blauen Ueberrock zog meine Aufmerksamkeit auf sich, der auf dem Markte allein auf und ab ging, dessen Haltung etwas Imponirendes und sein Gesicht, das ein starker Knebelbart verdunkelte, Aehnlichkeit mit dem schönen, martialischen Kopfe des berühmten

Maureordato hatte. Der Wirth gab mir über diesen Mann solche Auskunft, daß ich noch mehr Veranlassung spürte, ihn näher kennen zu lernen.

Er war jetzt verabschiedeter Landwehreffizier, vormals wohlhabender Rentier dieser Stadt und früher Sergeant-Major unter Napoleon's Grenadieren. Ein Held der ersten Kämpfe des französischen Heeres, ein Kind der Revolution, ein Verwandter des General's Compans, dessen Namen er auch trägt, Ritter der Ehrenlegion und mit Wunden bedeckt, zum Zeichen, daß er die Feuerkugeln faßsam erhalten. Dieser Mann hatte die besten Aussichten im Heere Napoleon's gehabt, allein dies kleine Städtchen war sein Capua geworden. Er hatte während der für Preußen so verderblichen Zeit der französischen Occupation zwischen dem preussischen und dem spanischen Feldzuge hier längere Zeit bei einer schönen und reichen Wittve im Quartier gelegen, Liebe vermochte ihn, hier seinen Abschied zu nehmen, wozu ihm ein Freund unter den höhern Militairärzten verhalf, der den noch heute einem Athleten gleichenden kräftigen Mann für den Felddienst unfähig erklärte, und so ward die rauschende Heldenhahn gegen die Ruhe des Privatlebens in diesem kleinen Städtchen vertauscht.

Die Fiede beschäftigte beide Eheleute in den Winterwochen hinlänglich, in den Sommermonaten fühlte aber unser viel herumgewandter Reizler schon manche Leere, in dem ersten Jahre schon zogen bläuelichen Gewitterwolken auf, weil die Frau den Ehemann gern stets um sich gehabt hätte, er aber lieber andrer Gesellschaft und Unterhaltung suchte. Er ward bald der Liebling der ganzen Stadt, da er stets munter und heiter war, stets etwas zu erzählen suchte, selbst wenn ihm die deutsche Sprache anfänglich schwer fiel. So kam die Zeit der Errichtung der Landwehr im Jahre 1813 heran. Unser Compagn war schon ein so guter Preuze geworden und hatte sich das Vertrauen seiner neuen Landknechte dergestalt erworben, daß er zum Landwehroffizier von seiner Stadt gewählt ward. Seit einiger Zeit hat er den Abschied genommen.

Ich ward immer mehr begierig, den vielerfahrenen Mann kennen zu lernen. Der Wirth fand nichts leichter als dies. Unser Compagn hatte mit dem Vermögen seiner Frau nicht besonders hausgehalten, auch ertappte ihn dieselbe auf einem gärtlichen Verhältniß mit einer andern; da verstand denn die deutsche Hausfrau keinen Spaß, wenn sie auch bisher Alles gutgeheißen hatte, weil er stets den galanten

Chemann machte, wodurch sich die Franzosen vor den Deutschen auszeichnen, welche nicht selten ihre Frauen bei den geringsten Veranlassungen raub anführen. Sie ließ sich von ihm scheiden und setzte noch einen so bedeutenden Theil ihres Vermögens, daß sie dem ungetreuen Chemanne 1000 Thaler zum Abschiede gab, wovon er jetzt sehr sparsam, aber anständig lebt, und überall gern gesehen ist.

Mit einem Franzosen ist die Bekanntschaft bald angeknüpft. Ich ging daher ebenfalls auf dem Markte spazieren, bald hatte sich Compans an mich gemacht und leitete die Unterhaltung mit den Worten ein: Es scheint, mein Herr, Sie sind ein Fremder. Ich antwortete ihm französisch. Seine Freude war groß, die Bekanntschaft war bald befestigt und die Unterhaltung im besten Gange, sodaß ich ihn bat, diesen Mittag mein Gast zu sein, um noch ein paar Stunden das Vergnügen seiner Unterhaltung zu haben. Un bon soldat ne refuse jamais, war die beifällige Antwort des braven Grenadiers, und so saßen wir bald an einem Tische.

Er hatte die Unterhaltung bald so zu lenken gewußt, daß er von mir erfuhr, ich sei jetzt der Assessor Meyer, vormals aber Militair gewesen. Wenn

ich ihn nun eher camarade anredete, erwiderte er diese Höflichkeit damit, daß er mich Monsieur le Major nannte. Auf meiner langweiligen Reise war mir die Unterhaltung dieser Franzosen so angenehm, daß ich nach und nach mit dem Vorschlag hervor- kam, er möge mich ein Stück meines Weges begleiten. Er dachte ein paar Augenblicke nach. Gut, ich führe mit die Sandstille, ein etwa eine Tages- reise von hier auf dem Wege nach Magdeburg ge- legenes Dorf, wo ein Kamerad meines Landwehregre- ments wohnt, den ich idyllisch besuchen sollte. Nun hatte ich Zeit, die Geschichte seines bewegten Lebens zu erfahren, und ließ ihn, was die Franzosen so gern thun, allein reden.

Mit zwölfs Jahren ging ich schon ins Feld. Damals wurden in Bordeaux die 6 Bataillons de la Gironde errichtet, welche in der Geschichte der ersten französischen Revolutionskriege keine unbedeutende Rolle gespielt haben. Ich folgte meinem Oheim, welcher eins dieser Bataillone befehligte, mit einem Säbel bewaffnet, und konnte bisweilen eins seiner Pferde reiten. Schon während unsers Feldzugs in den Py- renäen ward ich in die Rolle einer Compagnie einge- tragen, und war im Feuer nicht der Letzte, wenn ich

auch für gewöhnlich noch kein Gewehr tragen konnte. Wir zogen später vor Lyons, wo ich von den Republikanern meine erste Wunde erhielt, dann gegen die Emigranten bei Chameroy. So gut sich aber die Bürger Lyons für ihren König geschlagen hatten, so gut liefen diese Edelleute mit ihren berühmten Namen davon.

Ohne mich zu verrathen, mußte ich hier doch unsern Sansculotten, denn dafür mußte ich ihn nach solchen Aeusserungen halten, mit der Bemerkung unterbrechen, daß ich stets gehöret hätte, jeder Franzose, selbst l'ancienno noblesse habe sich durch Tapferkeit ausgezeichnet.

Sehr wahr, jeder Franzose ist brav, auch diese Herren les ci-devants waren es, wenn man sie einzeln vorkriegte. Allein was sie im Ganzen getaugt haben, das hat ja der Erfolg gelehrt. Einer war gegen den andern, jeder wollte befehlen, keiner gehorchen. Kurz, Sie wissen ja, was sie trotz aller ihrer hochtrabenden Worte getrieben; sie haben in fortwährenden Duellen unter sich mehr Blut vergossen als gegen uns. Wir hatten sie bald über die Grenze gejagt.

Aber in unserm Rücken bildeten sich Quettillat, die uns gefährlich waren. Die kleinen Edelleute in der Bourgogne, die sogenannten Hoberaux, brach-

ten ihre Bauern, welche am wenigsten von der Revolution wissen wollten, zur Vertheidigung ihres Königs unter die Waffen. Hier wurden uns die Edelleute sehr gefällig, da sie ohne Uniform im Hofeinkleide unerkannt uns entkamen, um wieder auf einer andern Seite uns zu überfallen. Wir nannten sie daher Muscadins, obwohl sie den Namen Ecorcheurs verdient hätten; denn da sie keine Gefangenen aufbewahren konnten, schnitten sie uns die Ohren ab und mitunter auch die Nasen, die sie in der Tasche bei sich trugen zum Beweise ihrer Heldenthaten. Ich habe damals selbst als 15jähriger Corporal bei einem solchen vornehmen Herrn, den wir gefangen nahmen, als er eben hinter einer Hecke sein Jagdgewehr auf uns abgeschossen hatte, vier paar Ohren und drei Nasen gefunden.

Jung wie ich war, war mein erstes Gefühl, ihm das Bajonett durch den Leib zu rennen, bald aber wollte ich ihn lieber laufen lassen, um ihn der Strafe seines Gewissens über solche Schändlichkeit zu überlassen, doch La Tour d'Auvergne verhinderte mich daran mit den Worten: Dem muß sein Recht geschehen wie den Andern, marsch vor das Kriegsgericht!

Also mit dem ersten Decembre von Frankreich

haben Sie gebient? Theilen Sie mir von ihm Alles mit, was Sie wissen.

Er stand mit mir in demselben Bataillon. Es war der Sohn eines vornehmen Hauses, hatte ein bedeutendes Einkommen und eine gute Erziehung genossen. Er war einer von den gescheitern Edelleuten, welche die verderbten Sitten des Hofadels verabscheuten und wohl einsahen, daß es anders kommen müßte. Der König selbst war beliebt, und jeder Gefaltete des Herrn hat etwas so Außerordentliches an sich, daß dieser Begriff allein ihn mit einem Nimbus umgibt, der ihn um so höher stellt, je tiefer man unter ihm steht. Es ist wahr, die Franzosen haben sich in ganz Europa in den bösen Ruf gesetzt, das Heiligste anzustasten zu haben. Aber es hat auch viel gekostet, ehe es so weit gekommen. Die Ersten, welche die Heiligkeit der souverainen Macht antasteten, waren die Prinzen selbst und der Hofadel. Diese verlangten stets noch mehr Macht und Einfluß. Der Adel in den Provinzen, erbittert wegen des Uebermuths, mit dem das vornehme Hofgesinde auf ihn herabsah, griffte zuerst seine Unzufriedenheit, und die damaligen Volksvertreter, die Parlamente, wagten die erste Widersehtlichkeit gegen die königlichen Befehle.

Diese Parlamente waren wahrhaftig keine Land-
casetten, sondern ihre Mitglieder waren aus dem gebil-
detsten Adel der Provinzen zusammengesetzt. Von ihnen
ging der Widerstand gegen den Hof aus; dieser rief gegen
den Adel die Notabeln des ganzen Reichs zusammen;
der Tiers-etat sollte dem König gegen den Adel hel-
fen. Dies wäre auch geschehen, wenn er es mit dem
König unmittelbar zu thun gehabt hätte; doch leider
wurden diese Notabeln von dem Hofadel so schlecht
empfangen, daß sie an den König gar nicht gelangen
konnten, sondern sich zurückgesetzt sahen. Diese Mi-
verständnisse wurden von dem unzufriedenen Adel in
den Provinzen benützt, und so bildete sich eine Par-
tei gegen den Hof, an deren Spitze der Graf v.
Monteban, der Herzog von Orleans, der Graf v.
Talleyrand, Perigord und andere sehr vornehme, aber
geschickte Leute standen, welche die Macht des Hof-
adels nicht leiden konnten. Die Revolution war ge-
macht, ehe der ruhige Bürger und Landmann in
den Provinzen etwas von einer Revolution erfahren
hatte.

So jung ich damals noch war, so weiß ich
doch, daß unser Bataillon nicht im mindesten die
Absicht hatte, etwas Feindliches gegen den König zu

unternehmen, sondern die vornehmen Herren in Paris bewirkten die Errichtung der Nationalgarde lediglich auf die Weise, daß man eine allgemeine Bewaffnung anordnete, weil man Räuber erwartete. Jede Gemeinde bewaffnete sich in der Befolgung, sie würde überfallen werden, — von wem, wußte kein Mensch. Als erst Herz Mirabeau überall Bataillone errichtet sah, waren diese zu Allem zu brauchen; der Soldat ist nur eine Maschine in der Hand Dessen, der sie zu brauchen versteht. Uns Soldaten war bald begreiflich gemacht, daß der König andere Meinung sei als sein Hofgefolde, wie marschirten für ihn; als aber die Feinde den französischen Boden betraten, da schlugen wir uns tüchtig.

Der Königswechsel waren im Ganzen in Frankreich nur sehr wenige, unser Bataillon hätte ihn ebenso gern vertheidigt; aber die militärische Subordination erlaubt nicht zu denken, wir mußten unsern Chefs gehorchen. Wie sehr damals der Bürger und Bauer an dem König hing, geht daraus hervor, daß nicht blos im Norden, sondern in der Bourgogne und im ganzen Süden von Frankreich Tausende derselben ihr Gut und Blut für den König opferten. Wir waren organisiert, sie hatten nur die Musketen zu Anführern, da-

der sie natürlich unterliegen mußten. Aber die Feindes-
ten Königsmaiden kämpften, ohne ihren Muth zu

Verloren umgeben haben den geflohen, und der
Singer und Dancer hat sich für ihn gewehrt, so gut
er es vermochte.

Dies waren die Grundzüge meines letzten Ka-
meraden La Tour d'Auvergne, der hatte das Verdien
des verstorbenen Herzogs unter Ludwig XV. erzo-
gelt, er, der durch seine Geburt befreit war, in der
königlichen Suite bald eine hohe Stelle einnahm, ließ sich bei seiner Werbung zum Colloquium in
einem Jüngerment anwerben; seine Veranlassung woll-
ten ihn dazu veranlassen, wollte ihn bestärken;
er verzweigte es jedoch mit der Erlösung, er wollte
nicht Anderes werden als Grenadier. Es war er
schon in der königlichen Truppe mehr Jahre gedient
Colloquium gewesen, ein Muster seiner Kameraden und
angehört von ihnen, stand an Eiligkeit schon schon,
mit hochgeehrt, hatte er doch am meisten unter seinen
Kameraden, und in seiner Compagnie gab es keine
Ehre, denn die ersten Wunden von La Tour d'Au-
vergne hatte mehr Ehre als jeder Commisariat.

Es steht ihn die Revolution und ich ihn in
den Tactiken meines Chévalier. Er war vorher ein

edler Vertheidiger der Menschenrechte gewesen, er blieb es auch nachher, nahm an keinen Umtrieben Theil, sondern war unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Ruhig sah er die Ereignisse kommen, denn er hatte sie stets vorausgesehen; sie waren ihm eine nothwendige Folge der Verderbtheit des Hofes. Was kann ein tugendhafter König unter solchen Umgebungen thun? pflegte er oft zu sagen. So war er stets am rechten Flügel seiner Compagnie, als hätte er nie etwas Anderes gedacht als rechts um und links um, der folgsamste Soldat unter dem Königthum, unter der Republik, unter dem Directorium und dem Alleinherrscher Napoleon.

Diesen habe ich zuerst vor Toulon gesehen, folgte ihm dann nach Italien und Aegypten und hatte die Freude, Malta nehmen zu helfen, wo die Ritter aller Nationen sich durch Feigheit auszeichneten. Ich habe die marokkanische Prinzessin mit auf das Schiff begleitet, welches sie nach zwanzigjähriger Gefangenschaft in ihre Heimath brachte. Ich habe den Sieg von Marengo miterfochten und in Italien wieder schöne Tage gesehen, im Lager vor Boulogne bin ich mehre Male miteingeschifft worden, und jedesmal glaubten wir, wenigstens in unserer unter-

geordneten Stellung, daß wir gradenwegs nach England segeln würden, und freuten uns darüber.

In der Schlacht von Austerlitz ward ich wieder verwundet, doch mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt; zum letztenmale blutete ich bei Pultusk, wo das neben uns stehende französische Infanterieregiment von der russischen Cavalerie ganz vernichtet ward, wo aber dieselbe Cavalerie an unserm Regiment allein zerschellte. Nach dem Ziechen von Tilsit wurde von dem General Clapartede zu Ehren des Generals Dumoutier ein Mahl veranstaltet, bei dem alle Offiziere und Soldaten gegenwärtig waren, welche noch in dem 34. Linienregiment dienten, das aus den sechs Bataillonen de la Gironde formirt worden war. Es waren davon nur noch 42 vorhanden, den General und mich mitgerechnet.

Meine Laufbahn ward damals abgeschlossen. Lassen Sie mich einen Schüler darüber stehen. Ich bin ein guter Preuße geworden, liebe den König und freue mich, daß er von dem Volke geliebt wird. Nur den Adel finde ich in Preußen unzufrieden.

Ich war froh, den Sansculotten loszuwerden.

So c s t.

Leider sind die Folgen der demagogischen Grundsätze in Westfalen bereits bedeutsam ins Leben getreten, indem hier sechs Jahre lang die französischen Geseze gegolten hatten. Doch schlimmer noch als diese für den öffentlichen Geist war die französische Verwaltung. Die hier eingewanderten französischen Beamten, Kinder der ungeheuern Revolution, behandelten Alle gleich, ohne Unterschied der Geburt, und wagten in die auserlesenen Gesellschaften des hiesigen Adels sich nicht nur selbst einzudrängen, sondern auch ihre Frauen miteinzuführen, Wäscherinnen oder Doctoren- und Advocatentöchter. Sie mußten geduldet werden, denn sie waren damals die Machthaber.

Jetzt hat dies glücklicherweise sich geändert. Die gegenwärtigen Beamten, in dem gehörigen Unterschied der Stände erzogen, lassen unter sich der Verschiedenheit der Geburt die gehörige Achtung widerfahren. Daher hat auch in den hiesigen provincialständischen Verhandlungen sich der westfälische Adel ermannen und kräftig gegen das demagogische Revellirungssystem aufzutreten können. Der Bürger soll wieder ganz Bürger, der Bauer soll wieder ganz Bauer sein. Von den Leuten, die etwas mehr sein wollen — den Adel abgerechnet — der sogenannte gelehrte Stand, die Beamten u. s. w. hat schon Benzenberg (ganz für unsern Stand gewonnen) gezeigt, daß dies blos Häuerlinge, Peloten, d. h. unbedachtende Schreier sind. Darum haben auch die hiesigen Stände folgende Bestimmungen in dem letzten Landtagsabschiede veranlaßt.

„Die über den vorgelegten Entwurf einer Erbfolgeordnung für die ländlichen Besitzungen abgegebenen Erklärungen, sowie der eingereichte anderweitige Entwurf werden einer sorgfältigen, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Prüfung unterworfen und im legislativen Wege mit möglichster Beschleunigung bearbeitet werden. — Aus den sehr begründeten Bemerkungen des Abgeordneten der Landgemeinden der Kreise

Hamm und Sorst, Schulzen Dainig, welche dem ständischen Gutachten über jenen Gegenstand beigelegt worden, haben Wir übrigens gesehen, daß diese so sehr im Interesse des Standes der Landgemeinden liegenden Anordnungen auf den Widerspruch einer nicht geringen Zahl selbst dieses Standes gestoßen sind. Wir sind dadurch aufmerksam geworden, daß ein Theil der Abgeordneten des Standes der Landgemeinden auf dem letzten Landtage aus Personen bestanden hat, die, seinen Interessen fern, eigentlich andern Ständen angehören, und daß dieser Uebelstand seine Erklärung hauptsächlich darin findet, daß die in unsern Gesetzen über die Anordnung der Provinzialstände ausgesprochene und der von uns beabsichtigten Gliederung der Stände als wesentlicher Grundfah dienende Bestimmung, daß die Wählbarkeit im Stande der Landgemeinden einen als Hauptgewerbe selbst betriebschafteten Grundbesitz erfordere, unsern Absichten entgegen, in dem für die Provinz Westfalen erlassenen Gesetze vom 27. März 1824 fehlt. Da dieser Mangel lediglich auf einem Versähen beruht und uns zur Festhaltung der unsern Anordnungen über die Provinzialstände zum Grunde liegenden Absichten wesentlich daran liegen muß, daß die einzelnen Stände

ihren eigenthümlichen Interessen gemäß auf den Landtagen vertreten werden, dies aber ohne schädigende Anordnungen, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht zu erreichen ist, so ist es unsre Wille, daß jene Verbindung der Wählbarkeit auch für die Provinz Westfalen Geltung erhalt. Wir werden daher die erforderlichen Eröffnungen zu einer Declaration des §. 12 des eben gedachten Gesetzes an den nächsten Provinziallandtag ergehen lassen, haben es aber für nöthig erachtet, unsrer getreuen Stände schon jetzt von dieser unsrer Absicht und den uns veranlassenden Umständen in Kenntniß zu setzen."

Unbegreiflich ist es aber, wie man bei diesem Landtage darauf hat kommen können, die Abschaffung des criminalen Gerichteslandes zu beantragen.

Ebenso zu tadeln ist es auch, daß der Minister veranlaßt worden ist, einer Justizbehörde wegen Verzögerung einen solchen Vorwurf zuzusprechen, wie in der Denkschrift desselben in der Staatszeitung vom 8. März d. J. enthalten ist. Es heißt darin von dem Oberlandesgerichte zu Münster bei Gelegenheit des Hypothekensystems:

"In diesem Bezirke ist verhältnißmäßig am wenigsten geschehen. Die Zahl der überhaupt anzulegenden

gewesenen Folien wird auf 144,427 angegeben. Davon sollen nun zwar am Schlusse des Jahres 1832 bereits 45,545 Tabellen angelegt sein, die Zahl der wirklich im Hypothekenbuche eingetragenen Grundstücke betrug aber nur etwa 15 — 16,000.

Im Laufe des Jahres 1833 sind 361 Hypothekensollien neu angelegt worden. Zur Entschuldigung werden die noch nicht vollendete Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, die fortdauernden Marken- und Gemeinheitstheilungen und der Mangel an den erforderlichen Subalternbeamten angeführt. Diese Gründe sind nicht zureichend, da sie zum Theil auch in den übrigen Oberlandesgerichtsbezirken der Provinz vorhanden sind, die letztern aber mit dem gleichen Personal doppelt so viel geleistet haben. Es wird jedoch darauf gehalten werden, daß der Oberlandesgerichtsbezirk von Münster nicht hinter den übrigen westfälischen Oberlandesgerichtsbezirken zurückbleibt."

Im Interesse des Adels liegt keine so eilige Justiz; denn für wen ist sie hauptsächlich thätig? Für die Juden, welche die meisten Prozesse haben, um den Adel zu verderben; welches besonders durch das neue Gesetz über die Subhastationen sehr befördert worden ist. Dies Gesetz sollte dem Realcredit

aufhelfen, indem manche der demagogischen Staatskünstler behaupten, daß der Gutsbesitzer dann den meisten Credit hat, wenn dem Gläubiger die schnellste Rechtshülfe gewiß ist. Allein wir haben bei der frühern langsamen Justiz Credit genug gehabt, indem beinahe alle unsere Güter mehr als hinreichend verschuldet sind.

Doch zum Glück sind die Juristen bei uns nicht so ängstlich, bei ihnen hat gewöhnlich nichts Eile. Ein Verwandter, welcher als Mitglied in einem Collegium von zehn Mitgliedern saß, hat mir oft herrliche Späße aus seiner Amtsführung erzählt, z. B. wenn der Dirigent eine Sache mit *cilissimo* bezeichnet hatte, legten sie die Mitglieder mit den Worten: das hat keine Eile, bei Seite. Als das neue Gesetz über den summarischen Prozeß eingeführt wurde, fand man tausend Schwierigkeiten und wußte es so zu dehnen, daß die Prozesse noch länger dauerten als nach der alten Art. Ueberhaupt, da man merkte, daß der Justizminister auf die Beschleunigung des Rechtsganges hinarbeiten wollte, fand er bei den Juristen die meisten Schwierigkeiten. Oft habe ich von anerkannt bedeutenden Juristen gehört: Wir sind nicht dazu da, um den Leuten Gefälligkeiten zu er-

zeigen; der Rechtsgang muß bedächtig sein, es muß daher abgewartet werden. Was schnell geht, geht schlecht. Eile mit Weile. Und wegen 5 Thalern muß man ebenso viel Zeit anwenden, als wegen 500,000 Thalern.

Um diesen raschen Gang des summarischen Prozesses zu hemmen, wurden eine solche Menge Anstragen gemacht und Schwierigkeiten gehäuft, daß man wohl sah, diese Neuerungen gefielen den Juristen nicht; und gar erst die neue Subhastationsordnung ist den Juristen ein wahrer Greuel, indem danach in so viel Wochen das Kaufgeld eines Gutes vertheilt werden kann, als sonst Jahre dazu gehörten, da hauptsächlich für den zuerst eingetragnen Gläubiger und dafür gesorgt ist, daß dieser zuerst sein Geld erhalte. Die Herren Richter, aus deren Mitleid ich meine Nachrichten habe, setzten aber durch Stimmenmehrheit fest, daß der Richter hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen habe, daß die zuletzt eingetragnen Gläubiger erhalten würden, weshalb die zuerst Berechtigten ganz ruhig auf jene warten mußten.

Man siehe hieraus, daß der Adel, wenn auch nicht am guten Willen, doch an der Bequemlichkeit, dem Hängen am Hergebrachten und an dem Eigen-

sinn der Juristen die beste Stütze gegen den Zeitgeist findet. Darum war es von den westfälischen Ständen sehr zur Unzeit, diesem Oberlandesgericht den Tadel der Langsamkeit zuzuziehen.

Zu diesen Bemerkungen fand ich mich in dem ehrenwürdigen Soest veranlaßt, wo die alten Mauern und gothischen Kirchen mit die schöne Zeit des edeln Ritterthums recht anschaulich machten, und wo ich zufällig mit mehreren Sproßlingen der alten, edeln Geschlechter Westfalens zusammengekommen war, welche die Verhandlungen der Landtage dieser Provinz so höchst anziehend gemacht hatten. Leider konnte ich dem edeln Freiherrn Werner v. Harthausen meinen Dank nicht persönlich abtatten für seine unvergleichliche Denkschrift über die preussische Verfassung, die von Demagogen nach ihrer gewohnten Weise heftig angefochten, aber von bedeutenden Leuten am rechten Orte gebührend vertheidigt worden ist.

Von Westfalen aus ist auch das erste Gesuch eines Landtages ergangen, eine reichsständische Verfassung in Preußen einzuführen. Ich konnte aber mit den biedern Westfalen über diesen Gegenstand mich nicht einigen. Ich bin nämlich entschieden der Meinung, daß jetzt noch gar nicht von der Einfüh-

rung einer Repräsentation des ganzen Staates die Rede sein darf. Jetzt tobt der Zeitgeist noch zu sehr, um das Gebäude einer Verfassung auf einen solchen Grund zu errichten, wie die wahre Legitimität es erfordert.

Noch spult in den Köpfen der meisten Bürgerlichen zu sehr die Zeit der französischen Zwingherrschaft in Westfalen, wo es keine verschiedenen Stände mehr gab, sondern nur Staatsbürger; und in den andern preussischen Provinzen ist die sporadische Gesetzgebung von 1807 bis 1811 noch nicht genug verwirrt, welche ebenfalls den Staat nur aus bloßen Staatsbürgern zusammensetzen wollte. Gottlob! Dieses System ist glücklich beseitigt, und seit dem Gesetz über die Einrichtung der Provinzialstände steht die Sonderung des Staates in verschiedene Stände wieder fest. Dazu hat damals der westfälische Schriftsteller Benzenberg treulich mitgeholfen. Ob er wirklich im Solde des Adels stand, habe ich nicht erfahren können; vielleicht ist er auch — sich selbst unbekannt — nur Werkzeug gewesen. Einen deutschen Gelehrten kann man gewöhnlich zu Allem brauchen, ohne daß er es selbst weiß; gewöhnlich sieht er den Wald vor Bäumen nicht.

Hinter todt'n Bücherschränken, an des Axtensisches Enge
 Findet selten sich der richt'ge Maßstab für das Weltgedränge.
 v. Maltig.

Zehn Jahre ist es etwa her, daß im Staate wieder die Ständeverchiedenheit eingeführt ist. Seitdem gibt es erst wieder gesetzlich Ständeherrn, Adel, Bürger und Bauern. Wollte man jetzt schon eine Repräsentation des ganzen Staates ins Leben treten lassen, so würden noch manche ungehörige Elemente leicht mit unterlaufen, welche erst nach und nach geläutert werden müssen. Jetzt würde der sogenannte Gelehrten- und der sogenannte Mittelstand, zwischen den Bürgern einerseits (unter welchen nach den oben-erwähnten Landtagsverhandlungen nur der Handwerker und Kaufmann zu verstehen) und zwischen dem Edelmann andererseits, noch mehrfache Schwierigkeiten machen, und der Bewohner des Dorfes, welcher weder Gutsherr noch arbeitender Bauer ist, würde noch nicht recht verstehen wollen, wo er hingehört.

Dieser sogenannte Mittelstand, der erst in den letzten Jahrhunderten entstanden ist, macht jetzt die meisten Schwierigkeiten und ist grade der, welcher dem Zeitgeist am meisten huldigt. Denn nur durch diesen wird dieser Zwischenstand gehalten. Der reiche

Capitalist, der weder Edelmann noch Bürger noch Bauer ist, dünkt sich zu vornehm, ein Bürger zu sein, wenn er in der Stadt wohnt, und zu vornehm zum Bauer, wenn er sich auf dem Dorfe ein Landhaus hat bauen lassen. Ebenso der Doctor, der Fabrikant und andere solche Leute, die keinem der vier gesetzlich feststehenden Stände angehören, noch angehören wollen, und die nach dem jetzigen Zeitlauf mit den beiden ersten Ständen in Gesellschaft täglich zusammenkommen, weil sie eben solche Feste geben und in den schönsten Kutschen fahren können.

Erst muß es anders werden, als es jetzt ist, ehe das Gebäude einer Staatsverfassung aufgebaut werden kann, wie es der Legitimität angemessen ist. Dazu sind aber viele Vorarbeiten erforderlich. Zu den besten Vorarbeiten hierzu gehören aber die Werke eines Werner v. Hatzhausen und seines Bruders, welcher über die Verfassung der Gemeinden eine sehr gründliche Arbeit geliefert und gezeigt hat, was sie waren und was sie jetzt sind, eine Ausgeburt des lebigen Zeitgeistes. Daß dies Gemeindegewesen in den höhern Ständen sich zu Corporationen gestalten muß, hat Werner in seiner Denkschrift auf eine ausgezeichnet geistreiche Weise dargezogen und als Muster des

ganzen Staatsgebäudes das heilige römische Reich aufgestellt.

Auf einmal läßt sich dies Ideal nicht erreichen. Noch muß Vieles erst anders werden, aber so geistreichen Leuten ist es vorbehalten, die Mittel dazu zu finden, obwohl es bei dem Bestehen der katholischen Religion früher viel leichter war. Vor der Reformation gehörte der sogenannte Gelehrtenstand dem geistlichen Stande an und so war er keinem andern im Wege. Damals gab es keinen solchen Mittelstand, nur Geistliche und Weltliche; diese waren Bauer, Bürger, Adel und Fürsten. Alle Beamten gehörten entweder dem geistlichen oder Adelsstande an und waren weit entfernt, einen eignen Stand bilden zu wollen. Doch mit den Beamten konnte man jetzt noch am leichtesten fertig werden, diese sind eigentlich keine Staatsbürger, sondern nur Staatsdiener. Aber die Menge anderer Leute, welche, wie in der Grafschaft Mark und im Bergischen, auf dem Lande unabhängig leben, zu wirklichen Bauern zu machen und die Ketzte und Capitalisten in den Städten zu wirklichen Handwerkern, das wird noch viele Anstrengungen gegen den Zeitgeist erfordern.

Wie kann man sich so weit vergessen?

Am Rhein ist es gewöhnlich, daß auch Frauen von Stand an der Wirthstafel speisen, eine Sitte, welche in Rußland und Polen nie, in Preußen und Sachsen selten, und nur hier und da in der Schweiz vorkommt. Dies war die Ursache, daß ich auch in Köln an der Wirthstafel zu speisen vorzog, ob ich wol wußte, daß ich mich nicht in der passendsten Gesellschaft befinden würde. Ich ergriff ein auf einem Seitentische offen liegendes Buch, um die Zeit vor der Versammlung der Gäste im kaiserlichen Hofe auszufüllen, und las folgende Stelle:

Die Liberalen.

(Szene aus dem Volksdrama unserer Zeit.)

Franzose und Deutscher

(in einem Kaffeehause am Rhein.)

Franzose.

Herr Bruder, nicht so traurig! Angefoßen!
 Der guten Sache Sieg im deutschen Land!
 Baut nur auf uns, wir reichen Euch die Hand
 Mit Muth und Treu' im Kleinen wie im Großen.
 Weht erst nur Frankreichs Fahne hoch am Rhein,
 Dann glaubt, Herr Bruder, wird's viel —

Deutscher.

schlechter sein.

Franzose.

Was sprecht Ihr da? Gedenkt der Julitage!
 Sie flochten Euch zuerst den Freiheitstranz.
 Durch Frankreich nur flog Eures Glückes Wage.
 Auf uns nur ruht des Ruhmes höchster Glanz.
 Nach Deutschland treibt uns für die gute Sache,
 Herr Bruder, nichts, als nur allein —

Deutscher.

die Rache.

Bravo! rief ich aus und las weiter.

Franzose.

Sind Ihr gesehrt? Das große Volk der Franken
 Will Rettung bringen Euch von Eurer Noth,

Und wie? Ihr nennt Euch selber liberal
 Und könnt im heiligsten Vertrauen wanken?
 Die Freiheit, so die große Nation
 Nach Deutschland trägt, heißt —

Deutscher.

Contribution.

Das hat ein echter Deutscher geschrieben, dachte ich und sah nach dem Titel dieses Buches. Zu meiner Freude lese ich als den Namen des Verfassers den eines deutschen Freiherrn aus einem berühmten Geschlecht Derer v. Maltz, und blättere in diesem Buche, das der vornehme Herr Verfasser „Pfeffelsömer“ nennt, weiter. Ich lese die Ueberschrift eines Abschnittes: Ahnenträume. Was finde ich aber hier? Der Dichter steht auf einem Spaziergange in einer anmuthigen Gegend Sachsens eine alte Burg, deren Namen ihm von einem Bauermädchen genannt wird. Es ist das Stammschloß der Edeln v. Maltz, das verfallen und dessen Grund und Boden nach und nach an Bauern verkauft worden. Hier fährt er fort:

So ist's recht! So soll es kommen überall im Zeitenlaufe.
 Licht und Freiheit sei die große allgemeine Friedenstaufe.
 Wo der Bauer ausgesät, ernte auch der Bauer nur.
 Dieses ist das einzig wahre Privilegium der Natur.

Ältester Vater, du hast recht und wahr gerichtet.
Aus den Trümmern der Gewaltthat, die dein heil'ger Arm
vernichtet,

Bauen Freiheit jege und Frieden sich ihr heimatliches Dach,
Denn dein treues Vaterland ist durch alle Zeiten wach!
Angerbiter Adel sinke mit den Resten seiner Schicksal;
Denn ein anderer erblühet edler, mächtiger und größer,
Anerkannt durch tausend Ähnen, ebenbürtig jedem Thron:
Seelen adel, also nennt sich des Jahrhunderts neuer Sohn,
Dessen Wappen nur ist gütig, um mit Würde einzureiten
In die Schranken, die sich öffnen jetzt zum großen Kampf
der Ähnen!

Aber wer mit rost'gen Waffen alten Vorurtheils erscheint,
Den beslegt die eigne Schande, ehe er's noch selber meint.
Ältester Vater, du hast groß und wahr gerichtet:
Aus der Zwingsburg meiner Ähnen, die dein mächt'ger Arm
vernichtet,

Laß'st du segensreich erblühen freien Bauerngutes Saat.
Dreimal heilig sei dein Name, der so recht dem Rechte that!
Denn wie konnte meines Stammes alt Geschlecht wol
würb'ger enden,

Als mit Nothstand, Recht und Frieden in des Landmanns
trauen Händen?

Stolzer mächte' ich mich des Adels rühmen, der so edel
sank.

Darum nimm hier, Ältester, hin des spätem Anfeils
Dank!

Als sprach es aus des Dichters tief ergriffenem Gemüthe,
Als ein Thränentau der Nührung in des Mädchens Auge
glänzte

Und sich leisen Drucks der armen Bauernbiene nieder Hand
Sanft zu der des späten Enteis altat'higen Stammes fand.
Und dem Sänger ward zu Ruche, gleich als Schlette und

wehte

Seiner Ahnen Geister, dem um die wüste Trümmerstätte,
Und als sprach' es zu ihm leise: Amen! Amen! Wehige-
than!

Söhne unsrer Gerafsamkeiten, unsrer Schmach und unsrer
Wägen!

Wieder ein trauriges Zeichen des Zeitgeistes. Ein
Edelmann vergift sich so weit, diesem Lügengeiste zu
huldigen, seine eignen erlauchten Ahnen zu verun-
glimpfen und den Bürgerlichen noch mehr Veranlas-
sung zur Anfeindung des Adels zu geben, worin sie
ohnehin unerschöpflich sind. An einer andern Stelle
spricht unser aus der Art geschlagener Herr v. Wallitz
seine Meinung noch näher dahin aus:

Bewahr' der güt'ge Himmel uns fortan
Vor jeder Kreiterancei auf Erden,
Die nimmer etwas Gutes stiften kann;
Sie soll zu allgemeinem Fluß und Brechen
So sinken, wie sie einst emporgekommen.

Doch ebenso und mehr noch möge uns
 Der güt'ge Himmel vor dem Adel schützen,
 Der hinter Reichthümern pflegt zu liegen;
 Der jenem Krämerseiz von Ding und Kunz,
 Der seine Thronen nur nach Thalern zehlet,
 Und besten Oeyenamt der Bücher dohlet,
 Der nur den Geldsack als das Höchste preist,
 Und statt des Schwerts, das jener sich erwirbt,
 Die Menschheit mit der Eile quälet;
 Der sein Verdienst nennt und sein Genie,
 Das an der Börse nicht gekempft werden,
 Und besten Weib und Judentheorie
 Törrinnisch herrscht im Lohen wie im Reichen;
 Der von dem Schmeißel des armen Bürgers lebt,
 Gesetz und Recht für seinen Vortheil mischt,
 An jedem Throne durch sein Geld gebietet,
 Thron und Stütze langsam untergräbt
 Und heut' zu Tag' sich mehr als je erhebt —
 Nicht minder soll auch er, gleich jenem fallen;
 Denn stärker, als des fliehenden Adels Macht
 Drückt, blet es, Freund! in allen Zeiten, allen,
 Des Krämerseizs schmutz'ge Niedertracht —
 Drückt jeder Stand, wenn er sich überhebt,
 Beamter, Kaufmann, Adel und Soldat,
 Zerstümmet liegt das Volk in jedem Staat,
 Wo Alles nicht nach einem Ziele strebt;
 Denn keins Staats Macht soll dominiren,

Voll seines Vortheils wegen nur regieren
 Und schützen seiner Herrschaft schlaues Reg —
 Regieren — soll allein nur das Gesetz.

Was er über den Geldhitz sagt, ist sehr richtig; aber wenn er damit wieder das verderbliche Nützlichkeitsystem des Zeitgeistes in Verbindung bringt und alle Standesverhältnisse aufheben will, so ist dies ebenso, als wenn er verlangte, daß sein zerbrochenes Wappen auf den Trümmern der alten Maltzburger als das eines unwürdigen Speßflingers dieses alten Hauses verbrannt werden müßte.

Sehr unschicklich ist ferner das Offern des Herrn v. Maltz gegen die Fremden, welche in manchen Staaten angestellt worden sind. Ohne den fremden Freiherrn v. Hardenberg wäre sobald noch nicht von den Aemtern der speculativen Gesetzgebung vor ihm eingelenkt worden; ohne den oder jenen fremden Edelmann wäre weniger auf das Gift der Demagogie in Deutschland aufmerksam gemacht worden. Ueberhaupt ist ein Edelmann gegen den andern nie ein Fremder. Der Adel bleibt Adel in jedem Lande und bedarf der politischen Grenzen nicht. Um so unverantwortlicher ist es, wenn in diesem Stande selbst sich Menschen finden, welche die Würde desselben

den verabsagen wie unser Herr v. Mainz, der unter Andern auch die unschuldigen Unglückseligkeiten des Hofabts wie folgt begreift.

„Unter der Regierung Karl X. wurde in Paris eine 17-jährige Fußmaderin zu derimonatlicher Gefängnisstrafe verurtheilt, weil sie auf einem öffentlichen Balls zu unanständig getanzt hatte. Sollten nach diesem Beispiele alle Ballettbesucherinnen der lateinischen, königlichen und städtischen Hoftheater jetziger Zeit für ihre ebenso ungeziffen, als frechen und schamlosen Stellungen und Sprünge, für ihre bis zur gemeinsten Entkeidung getriebenen Gesinnung bestraft werden, die Zuchtlosheit würden von diesen Beispielen und Ansehensverlust nie lernen. Doch es gehört ebenfalls zu den Zeichen der Zeit, die Aufführung von Maskenmasken, wie Mäusen Tod, Symeon u. d. zu verbieten und im Gegentheil die der unzüchtigen Ballets trotz allen Hinweisen und Ermahnungen zu gestatten und zu unterstützen. Kommen ja doch bei den guten Tänzerinnen keine politischen Sprünge vor.“

Dem Glück kann ein solcher Ansehensverlust oder gar Scherzstücke in Deutschland nie so viel Schaden wie in Frankreich ein Misereau, da dort mehr Tugend

nahme an öffentlichen Angelegenheiten schon damals kurfand. In Deutschland sind so wenig Menschen mit Politik beschäftigt, besonders was ihre nächsten Angelegenheiten betrifft, daß ein politischer Schriftsteller selbst die größten Gegner unter den Schriftstellern selbst findet. Man kann auch darin wieder die Vorzüge der Corporation erkennen. Der Adelige nimmt Partei für den Adel, aber der bürgerliche Schriftsteller zerstreut den andern Schriftsteller, selbst wenn er mit ihm von einer politischen Farbe ist. So hat auch der Adel die Rache gegen den Verrath des Herrn v. Maltz einem andern Schriftsteller überlassen können, der in einem literarischen Altbuche Folgendes von ihm sagt:

„Gottlieb August, Freiherr von Maltz,
gestorben den 9. Juli 1794 bei Königsberg.

Dieser alte Student mit Koller und Kanonen lebte bis 1828 in Berlin, zog dann nach Hamburg, wo er in seiner verblühenen Heiterkeit „norddeutscher Courier“ wurde; während der Julirevolution lebte er in Paris, neuerlich aber in Dresden. Der Geist der Zeit hat ihn mächtig angehaucht, der heilige Geist mit den tausend feurigen Zungen macht jeden Gläubigen

zum Apfel. — Klopke und Wendenitz, 1821,
Hamburgische Meinen, Klopke, Crammel unter-
breiten.

Die Pöbelsthemie zu Lohr ist sehr.
Sollten Sie nicht auf meine Zeit?

Dennach wollen wir Herrn v. R. nicht
ganz verstehen, er hat Gott und nicht auch unser
gutes Volk nicht gesehen, selbst wir sie nicht
haben wollen, keine Zeit zu haben. Weiter hin
hat er zu sehen kocht. Er scheint nicht haben
Einen ganz zu haben, um sich mit dem Adel eine
Zeit zu begreifen. Vielleicht geht nicht unge-
wöhnliche Dinge dazu, im Verstande seiner haben
Gott den Blick der Welt zu verstehen. Aber
es wird auch nicht verlangen, in seiner Entscheidung
sich mit dem hohen Adel seine Zusammenkunft
zu begreifen, sondern eben auch zum Volk von
Weltlichkeit muss der Adel wieder sitzen.

Als auch die gute alte Zeit und Eitel werden,
war der Adel im Volk eine Vermischung und sich-
keit mit der Weltlichkeit kocht er stellen. Nicht
mehr seine eigene, hat es in der Zeit und in
gibt es eigentlich nicht dem Adel. Ist nicht, der

Adel, nur erst in seine ursprünglichen Rechte wieder eingesetzt, so wird Herr v. Maltiz auch nicht mehr den Bankier mit scheelen Augen ansehen dürfen. Werner v. Kniprode, Ulrich v. Feuchtwangen und alle die edeln Ritter aus der Blüthezeit des deutschen Ordens haben wahrlich so nicht gesprochen von dem Sitze der reichen Juden in Worms und Frankfurt wie Herr v. Maltiz von den jetzigen Bankiers. Nicht, daß diese Leute das Geld in großen Tässern aufgestapelt haben, ist das Drückende des Geldadels, und nicht, daß der reiche Iliz, Christ oder Jude, stolz auf seinen todtten Mammon ist, sondern daß er es dem Adel gleichthun kann, das ist das Drückende der Geldaristokratie.

Auch hierbei liegt das Drückende lediglich im Zeitgeist, der alle Stände angesteckt hat. Mochte vor 500 Jahren der reiche Jude einen Adelspreis tragen, so kostbar wie der des Sultans, und seine Judenmamfell eine goldne Haube mit den kostbarsten Steinen besetzt, so war es doch nur eine Judenhaube, und Jude blieb Jude wie Burschenschaft — Burschenschaft. Kein Edelmann, selbst nicht Herr v. Maltiz, hätte sie darum beneidet. Im Gegentheile, solche Geldsammler waren gut im Fall der Noth. Jetzt

aber, wo der Bürgerliche sein Geld dazu anwendet, sich zu kleiden wie der Adel, in derselben Carosse zu fahren, sich in demselben Range der Logen setzen zu lassen wie dieser, jetzt, wo der Kaufmann, der Doctor, der Beamte ihren Kindern dieselbe Erziehung geben lassen wie der Adel, demselben Alles nachmachen und dazu ihr Geld verwenden, daß der Adel nichts voraushat — ist eine drückende Zeit für die Abkömmlinge erlauchter Ahnen, welche nun nichts mehr vor den Bürgerlichen voraushaben.

Nicht der Geldstolz ist es, der dem Adel drückend ist, sondern die Anwendung des Geldes, wie es der Zeitgeist verlangt. Der Bankier W. mag noch so stolz auf seinen Reichthum sein, er geht aber in seinem alten weißgelben, abgetragnen Frack und steif gepudert einher, man sieht ihm an, daß er sein Geld zusammenhält, er vermeidet jede Ausgabe, die nicht nothwendig ist; er schadet dem Adel nicht, im Gegentheil, er speculirt darauf, wie er ihm ein paar Pferde aufhängen kann, während er lieber aus Knausererei zu Fuß geht. Dem kann man immer auf sein Geld stolz sein lassen, das sieht Niemand. Aber der Fabelant W. ist nach dem Modejournal gekleidet wie ein Graf, fährt mit vier schönen Frauen wie

ein Baron, spart das Geld nicht, sondern verwendet es, um in nichts dem Adel nachzustehen; ein solcher ist, wenn er auch weniger reich ist, wohl er weniger auf sein Geld hält, dem Adel natürlich am meisten gefährlich. Der reiche Jude, der reiche Gily W. stößt nicht an, aber der Andere, welcher die Möglichkeit zeigt, mit Hülfe des Zeitgeistes den Adel zu ersetzen.

Mit solchen Ausfällen auf dem Reichthum, wie Herr v. Maltiz thut, ist für den Adel nichts gewonnen. Daß für Geld Alles zu haben ist, weiß Jeder und kein Kassonniker dagegen wird helfen. Im Gegentheil, damit macht der Adel die Bürgerlichen nur noch eitzler auf ihr Geld oder vielmehr auf die äußern Vorzüge, die sie sich dadurch verschaffen können. Ich thue ihnen nicht die Ehre an, merken zu lassen, daß ich sie darum beneide. Aber ermahnen müssen solche Erscheinungen den Adel, daß er seinerseits Alles thue, um sich wieder in die frühere glückliche Lage zu setzen, wo er sich im Besiz alles Vermögens allein befand.

Solche Betrachtungen hatte ich an der Wirthschaft Gelegenheit genug anzustellen, da man wirklich hier sehr wenig Unterschied zwischen dem Edelmann und dem Bürgerlichen macht, was noch von der Franzosenzeit herührt.

Abends sah ich nach einigen Jahren die schöne Baronin v. * * bei einem Verwandten wieder. Ich hatte als Offizier auf ihrem Gute im Quartier gelegen, nach ein paar Tagen war ich so weit, als ich sein wollte, daher hier sehr erfreut, die herrliche Bekanntschaft fortsetzen zu können. Doch zu meinem Erstaunen fand ich sie ängstlich und verlegen, obwohl uns Gelegenheit zur Erinnerung an die Vergangenheit nicht gefehlt hätte. Ihre stets Entschuldigung war, daß ich vielleicht jetzt längere Zeit hier bleiben würde. Ich habe dabei wieder die Erfahrung gemacht, daß ein Fremder bei manchen Frauen mehr Glück hat als ein Bekannter, weil der Erstere weiterzieht und der Andere plaudern könnte.

A a c h e n .

Noch bestehen hier die französischen Geseze und, was noch schlimmer ist, 20 Jahre lang dauerte hier die revolutionnaire Verwaltung der Franzosen. Leider machte man noch zu viele Umstände mit dem hiesigen französischen Sauerteige, und ich mußte an der Wirthstafel mit anhören, wie stolz die aachener Kaufleute darauf sind, daß die Minister sich in der finanziellen Denkschrift bei dem letzten Landtagsabschiede auf eine förmliche Widerlegung eines unbefugten Schriftstellers aus ihrer Mitte eingelassen haben.

Man wiederholte gewöhnlich monatlich einmal in dieser Gesellschaft folgende Vorlesung, die ich eben auch mit anzuhören verdammt war:

Die Behauptung, daß in den Rheinprovinzen

die Staats-Abgaben sich um 30% gegen die frühere Zeit erhöhet hätten, ist überkommen aus einem im Jahre 1833 erschienenen Werke: Preußen und Frankreich, welches auch in der Deutschheit der rheinischen Provinzialstände ausdrücklich allegirt wird, und auf welches sich auch die dort ausgesprochenen Vermuthungen und Ueberzeugungen von der Unverhältnißmäßigkeit der Grundsteuer in den westlichen Provinzen mehrertheils gründen. Bei einem großen Reichthum an Zahlendrehungen und Vergleichen ist jenes Werk sehr geeignet, demjenigen Theil des Publikums, welcher den Werth dieser Zahlen nicht genauer prüfen kann, für sich einzunehmen. Bei einer genauern Prüfung aber bleibt dem Verfasser zwar eine übliche Sorgfältigkeit in Aufsuchung der Daten zu den angeführten Vergleichen nachzurühen, dagegen sich fast überall, wo es nun auf weitere, aus jenen Zahlen abzuwickelnde Vermuthungen und Folgerungen ankommt, wie in der Begemeinschaft der unmittelbar gegebenen Zahlen selbst, der Charakter einer Parteilichkeit nicht verleugnet, sofern man letzteren dahin aussprechen will, daß es bei einer solchen Schrift nicht sowohl auf unbefangene Erörterung der Thatfachen zu dem Zweck, um aus ihnen erst die allgemeinere Wahr-

heit zu finden, als vielmehr auf die Herbeischaffung der Beweismittel für ein im voraus als feststehend angenommenes Axiom ankommt.

Nach den Berechnungen in jener Schrift soll unter Anderem der Beitrag des Regierungsbezirks Aachen zu der Steuer von inländischem Wein ungefähr 6000 Thaler mehr betragen, als der frühere Beitrag des ehemaligen Noerdepartements zu den französischen Getröpfsteuern, welche bekanntlich den Haupttheil der *droits réunis* (jezt *contributions indirectes*) ausmachen. Die Berechnung, aus welcher dies Resultat hervorgeht, ist in der Art angelegt, daß auf der einen Seite der Antheil des Noerdepartements an dem Gesamtaufkommen der damaligen französischen Getröpfsteuer noch nicht zu $\frac{1}{100}$ des Ganzen angenommen wird, während er nach dem Bevölkerungsverhältnisse etwa $\frac{1}{140}$ betragen müßte.

Auf der andern Seite aber genügte dem Verfasser, um den Beitrag des jetzigen Regierungsbezirks Aachen zu der Steuer vom inländischen Wein zu ermitteln, die aus amtlichen Quellen zu entnehmende Etatssumme jener Steuer für die Rheinprovinz zu 135,000 Thaler nicht, er stellt vielmehr die Steuer auf 320,000 Thaler fest, d. i. ist auf ziemlich das 2¹/₂-fache

der richtigen Summe, und berechnet dann nach dieser festgestellten höheren Summe den Beitrag des Regierungsbezirks Aachen nach dem Bevölkerungsverhältniß.

Bei den Flußböllen und Kanalgefällen wird, wo es auf die frühere französische Periode ankommt, dem Roerdepartement von dem damaligen Gesamteinkommen zu 7,590,000 Francs (unter welchem das Rheinoctroi mit ungefähr 5,000,000 Francs begriffen ist) dem Bevölkerungsverhältniß nach $\frac{1}{100}$ zur Last gestellt mit 53,000 Francs oder 14,000 Thälern.

Für die neuere Periode hingegen wird es besser gefunden, das Rheinoctroi — zu welchem jetzt bekanntlich alle Binnenschiffahrt gar nichts beiträgt, als eine nur der Rheinprovinz obliegende Last anzusehen, wo dann von dem auch hier willkürlich höher angenommenen Ertrage auf den Regierungsbezirk Aachen zwischen $\frac{1}{6}$ und ein $\frac{1}{7}$ des letzteren mit 94,000 Thälern treffen sollen.

Bei der Salzabgabe sollen früher unter französischer Herrschaft eine Consumption von nur 13, jetzt von 5 Pfund Salz auf den Kopf der Bevölkerung zu rechnen sein.

Bei den Einnahmen aus der Lotterie wird für die ältere Periode der Antheil des Roerdepartements

— weil dessen Bewohner wenig in der Lotterie gespielt hätten — nur mit $\frac{1}{4}$ seiner Bevölkerung in Anschlag gebracht, während die Bewohner des jetzigen Aachener Regierungsbezirks zu dem (auch hier wiederum gegen die Wirklichkeit zu hoch angenommenen) Bruttoertrage der Lotterie voll nach dem Bevölkerungsverhältniß in Anschlag kommen. Bei dergleichen calculatorischer Willkür, welche sich fast durch alle 50 Positionen einer mit vielem Anschein von Gründlichkeit zusammengestellten Tabelle nachweisen läßt, mag es wenig auffallen, wenn jene Tabelle mit einem Mehrbetrage der damaligen Belastung von mehr als 600,000 Thalern für den Regierungsbezirk Aachen gegen das ehemalige Noerdepartement abschließt.

Ferner hat der Verfasser dieses Buches unternommen, auf den Grund der Katastralabschätzung im Regierungsbezirk Aachen den Reinertrag des Grundeigenthums in sämtlichen Provinzen der Monarchie festzustellen.

Der Bodenertrag in Sachsen (immer nach Quadratellen gemessen) ist dem Katastralertrage des Aachener Regierungsbezirks, mit Weglassung jedoch des am mindest fruchtbaren Kreises Malmédy, gleich.

Die Schlesier werden sich, wie fortgeführt, nicht über eine Ueberschätzung ihrer Bodenfläche be-

schweren, wenn ich (der Verfasser) dieselben mit dem Regierungsbezirk Aachen, nach Ausschluß zweier der ergiebigsten Kreise, Aachen und Jülich, gleichstelle. Die brandenburgischen Bodenflächen vergleiche ich nur mit denen der fünf unfruchtbaren Kreise des Regierungsbezirks Aachen, namentlich Eupen, Heinsberg, Malmedy, Montjoie und Schleiden.

Daß man auf diese Weise, ohne den Schreib- und Rechentisch zu verlassen, mit leichter Mühe die ganze bewohnte und unbewohnte Erdoberfläche katastriren kann, ist schon in anderen Beurtheilungen des Buches rühmend anerkannt. Wo es nun aber zu einer Vergleichung der wirklich aufkommenden gegen die nach dieser ideellen Katastrirung zu verlangenden Grundsteuer kommt, genügt dem Verfasser, um das thema probandum — die Ueberlastung des Westens im Vergleich gegen die östlichen Provinzen — desto sicherer nachzuweisen, eine einfache Gegeneinanderstellung der Zahlen noch nicht; sondern es wird nun weiter angenommen, daß ein Theil der unter dem Namen von Grundsteuern aufkommenden Abgaben in den östlichen Provinzen gar nicht die Natur einer Steuer habe vielmehr als Domainenrevenue zu betrachten sei, worfür dann wenigstens abgerechnet werden müssen: für

Schlesien 5%, für Sachsen, Posen und Brandenburg 10%, für Pommern und Preußen $12\frac{1}{2}\%$ des etatsmäßigen Grundsteueraufkommens. Kämte es darauf an, eine Parteilichkeit im entgegengesetzten Sinne zu schreiben, um nachzuweisen, daß die östlichen Provinzen in der Steuer gegen den Westen überbürdet seien, so würde sich mit so viel größerem Anspruch auf innere Wahrscheinlichkeit die Behauptung dahin aufstellen lassen:

Daß in denjenigen Provinzen, in welchen sich die Grundsteuereinrichtung aus den Dominalverhältnissen herausgebildet hat und wo der Einführung einer neuen Grundsteuer eine so gewaltsame Umgestaltung der grundherrlichen Verhältnisse, als in dem größeren Theil der westlichen Provinzen, nicht vorgegangen oder gleichzeitig erfolgt ist, ein guter Theil der noch jetzt neben der Grundsteuer zu entrichtenden Dominalabgaben ursprünglich aus aufgelegten Steuern entstanden sei, und daß man also, um die wirklich steuerartige Belastung der Provinzen zu finden, der unter dem Namen Grundsteuer erhobenen Abgabe noch einen Theil der Dominalprästationem zusetzen müsse.

Soweit diese Vorlesung, die mich eigentlich langweilte und aus der ich entnahm, daß der nachher

Kaufmann als Schriftsteller zu Boden geschlagen war. Allein darauf kam es meinen politischen Kennengießern nicht an; sondern sie freuten sich darüber, daß die preussischen Minister, wie sie sagten, einem rheinländischen Bürger hätteu Rede stehen müssen. Darauf wurde von der Tischgesellschaft auf das Wohl des braven Hansemann getrunken; so heißt nämlich dieser ihr Lieblingschriftsteller. Uebrigens haben diese rheinischen Notabilitäten Unglück mit ihrem Namen, denn wenn dieser Name schon nicht sehr empfehlend klingt, so ist es der des rheinbairischen Helden Siebenschneider noch weniger.

Wenn mir übrigens die Kaufleute am Rhein auch besser gefallen als die an der Oder, da sie mehr Weltersahrung haben: so muß ich doch gestehen, daß mir das Leben am Rhein auf längere Zeit keineswegs gefallen kann. Ich habe zwar viel Umgang mit Leuten meines Standes gehabt; aber ich habe doch alle Verhältnisse desselben sehr abweichend von denen in Nordosten von Deutschland gefunden. Der Adel ist hier eigentlich nicht mehr Das, was ihm in Osten von Europa sein Hauptübergewicht gibt, nämlich: Gutsherrn. Abgerechnet, daß die französische Revolution hier alle lehns herrlichen Rechte gestört hat, so

war hier von jeher schon ein anderes herrschaftliches Verhältniß vorherrschend.

Dort in Osten hat jedes Dorf seine Herrschaft und jedes Grundstück auf dem Lande ist entweder dominial oder rustical. Am Rhein und auch schon in einem großen Theile von Westfalen fragt man gewöhnlich umsonst: Wem gehört dies Dorf? Statt daß wir in Sachsen, Brandenburg, Pommern u. s. w. die Antwort vernehmen: dem Baron v. N., dem Grafen v. N. u. s. w., heißt es hier: der Bauerhof Nr. 1 gehört dem Kaufmann N. in Aachen, der Hof Nr. 2 dem Notar N. in Düren, der Hof Nr. 3, 4, 5, dem Grafen N. in Köln, der Hof Nr. 6, 7 dem Doctor N. in Aachen, der Nr. 8 dem Bauer N., der ihn bewirthschaftet, der Nr. 9 demselben, der ihn ebenso wie alle die Andern, durch Zeitpächter bewirthschaften läßt; oder es sind Erbpächter, oder es findet eine andre Art von getheiltem Eigenthum statt.

Wenn ich mit Leuten meines Standes zusammen war, war gewöhnlich nicht die Rede von ihren Dörfern, sondern nur von ihren Höfen, Wäldern, Wiesen und Weiden. Große Oekonomien haben sie in der Regel nicht, sondern nur Rentmeister, welche die Pächte, Zinsen und andere Gefälle von ihren vere

einzelnen Besitzungen einziehen. Gewöhnlich ist von einem adeligen Gute nicht die Rede, sondern nur von einem adeligen Hause, welches ursprünglich mit Wall und Graben umgeben und mit dem Rechte der Jagd auf einen gewissen Bezirk versehen sein mußte. Von Unterthanen war auch schon vor der französischen Revolution hier gewöhnlich keine Rede, sondern der Pächter blieb, wenn er zahlte, oder ward herausgeworfen, wenn er säumig war, und pachtete den benachbarten Hof oder kaufte ihn gar als Eigenthum. Kurz, das patriarchalische Verhältniß zwischen Gutsherrn und Unterthanen hat hier niemals stattgefunden, also auch nicht der Gesinde-Dienstzwang.

So edle Geschlechter ich daher am Rhein habe kennen lernen, so scheint doch dies verschiedene Verhältniß auch auf ihr ganzes Sein einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Sie waren nicht gewöhnt, wie im Osten sich als angekommene Herren über andere Menschen anzusehen, sondern standen mit allen Untergebenen gewöhnlich nur in einem Contractsverhältniß, daher sich auch die Begriffe des hiesigen Adels anders weit als im Osten entwickeln mußten. Es will mich daher beinahe bedünken, daß es hier leichter war, das Gift des Zeitgeistes einzusaugen. Ich will damit

nicht etwa gesagt haben, daß der hiesige Adel seine Rechte weniger fühlen und für die Aufrechthaltung derselben sorgen sollte. Allein ich habe doch Manches anders gefunden.

Dazu kommt noch, daß wirklich der Adel am Rhein nicht sehr zahlreich ist, da die meisten Familien bei der Versorgung der nachgeborenen Söhne in Klöstern ausgestorben sind, andere aber, durch die Nachbarschaft von Holland angesteckt, Kaufmannschaft getrieben und ihren Adel abgelegt haben, wie das z. B. mit der alt adeligen Familie Bettendorf in Aachen der Fall ist. Andere hatten ihr Besitzthum an die wenigen reichen Familien verkauft, sodaß es hier geworden war wie im Oestreichischen, wo eigentlich nur der reiche Adel etwas glie.

Im Ganzen aber ist der hiesige Adel ziemlich wohlhabend. Da er gewöhnlich keine eigne große Oekonomie verwaltet, sondern alle Besitzungen im Kleinen verpachtet, so ist er den Wechselfällen der Landwirtschaft weniger ausgesetzt als im Osten. Er hat wie der Capitalist keine jährliche bestimmte Einnahme, die durch hohe Getreidepreise ebenso wenig als durch das Sinken derselben sehr bedeutende Veränderung erleidet.

Daher ist hier im Ganzen Alles abgemessen und selten hört man von dem Verfall eines berühmten Hauses. Wer 20,000 Thaler jährliche Einnahme hat, lebt gewöhnlich dem angemessen, sowie Der, welcher jährlich nur 1000 Thaler einnimmt. So berechnend darf im Osten der Rittergutsbesitzer nicht leben, der vielleicht bei einer einzigen günstigen Conjunction für 5000 Thaler Wolle oder für 3000 Thaler Branntwein mehr als sonst verkauft. Dieser Mangel an großen Dekonomen macht aber auch, nach meiner Ansicht, das Leben des Adels am Rhein weniger angenehm, als im Osten. Ich spreche nicht von meinen Bekannten am Rhein, welche ihre 20,000 Thaler und darüber zu verzehren haben, denn damit lebt es sich überall gut, sondern von der Mehrzahl der Edelleute, welche in den östlichen Provinzen bei weitem nicht soviel reines Capital besitzen, aber dennoch beinahe ebenso splendid leben, weil sie große Dekonomen haben und als Gutsherren noch manche Rechte genießen, welche am Rhein nicht mehr stattfinden, oder nie stattgefunden haben.

Ich glaube daher, daß der Adel auf seine Genossen am Rhein weniger reich rechnen dürfen.

Die Belgier und die Belgierinnen.

Zwischen hohen Felsenufeln auf der Straße von Lüttich die Maas aufwärts rollte ich in meinem Landauer rasch einher, mich ägernd, daß eine so herrliche Gegend zu dem neuen Reiche der Belgier gehört, welches der französischen Revolution seine Entstehung verdankt. Wer den Rhein schön findet und dann hierher kommt, findet hier die Schönheit des Mannes, während dort nur die des Jünglings gefunden wurde. Hier sind die Felsenwände höher und großartiger, die Gruppen derselben überraschender, und die Thäler, wo sie sich erweitern, viel ausgedehnter; besonders war es die Gegend von Huy, welche stets den größten Zauber für mich hatte. Doch

vor Allem mache ich auf die Gegend von Dinant aufmerksam, wo die Felsen an dem rechten Ufer der Maas die Straße unter dem festen Schlosse so versperren, als das Felsenthor bei Terracina die Straße von Rom nach Neapel. Nur hat Dinant noch den Vorzug, daß hier das Felsenthor von einem natürlichen Obelisken gebildet wird, der neben der Felsenwand als ein ganz isolirt stehender gothischer Thurm sich erhebt.

Leider mußte ich meinen Lieblingsfluß, die Maas, nur zu bald verlassen, da ich im Innern von Belgien mich überzeugen wollte, wie sich die Folgen der dortigen Umwälzung gestaltet hatten, indem ich theils frühere Bekannte besuchte, theils mich auch mit Empfehlungsschreiben an ausgezeichnete Familien versehen hatte.

Von jeher hatten mich die hiesigen Frauen angezogen, die mit dem Geiste der Franzosen mehr Gemüth verbinden und meist ausgezeichnet schön sind; nur in Lüttich hatte ich mich nie lange genug aufgehalten, um mit den dortigen schönen und von dem berühmten Domherrn Treffenciers sehr wohl erzogenen Frauen in nähere Bekanntschaft zu kommen. Desto mehr freute ich mich, in einer Mittelstadt, welche ich auf dem Wege nach Brüssel berührte, endlich mit

einer vornehmen Dame aus Lüttich eine Intrigue zu erleben. Sie war mit einem reichen Grafen verheirathet, der eben in Familienangelegenheiten abwesend war. Ich lernte sie im Hause ihrer Tante kennen, an die ich empfohlen war. Es war eine der lebendigen Ketten, mit denen man bei dem ersten Besuch so weit kommt als bei einer Deutschen gewöhnlich erst nach Monaten. Ich hatte auf einen leichten Sieg gerechnet, doch ich kam bei dem fünften und sechsten Besuch nicht weiter, obgleich es an Gelegenheit nicht fehlte, und sie sogar größtentheils allein war, auch sich nicht im mindesten genirte, sodas ich oft gegenwärtig war, wenn sie sich an- und auskleidete. Doch selbst das nothwendigste Kleidungsstück wußte sie so geschickt zu behandeln, das ich da bei weniger sah, als wenn sie angezogen war.

Dies konnte mir nicht genügen; wenn ich aber mehr verlangte, ward mir der Bescheid, das ich wol die Uebergengung haben müßte, geliebt zu sein, nach der Art, wie sie mich behandelte; ein Mehreres gewährte ihr keinen Genuß. Ich beschloß daher einen ernstlichen Sturm zu wagen. Gewöhnlich blieb ich alle Abende bei ihr, bis sie ausgetheilet war und sie mich und ihre Aese wuschichte. Diese schloß gewöhnlich

die Fensterladen von innen; ich stellte mich daher an das eine Fenster und sagte, als diese Operation wider vor sich gehen sollte, ich würde diesem Dienst selbst leisten, setzte das Gespräch unbesungen fort und entfernte mich wie gewöhnlich. Das Schloß lag in einem Hofe, aus dem man durch ein Thorgebäude gelangte, in dem mehre Equipagen standen. Beim Herausgehen wußte ich es so zu machen, daß ich mich umgeben in einen dieser Wagen werfen konnte. Dort blieb ich, bis ich im Schlosse alle Lichter verlöschen sah, dann ging ich leise zum Fenster der Bedienerin, welches ich nur zum Schein verschlossen hatte, konnte es daher leicht öffnen und war in dem Zimmer derselben, ehe sie es hörte.

Doch in diesem Augenblick ruft sie ängstlich: *Qui est là?* Ich beruhige sie und bedecke bald ihren schönen Mund mit brennenden Küßen, bedeute sie, daß nichts zu besorgen, indem ich meinen Rückzug so einrichtet, daß Niemand mich gewahr werde. So ist sie beruhigt und ich voll der süßesten Hoffungen. Allein stets verweigerte sie mir die letzte Günst mit einem solchen Widerstand, daß sie laut um Hülfe zu rufen anfing. Alle meine Bedeutungen, daß dies ihr nur schaden könne, da doch Jeder nur ihr die

Schuld geben würde, halfen nichts, sodaß ich mich wol von der Festigkeit ihres Charakters überzeugen mußte.

Ich habe auf diese Weise nachher mit ihrer Bewilligung mehre Nächte zugebracht, aber alle Versuche waren vergeblich, sodaß mir diese Frau ein moralisches Räthsel war, wofür ich es nämlich hielt, sie behauptete oder, daß es in ihrem Wesen läge, sie empfinde durchaus nichts, warum sollte sie daher etwas thun, das sie für Unrecht hielt, da sie durchaus keinen Genuß davon hätte. Doch glaube ich, daß es am meisten die Furcht vor der Belächte war, nur war sie zu klug, um mir dies zu sagen, wegen sie mir sogar einst vertraute, daß man sie allerdings im Verdacht habe, mich als einem erhöhten Geliebten zu begünstigen; daß dies nicht schlimmer sein könne, wenn es wirklich der Fall wäre, daß sie daher manchmal förmlich darüber unglücklich wäre, eines Vergnügens beraubt zu sein, das die ärmste Bürgerfrau empfinden könne; so habe sie lediglich das Unangenehme und nicht das Angenehme von dem Umgange mit Männern in dieser Beziehung.

Wie sehr die Frauen in Belgien unter dem Einfluß der Geistlichen stehen, habe ich schon früher

in Antwerpen zu erfahren Gelegenheit. Ich fand bei einer Dame, welche krank war, zum ersten Male eine ihrer Freundinnen, welche sie benachrichtigte, daß ihr Liebhaber, der eben abwesend war, ihr sonst andauernd Gesellschaft leistet. Meiner Sache nicht gewiß, ob es bei diesen Damen Ehrenz oder Ernst sei, besonders da noch mehr Verwandtinnen anwesend waren, versicherte ich die sehr liebenswürdige Frau, bei der die Stelle des Liebhabers erledigt zu sein schien, daß es nur von ihrem Willen abhänge, einem ebenso aufmerksamen Liebhaber zu haben. Sie versicherte den guten Willen wirklich zu haben, und ich bat, da ich ihr noch ganz fremd sei, mich auf Probe anzunehmen, wemit sie auch zustimmen war.

Ungewiß, ob dies Ernst, ob es Ehrenz gewesen, doch mehr der letzten Meinung, bitte ich um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen; allein sie machte mir ein solches Gemälde von ihrem Manne, daß Niemand, der den Zunderling kenne, es unternehme, in ihrem Hause einen Besuch zu machen. Jedoch sei sie alle Abende bei ihrem Ateem, dort würde sie sich freuen, mich zu sehen. Ich machte nachher dort zur bestimmten Zeit meinen Besuch und wurde von der ganzen Familie wie ein alter Bekannter aufgenommen und

gebeten, nicht oft wiederzukommen. Ich erfuhr, daß die schöne Jean um 9 Uhr nach Hause schon muß, weil der Herr Gemahl aus dem Casino kommt, um zu speisiren. Ein Händchens drückte mich, daß aus dem Scherz Ernst werden könne, besonders da mir meine Schöne sagt, ich möchte morgen pünktlich kommen, ich würde sie denn allein im Gesellschaftszimmer finden.

Das geschieht, glückliche Klöße bekunden ihrem guten Willen, doch bald wurden wir geliebt, und ich konnte es nur noch dahin bringen, daß heute der Morgen um 11 einem Verande nicht abgemartet wurde, sondern ich die schöne Doreen nach Hause begleiten durfte. Einmal konnte ich in ihrem Hause jetzt nicht finden; doch da der Mann regelmäßig seine Zeit im Casino zubrachte, ließ sich die schöne Jean besorgen, mich am folgenden Abend mit den größten Verheißungen in Hause zu erwarten. Da war natürlich keine Zeit zum Sprechen, die süßen Augenblicke wurden genossen. Doch wie geizig richtete sich das leidende Weib auf und rief schmerzlich: Das muß ich nun leiden! Ich suchte zu trösten, doch der Schmerz war so ernstlich und die Möglichkeiten der Ueberraschung so leicht, daß wir bald Beide sehr beengt schienen.

Und aus diesen eigenthümlichen Verbindungen machten, daß wir uns erst nach ein paar Wochen wiedersehen. Ich noch ziemlich krank, so aber nicht mehr erkrankend. Ich sagte, wie es in der That gegangen! Ich habe eine Menge Briefe thun müssen: mehrere Tage lang ohne Unterbrechung und die selben Beschäftigungen thun müssen; auch nun ist's verblieben. Denn jetzt es war nicht mehr die Zeit von einem Händel und einem Handelsgut. Ich sah heraus, welche Macht die Geistlichen hier bestrafen hat erst Mal — es n'est que le premier pas qui count — haben, auch konnte und werden, daß der Geistliche am so schwerer mit der höchsten Maßnahme umzugehen, weil ihnen Mann die Lage war.

Der Polizeimeister hatte der kleinen Kammer zum Schutz der Polizei gesagt: Es sei ihnen Mann zu nicht haben. Dies ist die wichtigste Sache der Polizeimeister, denn auf sich selbst ist der Geistliche sicher, daß die Frauen selbst kommen zu ihm als Polizeimeister setzen. Sie haben aus Jemand, der es besser mit ihnen macht als sich der Mann, der mit ihren Verbindungen Rücksicht hat, und der Mann nicht thun würde, wenn sie auch nicht so weit gegangen wären als die kleine Kammer. Ein

fromme Frau klagt z. B. sich in der Beichte an, weil ihr Blick zu lange auf einem Herrn geruht, der ihr gefallen. Der Beichtvater sagt ihr: Das ist Sünde, das thun Sie künftig nicht wieder; aber sagen Sie es Ihrem Manne nicht. Von diesem Augenblick an ist etwas Fremdes zwischen den Eheleuten, und es bedarf nur geringer Anfechtung, so unterliegt die Frau, weil sie einen Vertrauten hat. Ich fing an mich zu überzeugen, daß mein Freund aus Ungarn, der Magnat, den ich zuerst in Lößlitz gesehen, recht hatte, wenn er die katholische Religion die der Leute *comme il faut* nannte.

Nach solchen Erfahrungen sah ich wohl, daß die Legitimität des Königs von Holland hier außer dem leidigen Zeitgeist noch gegen die Macht der Geistlichkeit einen schweren Stand gehabt hatte. Aber am meisten wunderte ich mich hier über den Adel. Ich fand ihn zufrieden in seiner Verbindung mit der Geistlichkeit. Es wurde mir schwer, das zu glauben, allein ich mußte mich wol am Ende davon überzeugen. Ich war an den Bruder eines wahrhaft deutschen Barons empfohlen, der bei der Theilung die jenseits der Maas belegenen väterlichen Güter in dem Theile des Gelberlandes erhielt, das jetzt zu Belgien, sonst aber zu

Preußen gehörte, und ich mußte erwarten, dort wenigstens ganz andre Meinungen über die belgische Revolution zu hören; allein ich fand den belgischen Baron so zufrieden, wie es sein Bruder im Preussischen nur sein konnte.

Doch da er katholisch ist, hielt ich ihn nicht für einen unparteiischen Gewissensmann, sondern glaubte, daß er zu sehr unter dem Einfluß der Geistlichkeit stehe; allein auch reformirte Familien, deren ich in Belgien mehrere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sagten mir, daß sie sich jetzt recht zufrieden fühlten. Das hatten mir auch mehrere deutsche Edelleute versichert, welche Verwandte in Belgien haben, wie z. B. der Marquis v. Hondelbiter, die Grafen Robiano, v. Merode und Andere mehr.

Ich muß gestehen, daß ich mit den Personen von Adel, welche ich in Belgien kennen lernte, im Ganzen recht zufrieden war, aber ich sah deren wenige und stets reiche Leute. Auch erfuhr ich, daß der Adel in Belgien durchaus nicht so zahlreich ist als in Deutschland, und daß da, wo man nur reichen Adel sieht, man keinen Maßstab dafür hat, was der Adel als solcher, seine Qualität als reichen Mann abgerechnet, gilt. Auch habe ich hier selten rein ade-

lige Gesellschaften gefunden, stets finden sich noch andere Leute dazwischen, und wenn es auch nur ein Arzt oder ein Notar mit seiner Familie ist. Kurz, der Adel ist in Belgien Das nicht, was er in Deutschland vorstellt.

Dies mag besonders darin seinen Grund haben, daß auch hier sowie in einem großen Theil am Rhein und in Westfalen der Adel nicht als Gutsbesitzer zugleich Gutsherr über seine Unterthanen war. Im Osten von Europa heißt es: *nulle terre sans seigneur*, hier aber kannte man den Unterschied zwischen Herren- und Unterthanenland niemals; denn wenn auch das Land des Adels steuerfrei war, das der Nichtadeligen aber Steuern bezahlen mußte, so war der Edelmann doch nicht Besitzer eines Dorfes in dem Sinne wie im Osten von Deutschland. Wo aber keine ordentliche Gutsherrlichkeit stattgefunden hat, konnte sich der Adel nie so vollständig ausbilden.

Schon bei Lüttich fand ich, daß die Verhältnisse auf unsern Maßstab im Osten nicht passen. Ich fragte in einem schönen Dorfe, wo ich von dem Grafen Barlone sehr gut aufgenommen ward, wem ein auf derselben Seite des Dorfes liegendes Schloß gehörte, das beinahe so bedeutend war als das seinige.

Einem Fabrikanten in Mons, war die Antwort, jenes Haus einem Notar, dies einem Arzte, jene beiden zwei Rentiers, dies mir, wo ich einen Pachter habe, jenes auch, dies wieder, jenes aber gehört einem Bauer als Eigenthum, jenes auch. In dem Sinne wie im Esen hatte auch seinen Vorfahren nie dies Dorf gehört, doch hatten sie einst die Gerichtsbarkeit über die benachbarten zehn Dörfer für 10,000 Pataken erkaufte. Diese Gerichtsbarkeit hatte ihnen allerdings Geldvortheile und Ehrenrechte gewährt, aber deshalb waren die Einwohner dieser Dörfer nicht ihre Unterthanen geworden.

Auf der andern Seite finde ich, daß der Adel hier sich selbst nicht genug vor den andern Leuten auszeichnet. Diese machen es aber dem Adel in Allem gleich. Schon in Lüttich sah ich Fabrikanten in so prächtvollen Equipagen mit glänzenden Livreen fahren, daß man wenigstens einen Grafen darin vermuthen mußte, da in dem meisten deutschen Orien die Bürgerlichen noch so viel Takt haben, daß sie solche Aufwartlichkeiten vermeiden, wenn sie es auch bezahlen können; lediglich darum, weil sie bei Vergleichungen nicht in den Verdacht kommen wollen, als suchten sie sich dem Adel gleichzustellen.

Hier hätte ich dem ehehichen Präsidenten gern gesehen, den ich in einer westfälischen Stadt jedem Wagen grüßen sah, auf dem ein Jäger stand; ich fragte ihn, warum er sich diese Mühe gebe, da er doch so schlecht sähe, daß er nicht wüßte, ob Jemand darin sitze. Er belehrte mich aber dahin: Wir Bürgerlichen grüßen jedesmal den Wagen der adeligen Herrschaften, denn hier läßt kein Bürgerlicher einen Jäger hintenauf stehen; dafür sind aber auch die Herrschaften so artig, daß sie den Jäger nie hintenauf stehen lassen, wenn der Wagen leer fährt. Das ist für uns das Zeichen, daß wir nicht grüßen dürfen.

Der ehehiche Westfale mit seinen braven legitimen Ansichten sollte hierher kommen! Hier glaubt man bei manchem Notar, bei manchem Kaufmann in einem hohen adeligen Hause zu sein.

Der geschundene Aetzer.

In dem Ahnensaal meines Freundes auf dem Schlosse Kimmigen unfern der Naas fiel mir das Gemälde eines Türken auf; wenigstens mußte sein glatt geschnitten Kopf, der bloße Hals und der lange rothe Kasan, mit Fabel besetzt, mich in dieser Vermuthung bestärken. Mein Freund lachte mich aus, weil ich so wenig geographische Kenntniß besäße, daß ich meinem Türken zutraute, er würde in einer ausländigen Gesellschaft mit unbedecktem Haupte erscheinen.

Dies Gemälde sollte keinen Türken vor, sondern einen seiner Ahnen, einen Polen, in polnischer Nationaltracht, die freilich der ihrem ungläubigen Nach-

baren sehr ähnlich sieht. Er reichte mir aus einer wohlverwahrten Schatulle ein altes Papier *) mit eingepreßtem Siegel, und bemerkte dabei, hieraus ist der wahre Name meiner Familie und die Ursach ersichtlich, warum ich meinen Namen verändert habe. Was übrige-

*) Actum Petricoviae in Judiciis ordinariis generalibus Tribunalis Regni d. 1. July 1598.

Quandoquidem nobilis Stanislaus Kierski impio et sacrilego ore aliquoties coram populo blasphemasse charissimae Christi parentis, universarum protectricis, intaminatae integritati, cum summo omnium stupore, iniquissime detraxisse, procreatam ex adulterio prolem, nimirum filium novem, filiam vero sex annorum ad peragendum nefandum incestum stimulasse, hasque improbitates execrandas in suo conspectu demandasse; superstitiones varias, artem magicam aliquoties exercuisse — Quapropter studendo justitiae et aequitati eundem nobilem Kierski poenas criminales severissimas incurrisse arbitratur. Quapropter eidem nobili Kierski, pro Infami declarato, quem abominabilia scelerataque gesta accusant, garrulam, protervam et mordacem linguam eidem blasphematori, viventi retrorsum per ministrum justitiae extrahendam sententiat. — Corpus ejus post peractam cauterisationem igne consumendum Iudicium praesens determinat et eundem incarcerationum pro executione peragenda ad Iudicium Petricoviensis civitatis remittit.

gens den kahlen Kopf des Türken betraf, so erinnerte mich derselbe an Namik Pascha, der auf seiner ersten Rückreise von London in Berlin die Aufführung des Todes Jesu in der Singakademie besuchte und dort durch seine rothe Mütze aufgefallen war, welche er nicht abgenommen, obwohl der Hof gegenwärtig war. Am andern Tage zur Audienz bei einer der lebendwürdigen Prinzessinnen in Berlin eingeführt und von ihr deshalb befragt, erwiderte der galante Türke: „Es ist zwar gegen das Gesetz des Propheten, aber eine so schöne Frau vermag wol zur Uebertretung desselben zu verleiten“; und so nahm er sein Geß ab.

Die schauerliche Geschichte, welche die mir vorgelegte Urkunde enthielt, spannte natürlich meine Neugier aufs äußerste, die Geschichte dieses unglücklichen Ahnherrn zu erfahren. Mein Freund erfüllte meinen Wunsch wie folgt: Ich bin aus sarmatischem Geschlecht. Meine Vorfahren besaßen große Güter in Mazowien und der Ukraine. Wann sie aber aus dem früheren orientalischen Nomadenzustande hervorgezogen und getauft worden waren, hat nicht ermittelt werden können, obwohl der Sohn dieses Kahlkopfes, dessen Bild hier in der Rüstung à la Henri IV., mit seinem heiligen Geißtorden gezieret, sich bloßerhalb viele Mütze ge-

geben hat. Eine dunkle Sage hatte sich damals noch erhalten, daß meine Familie bald nach dem Zuge der Ostgothen über die Donau als Oberhaupt eines Stammes der Turkomanen oder der Kurden in das fruchtbare Land der Sarmaten ausgewandert sei, nachdem ein mächtiger König von Armenien seine Eroberungen und gewaltsame Bekehrungsversuche zum Christenthum nach dem azowschen Meere zu ausgedehnt hatte; doch schon bei der ersten Niederlassung meiner Vorfahren in der Nähe von Kaminiec-Podolski wurden sie mit dem Christenthum der nach den Ostgothen dort befindlichen arianischen Geistlichen bekannt und sollten so die ersten Christen unter den Polen gewesen sein.

Ich habe mir viel Mühe gegeben, über die Geschichte der Verbreitung des Christenthums zur Zeit des Bischofs Ulfilas in dem Lande der Sarmaten etwas zu erfahren, allein vergeblich habe ich mich in allen diesfälligen Werken darnach umgesehen; ich hoffte dabel etwas von dem Schicksal meiner Familie zu erfahren. Ich werde Gelegenheit suchen, mich diesmal an einen wahren Beförderer des polnischen Geschichtstudiums, an den Grafen v. Raszinski in Posen, zu wenden, von dem ich allein Aufschluß erwarten

kann. Mir scheint es, als wenn ungeachtet aller Verfolgungen, welche die damaligen Arianer als Ketzer von der orthodoxen Kirche erlitten, sich meine Familie doch stets von der römischen sowol, als von der griechischen Kirche unabhängig erhalten habe; denn es hatten sich bis zu jener unglücklichen Katastrophe, welche diese Urkunde enthält, in meiner Familie Briefe von Savanarola, Palavicini und Socinus erhalten. Unabhängigkeit, selbst in Glaubenssachen, war nämlich sonst das glückliche Loos der Sarmaten. Von ihrem frühern Nomadenzustande hatten sie dies noch beibehalten, und auch als sie Christen geworden waren, behielten sie noch das Recht, türkische Gefangene als Sklaven zu behandeln, bis sie sich taufen ließen. Erst vor einigen Jahren starb der letzte Türkenklave in einem polnischen Hause, den ein Graf Ryzki als Janitschar gefangen genommen hatte. Alle Christen aber waren frei, wie jetzt noch die Kosaken. Sobald jedoch die Landleute meiner Vorfahren anfangen, feste Wohnsitze zu nehmen, und durch die Cultur die Bedürfnisse stiegen, fingen die Mächtigen nach und nach an, die Andern für sich arbeiten zu lassen, und schon war der Adel auf dem Wege, recht bedeutend zu werden, als König Casimir 1333 die ganze Gestalt des Lan-

des zu ändern suchte. Er war durch eine schöne Jüdin aus Brody, welche er geheirathet hatte, mit für die damalige Zeit sehr demagogischen Ideen angefüllt worden. Er erklärte, der Bauer sei in Polen von jeher ein freier Mann gewesen und stehe unmittelbar unter dem Könige, und nicht unter dem Adel. Die Folge davon war, daß der Adel an seiner Macht und Ansehn verlor; der König, von den Bauern zum Himmel erhoben, ward zwar spottweise der Bauerkönig genannt, aber er hatte bei allen seinen Kriegern einen so großen Anhang, daß er überall Sieger blieb und Polen damals das erste Reich Europas war. Zum Glück nahmen seine Nachfolger, die Könige aus dem Stamme der Jagellonen, bessere Rathschläge für den Adel an, und so ward dann nach ein paar Jahrhunderten das System der Leibeigenschaft ausgebildet, welches den polnischen Adel so hoch gestellt hat. Ich spreche nicht von dem kleinen Adel, welcher von den ursprünglichen Freien herrührt, die nicht mächtig genug waren, Andere zu Leibeignen zu machen, aber auch in einer solchen Lage waren, daß sie nicht ganz nachgeben durften, oder die durch Theilung nach und nach erst heruntergekommen sind, nachdem der Adel schon sich ausgebildet hatte. Denn jeder Freie ward

als Edelmann angesehen, da in Polen kein Lehnwesen stattfand und der Ritterschlag nicht erst zum Edelmann machte, wie dies in Deutschland sich endlich gestaltet hatte.

Die Verhältnisse des polnischen Adels wären in der That beneidenswerth zu der Zeit, als der Stamm der Jagellonen ausstarb. Der Adel war unumschränkter Herr auf seinen Gütern; er hielt sich seine eigene Leibwache, ja manche unterhielten eigene Corps von 10,000 Mann, wie Fürst Radziwiłł; ihre eigenen Kanonen hatten die meisten auf ihren Schlössern, und sie waren unumschränkte Herren über Leben und Tod ihrer Untertanen. Die Juden kauften ihre Producte in großen Quantitäten, welche von den Bauern bis an den nächsten Strom gefahren werden mußten, von wo sie die Bedürfnisse, welche der Handel lieferte, auf die Schlösser zurückbrachten.

Reichthum befördert die Cultur; daher kam es auch, daß in Polen die Künste und Wissenschaften mehr blühten als in irgend einem Lande dieserseits der Alpen; denn in keinem Lande gab es so viele reiche Leute als damals in Polen. Der Adel in Frankreich, England und Deutschland hatte ander Schicksale. In Deutschland wurde der mächtige Adel selbst Kan-

besitzt; die vielen kleinen Souveraine in Deutschland, wie die von Nürtingen, Gelnhausen, Ebern, Schleiden, Kerpen, Wiederau u. s. w., mochten sich mehr danken als der Adel in Polen; aber sie waren schon ursprünglich zu klein, und als sie nachher gar die Lasten der souverainen Gewalt mittragen mußten, fand sich, daß sie gegen uns sehr arm waren. In Frankreich hatten die Capetinger und die spätern Könige mehr Kraft entwickelt als die Carolinger in Deutschland und ihre Nachfolger, wo der Adel sich bald seinen Kaiser aus seiner Mitte selbst wählte, wogegen in Frankreich Alles zur Unterdrückung des Adels geschah; wobei sich besonders der schwarze Prinz aus England auszeichnete. Denn dort hatte der Adel nie sich bis zur Theilnahme an der souverainen Gewalt so erheben können wie in Frankreich, wo er wirklich Pair war; in England war er stets nur Unterthan, in Deutschland aber Souverain.

In Polen war zur Zeit des höchsten Glanzes seines Adels ein sehr glücklicher Zwischenzustand getroffen worden. Der Adel hatte dem Könige die Landesherlichkeit gelassen, aber er wählte sich seinen König selbst aus seiner Mitte, und nur der Adel war die Nation. Jede Polnoltschaft wählte sich seine

eigenen Beamten, die Castellane und Woiwoden, welche den Rang der deutschen Kurfürsten behaupteten. Aber so eifersüchtig war der Adel auf seine Rechte, daß er solche Ämter nie erblich werden ließ, wie es in Deutschland der Fall gewesen war. Selbst unter dem Adel wurden keine erblichen Abstufungen gelitten, daher die Grafen- und Fürsten-Titel in Polen erst aus der spätern Zeit des Verfalls des Adels herrühren, sowie auch der einzige Marquis, den das polnische Königreich besaß, der Markgraf v. Wielopolski. Auch hatte der polnische Adel bei der Annahme eines Amtes, einen großen Vorzug vor dem deutschen, welcher, wenn er selbst vornehme Würden annahm, eben dadurch in die Abhängigkeit von einer Person kam, welches in Polen nicht der Fall war.

Bei dem bedeutenden Reichtum des polnischen Adels wurden Künste und Wissenschaften mehr gefördert als in dem übrigen Europa, wo der Adel in beständige Fehden verwickelt und durch das Ritterthum mehr auf das Handwerk der Waffen allein gerichtet war. Die lateinische Sprache war die Sprache des Adels, und die Frauen hatten sich der italienischen Sprache zugewandt, da unsere Lehrer größtentheils von dorthier gezogen wurden, auch die jungen Leute

meist in Padua studirten, während in Deutschland ein Edelmann gewöhnlich nicht einmal schreiben gelernt hatte.

Meine Familie hatte schon mehr Generationen hindurch ihre Bildung in Italien erhalten und war mit den dortigen geistreichen Männern bekannt geworden, welche am Hofe der Medicer auch über die römische Kirche freisinnigere Ansichten hatten, bis ein Sohn dieses Hauses selbst den päpstlichen Stuhl bestieg. Meine Vorfahren waren schon der reineren Lehre des Socinus zugethan, als in Deutschland erst die Kirchenverbesserung anfang, und meine Vorfahren haben sich es viel Geld kosten lassen, den Geistlichen ihrer Gemeinden eine ihrem Glauben angemessene Erziehung geben zu lassen. Die Aufklärung war in Polen damals so groß, daß Niemand sich um den Glauben meiner Väter kümmerte, und seine Freiheit als reicher Edelmann war so groß, daß er glauben konnte, was er wollte.

Erst damals, zu Ende des Jagellonischen Stammes, singen manche reiche Polen an, ihre Erziehung in Frankreich zu vollenden; diese kamen zurück mit dem Haß gegen die damals dort arg verfolgten Hugenotten, auch waren sie den französischen Ein-

richtungen mehr ergeben und suchten nach und nach französische Sitten, Sprache und manche öffentliche Verwaltungsgegenstände auf französischen Fuß einzuführen.

Der bedeutendste Mann dieser Partei war Zamoiscki, der so reich war, daß er seine Stadt Zamosch in eine starke Festung verwandelte, welche erst Kaiser Alexander dieser Familie abkaufte, und daß er dort eine eigene Universität auf seine Kosten gründete. Er ist später der große Zamoiscki genannt worden, stiftete (eine sonst in Polen unbekannte Einrichtung) das Zamoisckische Majorat, welches jetzt noch seiner Familie eine jährliche Einnahme von 2 Millionen Thälern oder 12 Millionen polnischen Gulden sichert.

Dieser Zamoiscki war damals der mächtigste Mann in Polen. Er wurde zum König von Polen gewählt worden sein, wenn man nicht damals durchaus nur unter fremden Prinzen wählen wollte, da ein König mit einem solchen großen Privatvermögen wie Zamoiscki dem Adel zu gefährlich geworden wäre; er konnte, wenn er erst König war, bald die Rechte des Adels über den Haufen werfen, ihre Hausstruppen unterjochen und ihre Güter an andre Folgsame vertheilen; daher er wol daran nicht denken konnte, selbst gewählt zu werden. Allein er beförderte die

Wahl eines entfernten Prinzen aus dem schwedischen Königshause, damit er unter dessen Namen die Macht handhaben könnte; und so traf er mit mehreren Tausend Bewaffneten auf dem Felde der Königswahl bei Warschau ein, nachdem er schon wochenlang vorher auf seinen Besitzungen dem benachbarten Adel Bannkette gegeben hatte, um ihn für seine Meinung zu gewinnen.

Doch nicht allen wollte die Neigung Samoiski's zur französischen Sitte behagen; es gab damals noch viele bedeutende polnische Familien, welche am Classischen hingen; diese wollten lieber den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum König haben. An der Spitze dieser Partei stand ein nicht minder bedeutender Mann, der alte von Zaborowski. Auch er war mit einer bedeutenden Menge Bewaffneter erschienen. Seiner Meinung war mein unglücklicher Ahnherr, der hier so ernst auf uns herabsieht. Die Wahl zum Könige schwankte lange, doch endlich siegte die Partei meines Vorfahren unter der Anführung des Zaborowski und der Erzherzog Maximilian wurde zum Könige ausgerufen. Allein in dem Lager Samoiski's ward Prinz Wlask ebenfalls als König ausgerufen. Nun war der Bürgerkrieg entschieden.

Erzherzog Maximilian stand mit einem ungarischen Heerhaufen in der Nähe von Krakau, dort versammelte sich seine Partei; allein unterdeß war Prinz Wasa auch in Danzig gelandet und so mußte Zabozrowski diesem Feinde entgegengehen. Wer damals am weitesten zu marschiren hatte, verlor die Campagne, wenn er auch alle Schlachten gewonnen hatte, denn die Soldaten wünschten bald wieder nach Hause zu kommen. Der polnische Adel siß schnell auf, wenn es zum Kriege geht, ist sehr brav, aber liebt es nicht, wenn sich der Krieg in die Länge zieht. So kam das Heer Maximilian's bereits sehr geschwächt in Krzepiz unweit Czenstochau an, wo Kosaken von einer Abtheilung Zamoiscki's fürchterlich gehaust hatten; dort rettete er aus einem brennenden Hause zwei arme Kinder, welche er durch einen treuen Diener auf seine Güter schickte, um sie erziehen zu lassen.

Bei dem alten Schloß in Wielun blieb er unter den Verwundeten und fiel, nachdem die Tiefenbacher, ein in Krieg angeworbenes österreichisches Regiment, einen sehr schlechten Rückzug gemacht hatten, dem Zamoiscki in die Hände.

Maximilian befolgte nicht den Rath seines alten

Feldherrn v. Kotwiz, sondern verließ den Königsdamm an der Probusa, um sich in das besetzte Pilschen zu werfen, wo er sich als Gefangener an den Sieger übergeben mußte. Nunmehr ward Prinz Wasa überall als König anerkannt. Dem polnischen Adel war es stets gesetzlich erlaubt, bewaffnet sich zu versammeln und eine Conspiration zu bilden. Die Lubomirski'sche Partei konnte daher wegen des Krieges gegen die der Jamski nicht bestraft werden. Aber man suchte sich der Gefährlichsten auf andere Weise zu entledigen.

Mein unglücklicher Vorfahr war einer von Denjenigen, die Jamski am gefährlichsten vorliefen; er benutzte daher die damals auch in Polen eingebrungne Kerkerverfolgung dazu, um seinen Feind zu verderben. Von Kerker zu Kerker geschleppt, ward er endlich vor ein in Peterkau aus seinen Feinden zusammengesetztes Gericht gestellt, und da die katholische Geistlichkeit mit im Spiele war, war es leicht, sieben Zeugen, die aber von Adel sein mußten, zu finden, welche nicht nur aussagten, daß der Unglückliche die unbesetzte Empfängniß der Jungfrau Maria genossen, sondern daß er auch zwei uneheliche Kinder, wofür man die beiden geretteten Waisenkinder, zu

Gewandtheiten verleiht. Nach dem vorliegenden Erkenntniß ward ihm lebendig die Zunge aus dem Halse gerissen und er, ehe er verbrannt wurde, lebendig geschnitten: *Ad maiorem Dei gloriam!*

Brüssel.

So fürchterlich endete mein unglücklicher Versuch, suchte mein Freund fort, seine Kinder wurden in Klöster untergebracht, um in der katholischen Religion erzogen zu werden. Doch der dem Jesuiten in Wyema übergebene älteste Sohn, dem Glauben seiner Väter treu, entkam mit Hilfe eines dortigen Bürgers, der auch evangelisch war, aus der Clausur, fand in Leipzig einen Juden von den Besitztungen seines gemordeten Vaters, der ihm Geld vorstreckte, und so kam er nach Holland. Dort fand er Gelegenheit, unter andern Namen in französische Kriegsdienste zu treten, wo er sein Glück machte. Sein Sohn, der dort mit der großen Königinperle, beicathete eine

reiche Küttichen und so haben wir hier festen Fuß gefaßt.

Ich bedauerte meinen Freund, in einem so streng katholischen Lande zu leben, wo, wenn die Geistlichkeit hier wieder die Oberhand erhält, seinen Einfluß ein Gleiches gesehen hätte. Doch er lachte mich aus. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Geistlichkeit vernachlässigte Kehler verbannte; sie ist klüger geworden, das sieht man gerade hier, wo sie Hand in Hand mit dem Adel geht.

Es war, als versuchte mich hier das machende kalte Haupt des Geschundenen, ich beschleunigte meine Abreise, um den widrigen Aufenthalt nicht weiter zu haben. In Weßfel kam ich aber krank an und mußte, ehe ich die Geistesheilung da la konnte vollen Besuchen konnte, einen Arzt annehmen. Dieser war einer der unermüdlichen politischen Kennengänger, welche stets ihre Politik andringen. Er gab mir daher während meiner Wiedergewinnung die Geschichte der heiligen Revolution auf folgende Art so oft zu vernehmen, daß ich sie getreu wiedergeben kann, um so mehr, da er über die Ursachen derselben seine ganz eignen Gedanken hatte.

Er sagte: der Aufstand in Belgien ist einred-

weß, wie man glaubt, von dem sogenannten Nictisfando, dem Tiers-état, von den Schülern im Volke ausgegangen, sondern von dem Adel und der Geistlichkeit, die beide stets darin einig sind, wenn es darauf ankommt, die Gewalt des Landesherren über diese heiligen Corporationen zu schwächen. König Wilhelm der Niederlande wollte keine Corporationen, sondern Staatsbürger; dies hat ihm die Heiländer nicht erhalten. In Belgien kamen den hierarchisch-aristokratischen Untertanen die Eifersucht und der Religionshaß gegen die Heiländer, ja der religiöse Nationalismusbewußtsein gegen Lyoner (von diesem erachtet) mit der geistlichen Leidenschaftlichkeit und Geistesbeschränkung, die jenen Gegenden eigen sind, entgegen. Nebenbei wirken allerdings noch mancherlei vielfach gemischte Gründe zur Unpopulartät mit. Ohne irgend den Wunsch oder die Zustimmung des belgischen Volks zu befragen oder zu befragen, hatte doch der Nachspruch der Gerechtigkeit Holland und Belgien zusammenzuwerfen und die frühere Staatsoberhauptin auf den belgischen Thron erheben, diese aber eine von der Mehrheit der Völkergesellschaften verwerfene Befestigung annehmen. Nach ihr hatte Belgien für seine 3/4 Millionen Bürger nicht mehr Repräsentanten als

Pollenz für 2 Millionen erhalten, wofür der bel-
 giische Juraiss immer sagte, es einige Zeit auf
 lassen solle treten. Die Vertreibung der einflussreich-
 sten Stellen des Landes wie des Staats schloß ge-
 wöhnlich an Holländer. Die Sprache der Kassen
 verhandelte lagte die Landessprache, wofür man die
 französische hält, stand sie nur die Gelehrten spre-
 chen, aus den Gerichten und den Verwaltungsthäten.
 Jedoch alle diese und noch einige andere Verhältnisse
 wichen nicht gegen die vielen guten Einrichtungen
 und Vorteile, welche Belgien seiner Regierung ge-
 wohnt hatte, das Volk haben ansetzen können,
 wenn nicht die Reaction der Hierarchie und Intelli-
 genz die Revolutionstheorie in Bewegung gesetzt hätte.
 — Die Annahme der sozial-politisch-wissenschaft-
 lichen Verfassung hatten schon seit Jahren auf das
 Volk gewirkt. Jedoch war der Zustand eine ganz
 andere als die, welche hinwies die Sache durch das
 Beispiel der schweizerischen Revolution und durch die
 nicht hoch genug angeschlagene Kraft der Verfassung
 aus der Verfassung selbst. Jedoch, selbst ist kein
 noch unüberwinder, das der Verfassungskraft, wenn es
 noch nachweist eine ganz andere Richtung nehmen, von
 einer wirklichen Verfassung, die sich nur auf Recht

durch unzufriedene Liberale zu verstärken suchte, ausging. Nur von ihr rührte die heftige brüsseler Bittschrift her, welche der Erzfanatiker und Jesuitenfreund Graf von Robiano (aus einer der ersten adeligen Familien Brüssels, nahe verwandt mit dem katholisch gewordenen Grafen v. Stolberg) verfaßt hatte. Selbst v. Raumer will schon am 1. März 1830 aus Brüssel geschrieben haben, daß die Ultrakatholiken in enger Verbindung stehen, überall Hülfen und in Rom ein mächtiges Oberhaupt finden. Sie wollen, unbegnügt mit einzelnen Zugeständnissen, allmählig das Ganze erobern und herrschen, bedienen sich aber jetzt der Fiktion der Freiheit und stehen im Bündniß mit den Liberalen gegen die Regierung. Wie viele Ursachen zu Beschwörden mögen auch reactionnaire Aufseher vielleicht selbst erst gekünstelt herbeigeführt und die Regierung dazu verleitet haben. Nur jene Umtriebe wirkten zunächst am 25. August durch Pöbelaufrühr, Abreißen der königlichen Zeichen, Plünderung, Brandstiftung und Häuserzerstörung. Nur der gemeine Pöbelhaufen, der in Portugal einem Don Miguel, in Spanien dem apostolischen Absolutismus gehorcht hatte, ward in Belgien von den Priestern und Aristokraten durch einen ihnen schmeichelnden Li-

beralismus aufgeregt, nur mit dem Unterschiede, daß ihn hier nicht mehr, wie in Spanien und Portugal, der Clerus nach seinem Gefallen zügeln kann. Erst als das eigentliche Volk diesen Ausritten durch Einrichtung von Bürgergarben zu Steuern versuchte, obgleich schon nur zu bald die ärmere, gegen alle Begüterten erbitterte Volksschasse den in Belgien weniger überwiegenden reichen Mittelstand mit sich forttrieb, gingen die Revolutionnaires successiv bis zum Verlangen einer Trennung von Holland über, weil die früheren Vorwände der obgedachten Anführer, nämlich die Malssteuer und die Absehung des den Jesuiten feindlich entgegenstehenden Justizministers van Raanen, beseitigt waren und dem Volke nur gegeben werden mußten. Sowie unter Joseph II., dessen Reformen dem Adel und der Geistlichkeit unerträglich waren und deshalb von der Reaction das Feldgeschrei der Liberalen angenommen wurde, so geschah dasselbe auch jetzt. Auch jetzt ertrugen Adel und Clerus nicht eine freisinnige constitutionelle Verwaltung und regten das feindliche Nationalgefühl und den Fanatismus gegen einen sonst beliebten Wilhelm I. auf, weil derselbe sich als kräftigen Widersacher des Jesuitismus bewährte und nicht den belgischen Adel in dem Maße,

als er es verlangt, begünstigt hatte. Das Volk, welches so leicht durch einige Lockworte und machiavellische Bonbons zu kirren gewesen wäre, ward nur durch jenen Haß aufgeregt; denn einzelne Ungleichheiten in der Verwaltung wären ebenso wenig dazu geeignet gewesen, Gründe zur belgischen Revolution abzugeben als die Theilnahme an der holländischen Schuld, wofür Holland doch wieder zu den Unterhaltungskosten der belgischen Festungen beitrug. Geueel wie die an Galliard verübten und das Glück des Landes sind theils übertrieben, theils aber allein das Werk jenes volksfeindlichen Elements, welches nur immer den Pöbel aufregt, um sich die Herrschaft zu erringen, die ihm doch nie bei dem nur von ihm den Geueeln des Kriegs und der Parteiwuth preisgegebenen Volke werden kann. Leute wie de Potter, welcher (seitdem ihm die Stelle als Gesandtschaftssecretaire am römischen Hofe von der Regierung abgeschlagen war) sich immer opponirte (*Je me soumetts pas moins d'avance à ce que désirent le congrès national, la volonté du peuple étant ma loi suprême. Mais si le mode du gouvernement adopté (par le peuple) ne me convient pas, ou si le chef choisi pour exécuter le pacte social, n'est pas celui qui*

j'aurais décidé moi-même, je ferais comme j'ai toujours fait de l'opposition), wurden ebenso leicht, als sie sich in einem Werkzeuge des Jesuitismus hatten misbrauchen lassen, auch wieder gleich einer ausgepressten Citrone auf die Seite geschoben. Ward doch der mit de Potter zusammen verbannte Bartels — früher Protestant und hierauf Katholik, sowie auch thätiger Mitarbeiter am Journal le Catholique — als ein mit dem verächtigten jesuitischen Missionnaire de la Mennais verbündeter Mitarbeiter an dessen Journal l'Avenir genannt. Einer Kaste, die erst kürzlich dem Professor Haug in Gent auf eine merkwürdige Weise verfolgt und ebendasselbst unter Direction eines Abbd. Einzelne die Heusamkeit der jesuitischen Erziehungsmethode zur Schau gestellt, die zunächst das Monopol des Unterrichts verlangt und dann nichtsdestoweniger aber doch dabei so viel von *liberté religieuse et constitutionnelle* geschwatz hat, war es ein Kleines, auch das kurzschichtige Volk unter der Maske als Vertheidiger der Volkrechte und des Liberalismus aufzutreten. Geld und geistlicher Einfluß halfen dabei mit, und wenn wirklich de Potter 2 Millionen aus Paris mitgebracht hat, so können solche nur von der jesuitischen Conspiration hergerührt haben, von der

unfehlbar die ganze Aufregung ausging. Interessant war daher auch die Mittheilung öffentlicher Blätter aus dem Haag:

„Werkwürdig genug hat die aristocratische Partei den Kürzern gezogen. Sie that das Wichtigste bei Aufregung der Menge und gab das meiste Geld dazu her. Die Demagogenpartei, welche sie als Instrument gebrauchte und die sie am Schlepptau nachzuziehen gedachte, hat sie plötzlich überflügelt, und jene, die listig zu täuschen gedachte, ist nun selbst die Geprügte. Bereits im October 1830 zeigten sich Spuren der Unwilligkeit und es kam vor und während des Sturmes zu heftigen Erklärungen. Nur in Lüttich behaupten die aristokratisch-priesterlichen Häuptlinge ihr Uebergewicht. In Brabant zeigt sich überall das Uebergewicht der Priesterpartei.“

Die in ihren Erwartungen getäuschten Priester und Aristokraten halten sich jetzt still, wiewol sie bereits murren über die enormen Summen, die sie zum Siege der Demagogen herliefern mußten. Ihre Hoffnung besteht wie bei ihren Brüdern in Frankreich nur darin, daß, nachdem das niederländische, ihrem Planen so feindselige Regiment zerfällt, die constitutionelle Freiheit durch Mißbrauch des Sieges und empörende

(noch wesentlich von der Reaction aufzuregende) Ausschweifungen sich selbst zu Grunde richtete und das durch Anarchie, Hunger, Parteiwuth und Atheismus abgemüdete Volk sich der (soi disant) Religion und dem Mittelalter wieder in die Arme werfe. Dies ist das gemeinsame System der französischen und belgischen Jesuiten und Ultrad. Napoleonisten, Demagogen, Doctrinaires, Adelige dienen als Instrumente dazu. Kein Wunder daher, daß immer wieder von Neuem durch Geldvertheilungen u. s. w. Unruhen angezettelt wurden. — Daher das viele Geld, welches sich bei den verhassten Unruhehütern fand; daher die falschen Rollen eines Joan v. Huten u. s. w.; daher die vielen Warnungen der wahren Vaterlands- und Freiheitsfreunde vor dem falschen, welche nur Zerrtracht und Uneinigkeit sät, um die Früchte ihrer Selbstsucht zu pfechen und das Volk zu unterjochen. Daher der bald offene, bald geheime Kampf mit der industriellen Classe und der Geistlichkeit. Daher die in Folge eines Wahlsystems gleiche Farbe, überwiegende Wahl von Religiösen, Geistlichen und deren Brüdern für den Nationalcongrès. Daher das Wiederaufleben von (J. B. Karmeliter-) Klöstern und Jesuitenvereinen. Daher die kein Verächterung

aller Bessern durch den Catholique und deren Verhaftung in Folge derselben, sowie auf der andern Seite seine Vertheidigung der Urheber der Räubereien, deren Verfolgung angeblich nur die Ordnung compromittirte. Daher auch das auffallende Phänomen, daß, nicht zu gedenken der Nachricht, daß sich Soldaten und Offiziere der Garde Karl X. gleich nach dem Entstehen der Unruhen in Brüssel dorthin begaben, um daran Theil zu nehmen, der jesuitische Klerus z. B. in Baiern sich so offen und laut für den belgischen Aufstand erklärte und gleichsam all'unisone auf die niederländische Regierung schimpfte. Daher auch das von der jesuitisch-aristokratischen Reaction verhinderte Einschreiten, während sonst ihr Uebermuth sich um so weniger von den Besorgnissen eines allgemeinen Krieges würde haben abschrecken lassen, als sie ja nichtsdestoweniger die Regierungen mit dem Verlangen* bestürmte, das sich in Frankreich wieder aufgerichtete Princip der Gleichheit vor dem Gesetze und der Vernichtung reactionnairen Unsinn und Verrechts durch Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Bei einigen diene zwar Belgien als Vorwand; auf Frankreich war es aber eigentlich abgesehen und nur die volkethümliche Wendung der Sache in Belgien wa

es, die vorzüglich missfiel. Ja, Mancher mochte wol gar daran zurückdenken, wie schon einmal Preussens Einmischung den alt-holländischen demagogischen Aristokraten nur noch mehr Schein des Rechts für ihren Haß und Widerstand lieh.

Was indeß bei dieser Revolution noch immer nicht gehörig erwogen ist, bleibt die vielfältige Lehre, welche in dem so wichtigen Jahre 1830 zunächst Belgien den wiener Congressdiplomaten gab, nicht mit Völkern wie mit tauben Rüssen zu würfeln. Wer gibt einzelnen Diplomaten und Mächten das Recht, selbst außer dem Falle eines Krieges über fremde Nationen zu disponiren? Herr von Kämpf in Berlin mit seiner angekündigten Interventionslehre und seinen darin doch nur zu wiederholenden ultra-aristokratisch-reactionnären Sophismen doch gewiß nicht.

Möge übrigens der unglückliche Zustand meines Vaterlandes, sagte mein Arzt, endigen wie er wolle, so ist doch jedenfalls auch in dieser unnatürlichen Verbindung des Volkselements mit der Adels- und Pfaffenaristokratie gegen die bisherige Regierung die hochwichtige Lehre bekräftigt, daß das Volk keineswegs dem monarchischen Princip abhold ist. Möge auch

die unnatürliche Allianz jener beiden unvereinbaren Elemente noch soviel Unglück über mein armes Vaterland bringen, und mag auch Pfaffen- und Adels-
 trug noch so lange ein Sodom und Gomorra erzeugen, so wird doch auch aus diesem das wesentliche Bestreben neuerer Zeit, nämlich nach einer Gleichheit vor dem Gesetze, nach Freiheit des Verkehrs, der Presse und einer unumschränkten Oeffentlichkeit, immer deutlicher erkennbar werden. Möge man aber auch vor allen Dingen die Rechte der Völker ehren lernen! Nie würde das Volk haben zu einer Revolution aufgeregt werden können, wenn nicht das vielfach erlittene Unrecht in allen Herzen laut geworden wäre und nicht die Verweigerung der Rechte der Intelligenz auf freie Rede und Schrift den unnatürlichen Bund der Liberalen und Jesuiten erzeugt hätte. — Wenn freilich trotz eines bedeutenden Stimmenübergewichts die Annahme des Grundgesetzes dadurch bewirkt ward, daß man 260 Stimmen der ausgebliebenen Notabeln zu der Zahl der Einwilligenden zählte und ein Gleiches mit den 126 aus Religionsgründen verneinenden Stimmen that; wenn man ferner die Belgier nicht nach Verhältniß ihrer größern Volkszahl zu den Abgeordnetenversammlungen zuzog und hier-

durch selbst der katholischen Geistlichkeit noch mehr Vorwände sich, um die Gleichstellung des alleinseligmachenden Glaubens mit der Kezerei und dem Judenthume der Ehes der römisch-katholischen Bevölkerung zuwider zu erklären; wenn im Jahre 1817 fast alle Minister und Rätbe Holländer waren, unter 28 diplomatischen Agenten sich nur 1 Belgier, unter 32 Generalleutenants nur 6 und unter 53 Generalmajors nur 10 Belgier befanden, und es mit den übrigen Stellen verhältnißmäßig ebenso ging; wenn Belgien zu Wiedererlangung der Colonien in den indischen Gewässern, die ihm nichts nützten, beitragen mußte, wenn es sich durch eine Festungsvormauer allein Ungemache des Krieges ausgesetzt sah, ohne an die Vortheile des Handels mit Frankreich denken zu können; wenn Belgiens Söhne durch Stockschläge disciplinirt werden sollten, die sie seit 18 Jahren für unverdächtig mit der Ehre eines weissen Mannes hatten halten lernen; wenn es die seinem Charakter und Sprache anpassende französische Gerichtsöffentlichkeit und Geschwornengerichte verlieren sollte; wenn eine rohe, nach der Carolina gebildete, an rohe Barbarei und entsetzende Strafen nur erinnernde peinliche Gesetzgebung die bessere französische

verdrängte, weil ein v. Maanen erklärte, es sei in Holland immer so gewesen, und solcher Mann nur die Rechtspflege des Mittelalters als Mittel zur Einschüchterung des Volks betrachtete; wenn die hohe Mahl- und Schlachtsteuer die handarbeitende Classe in Verzweiflung brachte, während Illuminationen und Schwelgereien der Großen ihrer gleichsam spotteten, wenn durch die übergroßen Steuern auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse selbst der Kaufmann, Manufacturist, Fleischer, Brauer u. s. w. es begreifen lernten, daß sie zuletzt weder unter der größern Volkscasse Abnehmer finden noch mit Andern Concurrenz halten können: wer kann sich da wundern, wenn das unruhige, viel verletzte Volk sich in seiner Verzweiflung zu Excessen, zunächst zu gewaltsamer Einführung unverssteuerter Heerden, um einmal wieder Fleisch kaufen zu können, und dann weiter gegen die ihm gehässigen Behörden u. s. w. verleitern ließ? Warum suchte man nicht wenigstens, als solche Concussionen sich zeigten, den Volksbeschwerden ernstlicher abzuhehlen? Warum erbitterte man es noch mehr durch die öffentliche Belobung v. Maanen's? Warum brauchte man militairische Gewalt gegen Brüssel, wo die Ruhe von der Bürgerschaft schon wiederhergestellt war? Kurz,

wer kann sich wundern, daß bei so bewandern Umständen der Potter, den man jedenfalls zu vortheilig und ungerecht behandelte, da er erst ein bloßes Gutachten über einen zu bildenden Verein zur Aufrechthaltung der durch das Grundgesetz bedungenen Freiheit der Belgier gegeben hatte, Anhang fand, und das Volk sich dem, statt seiner Feudalprivilegien durch schwere Lasten gebrückten und von der oranischen Partei sehr gedrängten Adel in die Arme warf und der widerständigen Leitung der katholischen Geistlichkeit folgte! Ohne jene Ungerechtigkeiten, Kränkungen und Bedrückungen würde wahrlich nie der gebildete, bessere Theil des Volks an einem Aufstande Theil genommen haben, der nur deshalb bedeutend werden konnte, weil er populair war.

So urtheilte ein Mann, dem man in Brüssel unter den Augen des Hofes erlaubte, seine Meinung öffentlich in dieser Art zu äußern. Ich sprach mit den Grafen von Merode und Robiano darüber; allein diese meinten: Das hat nichts zu bedeuten, wir werden dennoch unsern Einfluß nicht verlieren. Auch sie betrachteten diese Angelegenheit nur von dem Standpunkte eines durch Reichthum mächtigen Adels; wogegen ich in Deutschland mehr Rücksicht auf die

Rechte des Adels, abgesehen von seinen Vermögensverhältnissen, gefunden habe.

Nach Allem, was ich hier gesehen, muß ich gestehen, daß man in Deutschland den Adel mehr zu würdigen versteht. Bei uns gilt der arme Adel so viel als der reiche.

Das Haus Boetzelar.

Es war mir nicht möglich, mich in Belgien zu acclimatistiren; denn wenn auch Männer aus den ersten Familien hier an der Spitze stehen wie die Helden der hiesigen Revolution, so hat doch das Ganze einen andern Zuschnitt als bei uns in Deutschland. Am Hofe ist zum Beispiel keine eigentliche Etiquette, ohne welche kein Hof bestehen kann, sondern Jeder, ohne Unterschied der Geburt, wird zugelassen und man findet sich dort bisweilen in ganz ungewöhnter Gesellschaft: Generale, die unter Napoleon von Unteroffizieren avancierten, und Fabrikanten, welche Staatsräthe geworden sind. Kurz, ich sah bald ein, daß hier meines Bleibens nicht sein konnte, und ging nach Holland.

Schon im preussischen Gelberlande fand ich wieder einen Adel, der auf Ehre hielt, und ich darf nur auf die schönen Schlösser von Wissen und Krikenbeck aufmerksam machen; um so mehr schmerzt es aber, auch dort die Stammhäuser vornehmer Familien in unwürdigen Händen zu sehen; so z. B. das berühmte Stammhaus der Freiherren v. Hertefeld, die alte Besse Boetzelaer, welche jetzt in ein schlechtes neumodisches Landhaus umgeschaffen ist und einem westindischen Pflanze gehört, der aus der dasigen Gegend, von ganz unbekannten Ätern abstammt. Es ist unbegreiflich, daß der reiche letzte Inhaber dieses Namens nicht dieses Schloß seiner Ähnen zurückgekauft hat; auch habe ich nicht erfahren können, auf welche Weise dasselbe aus den Händen seiner Familie gekommen ist.

Die Nachbesitzer dieser Familie haben eigene Schicksale gehabt, von denen mir der Gastwirth in Calcar, wo ich die herrlichen Gemälde Johannes von Calcar aus der guten alten Zeit, wo man Burgen, Klöster und Kirchen baute, bewunderte, Folgendes erzählte. Der erste fremde Besitzer dieses alten Schlosses war ein Herr v. Blumer, wenn ich recht gehört habe; dieser speiste einst an einer Wirthstafel in Kiew, wo mehrere Wessalen gegenwärtig waren, welche mit

unter etwas gradezu zu sein pflegen, besonders die Civilbeamten. Einer derselben spricht von der übeln finanziellen Lage eines benachbarten Barons, indem er als Bürgerlicher sich die gewöhnliche Bemerkung erlaubt, daß jener bald ein Herr Baron v. Habenichts sein würde. Ein zufällig anwesender westfälischer junger Baron nimmt dies übel und sagt: jener Baron würde sich als Edelmann wol zu helfen wissen. Auf diese Weise gibt ein Wort das andre, da der Baron einmal den Fehler gemacht hatte, sich in die Gesellschaft von Leuten unter seinem Stande zu mischen, — bis der Baron dem Bürgerlichen einen Teller an den Kopf wirft.

Diese Operation hatte zufälligerweise die Folge gehabt, daß das Kleid der Frau v. Blumer sehr sichtbare Spuren davon erhielt, da sich auf dem geworfenen Teller Spinat befunden hatte. Der Mann derselben macht darüber die Ehre des Baron kränkende Bemerkungen. Es gelingt der Gesellschaft die Gegner zu versöhnen, wie man denn überhaupt in jenem Wirthshause gewöhnlich bei schlechter Unterhaltung gut zu trinken pflegte. Am folgenden Tage erklärt ein mit dem westfälischen Baron sonst in freundlichen Verhältnissen stehender Edelmann, sein College, daß

er nicht mehr mit ihm Umgang haben könne, da er sich mit dem v. Blumer hätte schlagen müssen.

Da dies natürlich wieder nicht ohne beleidigende Nebenarten ablief, ließ der Baron diesen Sittenrichter fordern, erhielt jedoch zur Antwort, daß er erst seine Sache mit dem v. Blumer ausmachen müsse; da er sich aber mit diesem schon vertragen hatte, bestand er zunächst auf diesem Duell, und rückte, da Alles vergeblich versucht worden, demselben eines Morgens mit einem Paar geladenen Pistolen auf das Zimmer, und nöthigte jenen aufzustehen, um sich mit ihm zu schießen. Dieser blieb consequent bei der früheren Erklärung und entkam durch das Fenster sodasß der Baron das leere Nachsehen hatte.

Dieser Vorfall kam einem älteren Manne zu Ehren, der es mit beiden jungen Leuten gut meinte, er rieth dem Baron, der geschehenen Versöhnung ungeachtet, zuerst v. Blumer zum Zweikampf zu zwingen, dann würde das Duell mit seinem Kameraden sich schon finden. Unser Baron befolgt diesen Rath, tritt zur gewöhnlichen Stunde in dasselbe Wirthshaus mit einem tüchtigen Biegehainer bewaffnet, geht auf v. Blumer zu, mit den Worten: Herr, Sie müssen

sich mit mir schlagen, indem er damit eine so handgreifliche Demonstration verbindet, daß alle Anwesenden wohl merken, wie sehr dies Ernst war. Der Baron schließt die ganze Scene mit einer Verbeugung an die Gesellschaft und den Worten: Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren und Damen, und entfernt sich, während v. Blumer fortwährend rief: Bindet mir die Hände auf den Rücken: ich ermorde den Kerk!

Wie in der Folge diese Beiden ihre Sache ausgemacht haben, wußte mein redseliger Gastwirth nicht; dagegen hat der Kamerad bald darauf dem Baron Satisfaction gegeben, wie es zwei so braven Edelleuten geziemt. Der von Blumer hat später das Haus Boegelaer an einen Holländer verkauft, dessen Mutter oder Schwiegermutter, die Witwe eines Admirals, eine zweite Ninon de l'Enclos gewesen sein soll. Dieser hatte auf einige Zeit Boegelaer an einen Fremden verkauft. Dieser letztere Verkauf hat die ganze Umgegend längere Zeit beschäftigt, sodaß ich mich veranlaßt fand, bei einer entfernten Verwandten in der Nähe bestimmte Auskunft darüber einzuziehen, da ich sie ohnehin besuchen wollte.

Ich lasse mich melden, und bei meinem Eintritt erhebt sich, die Krücke in der Hand, ein alter General

in grauem Ueberrock, schwarzem Halstuch und Tituskopf, den die Zahl der Jahre schon sehr gebleicht hatte, die herrschende Adlernase steht weit hervor aus dem funkelnden schwarzen Augen. Ich glaube in ein unrechtes Haus gerathen zu sein oder einen Fremden bei meiner Tante zu finden, die ich noch nie gesehen hatte. Allein bald werde ich enttäuscht, da sich diese Gestalt meine Tante nannte, sobald sie nur ihre kräftiger Bologneser zu Worte kommen ließ. Da sie hinter dem Theetisch gestanden hatte, war mein Irrthum bei ihrem sonst weiblichen Gekostum sehr verzeihlich; doch habe ich selten ein solches Mannweib gesehen. Auch erzählt man, daß man sie stets die Frau Generalin v. N. genannt habe, während ihr Mann nur der Herr v. N. genannt worden sei. Einst als ihr Eheherr noch Capitain war, ließ er einem eben angeworbenen Rekruten messen; der Feldwebel behauptete, er habe 6 Zoll und 2 Strich, der Herr v. N. dagegen, er habe nur 6 Zoll 1 Strich. Da sich Beide darüber nicht vereinigen konnten, springt die männliche Frau herbei, stößt den Rekruten mit dem Fuß in die Anke, mit der Fuß unter das Kinn: Stich er gerade! und ruft: er hat 6 Zoll 3 Strich!

Saum hatte ich mich von dem ersten Schreck er-

holt, als ich meine Tante um die Geschichte des Verkaufes von Voegelart fragte. Dies war ihr Lieblings-thema. Sie sang an:

Es war im Jahr 1621 oder 1622, kurz, in dem Jahre, wo man den letzten großen Kometen mit bloßen Augen sehen konnte, als am Fienmament der Gesellschaft de la haute valée der Umgegend ein leuchtendes Meteor aufging, nämlich der Baron v. Neumontaigne. Er hatte in der Nachbarschaft einen Rhein, dessen Namen ich mich nicht erinnere, be'ucht, der für einen reichen Landbesitzer galt, und da er keine Kinder hatte, galt der junge Baron für seinen Erben. Dieser suchte ein Gut, um sich in der Nähe seines Rheims niederzulassen, und ward in der Gegend von dem etwas raskh lebenden Baron v. Jeterfeld eingeführt. Dieser war mit dem Rhein bekannt und konnte nicht umhin, den jungen Baron überall einzuführen; auch machte er ein gutes Haus und sah viele Menschen, welchen der Fremde sehr gefiel.

Dort lernte er den damaligen Besitzer von Voegelart kennen, einen vormaligen holländischen Kriegskommissar, Graf v. N., mit dem er bald über den Ankauf dieses alten Stammhauses der Jeterfeld einig ward. Eigentlich ist das alte Schloß Jeterfeld bei

Wies in der Eist das Stammhaus jenes edeln Geschlechts; allein da der voormalige Glanz dieser Familie sich in Voepelaar entfaltet hatte, freute man sich allgemein, daß dies alte Haus wieder in würdige Hände kam. Auch fing der neue Besitzer ein sehr glänzendes Leben an; er gab der Nachbarschaft Lauberfeste und hielt sich schöne Equipagen, sodaß alle Mütter in der Umgegend begierig waren, für ihre Töchter diesen echten Goldfisch zu angeln.

Auch war Baron v. Neutonmontagne eine gute Beute für solche Jagd, denn er wünschte selbst nichts mehr als zu heirathen; und daß er sich wo möglich die Reichste unter den Töchtern des Landes aussuchte, war ihm nicht zu verdenken. Seine Wahl fiel auf die Tochter meiner besten Freundin, wo er bald bei dem ersten Besuch mit vornehmer Decisivität um ihre Hand anhielt. Sie antwortete, daß dies lediglich von ihrer Mutter abhängt; dies war für ihn so gut als ein Jawort von dem Heulstein. Die Mutter aber machte Anstalten, zu erfahren, was eigentlich an dem fremden Gesseln sei, welches an unserm Himmel aufzugehen, da sie es ihrer Tochter nicht verdenken konnte, daß sie den jungen Mann liebenswürdig gefunden hatte.

Bunisch wandte sie sich an einen hier wohnen-

den Baron v. Bettie, welcher, wie der fremde Baron, auch aus Savolen war und wie jener im piemontesischen Diensten gestanden hatte. Dieser kannte die Familie v. Montanmontagne, wußte auch, daß der junge Mann Officier gewesen war, wenn er auch nicht an alle Schlachten glauben wollte, von denen er erzählte. Ferner war der Punkt der Standeserkenntniße festgestellt. Ueber die Vermögensverhältnisse konnte der holländische Kriegescommissar, Graf v. M., am besten Auskunft geben; und er gab sie dahin: Myn Herr v. Montanmontagne heeft gekoopt Myn casteel van Hoetacker, deelve heeft voldaan an syne obligatie.

Hiernach hatte der Fremde bereits alle Kaufbedingungen erfüllt und das Vermögen desselben war daher auch festgestellt. Es fehlte mithin nun noch an der näheren Bekanntschaft der Persönlichkeit des Prätendenten. Ich war damals unwohl und konnte nur schriftlich zur Vorsicht rathen; doch kaum hergestellt, eile ich zu meiner Freundin und bin eben beschäftigt, zur größten Vorsicht zu rathen, als ein Mann hereinkommt, schlank gewachsen wie eine Linde, im schönsten Uebermaß, mit edler Haltung den schönen Kopf tragend, aus dem ein paar herrliche blaue Augen

gründlich und nicht herunterlassen. Ich sah ihn, und rief: solche Augen können nicht schloßen! Ein Mann, der die Verletzung fühlte. Das geschah noch an demselben Tage und in drei Wochen war die Hochzeit.

Daß diese Hochzeit, welcher bei Adel der ganzen Gegend in voller Pracht beistehete, im hohen Grade glänzend war, können Sie daraus abnehmen, daß im Hause der Frau von väterlicher Seite belandischer und von mütterlicher Seite englischer Adel und Reichthum verbunden waren. Im letzten Kriege war ein Bataillon in jene Gegend ins Quartier gekommen und alle Offiziere wurden zur Tafel geladen, die so prächtig war, daß der Bataillonskommandeur bei diesem Tische vom Hause sagte: da wir vielleicht mehr Wochen hier stehen, muß ich Veranlassung nehmen, Sie zu bitten, und keine so große Summe zu geben, sondern uns gefälligst so anzunehmen, wie Ihre tägliche Küche beschaffen ist. Da mit der Wirtschaft sehr vertraute Töchter anweseten: das thun wir ebenhin, denn wie heut sehen wir den Tisch auch, wenn diese Fremden anwesend sind, da doch solche kommen können.

Der zu dieser großen Hochzeit geladene Adel gab natürlich der ganzen Gesellschaft gleiche Zunderfeste.

und so war man bei Wreden lang gewesen, da sie alle Tage die herrlichsten Ballade zu vernahmen, wenn unter sich auch das junge Ehepaar auf dem hohen Thorstein anspielte. Die Damen waren ersticht über die Selbstständigkeit des Polakland, obwohl der Reich für ihn und der die letzte Sonnen-
 lung machen ließ, daß die Erde noch zu spende ge-
 gangen sei, und die Herrin, nichtig über die gute
 Partie der Fremden, fanden die ganze Sache ähneln.
 Ich hatte in dem Tage gelacht und verstanden, daß
 die junge Frau sehr glücklich werden würde.

Endlich hatte ich mich diesmal geirrt, das hoch-
 adeliche Braut war nur eine Curstochter gewesen.
 Wenn o. Maximilian hatte sein Vermögen,
 und auch er hatte sich geirrt. Er hatte nämlich
 geglaubt, so viel an Schmuckeiner Frau zu er-
 halten, als der Reich von Thorstein betrug. Aber
 er kannte die polnischen Einnahme nicht: die reichsten
 Frau geben dem Ehemann jährlich 1000 Gulden,
 d. i. 500 Thaler, und von Töchtern 500 Gulden
 nur; denen müssen die jungen Frau leben, und so
 man sehr glücklich sehr jung verheiratet, bevor es
 sehr lange, da sie das Vermögen ihrer Eltern in die
 Hände bekommen; dies hat die Folgen, daß sie sich

das Sparen dergestalt angewöhnen, daß sie später als reiche Leute kein anderes Vergnügen kennen, als bei der Einnahme von 1000 Gulden so lange zu zählen, bis 1100 Gulden daraus werden.

Beide hatten sich, wie dies so oft bei dem Contract de mariage geschieht, getäuscht: er hatte eine reiche Braut, sie einen reichen Bräutigam erwartet. Beide hatten den Zuschnitt nicht gemacht, um von 500 Thälern zu leben; es dauerte daher nicht lange, so stellten die Gläubiger, welche auf die reiche Heirath vorzügliches Vertrauen waren, sich ein und nahmen weg, was zu nehmen war, zuletzt das Gut selbst; denn der Kriegskommissar Graf v. N. hatte statt baarer Zahlung des Kaufgeldes nur Wechsel erhalten. Als er daher Vorwürfe darüber erhielt, daß er der vorpflichtigen Brautmutter vorgespiegelt, wie das Haus Boegelaar von dem Baron v. Moutonmontagne bezahlt sei, so konnte er sich damit entschuldigen, daß er die actenmäßige Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt habe. Auch legte er den Kaufbrief vor, worin es hieß: der Käufer verpflichtet sich, das Kaufgeld in Wechseln zu entrichten, von denen die Hälfte nach 4 Wochen, die andre Hälfte nach 8 Wochen zahlbar ist. So konnte Nie-

mand dem Grafen v. N. etwas anhaben, denn die Wechsel waren ihm wirklich ausgehändigt worden. Die reiche Schwiegermutter konnte par principe den Mann ihrer Tochter nicht retten. Sie wollte ihre Tochter zurücknehmen; doch diese erklärte muthig, ich habe geschworen, meinen Mann im Unglück nicht zu verlassen, und trug Alles in Geduld, bis ein Grobschmidt, als Gläubiger, ihrem Manne mit dem Hammer den Baraus zu machen drohte; da ging er zur Hohenlohschen Legion nach Frankreich. Er ist bei Algier ein Opfer der Hinterrist Abdel Kader's geworden, nachdem seine Frau vor Gram über die Trennung gestorben war. Auch der Baron v. Jetterfeld hat die Gegend und seine schöne lebenswürdige Frau verlassen müssen, um seine Vermögensumstände im Auslande zu verbessern. Er starb als Pfleger in Brasilien.

Der Schwanenthurm.

Der Minister Graf v. Dankelmann hatte mir in frühern Jahren Aleve, welche Stadt ich auf dem Wege nach Holland berührte, so gelobt, daß ich sehr neugierig war, dies westfälische Paradies kennen zu lernen, wie es in einem vor 100 Jahren erschienenen Werke: „*Les amusements des eaux de Clèves*“ genannt wird. Allein dieser Mann, der wohl wußte, wie es besser sein konnte, hatte jene Gegend als Kind verlassen. Seitdem haben sich hier alle Verhältnisse geändert.

Damals hatte das Herzogthum Aleve eine eigne ständische Verfassung und der Adel bedeutende Vorrechte; keine Befehle durften ohne seine Zustimmung

gegeben, keine Steuern ausgeschrieben werden. Fremde durften dort nie angestellt werden, denn das Indigenat wurde streng beobachtet, daher ward die Verwaltung auch so geleitet, daß das Geld in der Provinz blieb. Das beste Mittel dazu war der Stromusbau am Rhein. Was in das Wasser geworfen wurde, konnte Niemand sehen, nach ein paar Wochen hatte der Rhein Alles wieder weggespült und man mußte von Neuem anfangen. So blieben dem Lande doch die reich gewordenen Wasserbau: und andere Verwaltungsbeamten.

Das alte Schloß der Herzöge von Rheine mit seinem romanischen Schwanenthurm, an welchen sich die schönsten Erinnerungen der Mittelzeit knüpfen, war der Versammlungspunkt des Adels der ganzen Provinz, wenn derselbe seine Landtage hielt. Der alte Schwanenthurm hat über glückliche Menschen herabgeschaut. Damals war hier noch Geld im Ueberfluß und dies kleine Städtchen von 5000 Einwohnern besaß damals 50 Equipagen; kam dann noch der Adel der ganzen Provinz hier zusammen, so muß dies Städtchen ein glänzender Ort gewesen sein. Jetzt sieht man hier nicht fünf Equipagen. Alles hat eine andere Gestalt gewonnen. Dagegen

gewahrt man hier die Vermuthungen, welche der Zeitgeist gemacht, der Alles umgekehrt hat, in vollem Umfange. Jetzt spielen hier Notarien und Advokaten die Rolle, die sonst den Grafen und Herren angewiesen war, die jetzt, mitunter verarmt, bescheiden auf ihrem Landsitzen leben.

Schon im siebenjährigen Kriege fing Friedrich der Große an, die Macht des Adels in diesem geliebtem Lande zu beschränken. Er, selbst gewesener Kriegsrath, konnte die schleppende Form der Collegien nicht ändern, am wenigsten die des hiesigen sogenannten Geheimenrathskollegiums (alle Mitglieder der Verwaltung nämlich und des Kurfürstlichen Obergerichts hatten den Titel der geheimen Räte). Da der König von hier kein Geld bekommen konnte, auch jedesmal Einwendungen in Bezug auf die althergebrachten Rechte des Adels gemacht wurden, welche derselbe aus der jülichischen Erbschaft gerettet hatte, that er einen Nachspruch, durch welchen er in das Vorrecht des Indigenats eine Lücke zu machen anfing. Er schickte einem Präsidenten hiesher, der die Provinz nach seinem Sinne verwalten sollte. Die Wahl desselben war ganz in der genialen Weise des mit Kraft aufstretenden Königs.

Er ließ den Major v. Krenghen, einen Pommeraner, kommen und fragte ihn: Kann Er grob sein? Dieser, bekannt und gefürchtet wegen seiner Grobheit, die ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hatte, besorgte, daß eine Beschwerde einge-
 laufen und er die gerechte Strafe seiner Grobheit erhalten werde, antwortet kleinlaut: Nichts als Verleumdung, Ew. Majestät, ich sage man so Jedem die Wahrheit. Der König fragt noch einmal, ob er grob sein kann? Noch ängstlicher war die Antwort, daß E. Majestät vergeben möge, wenn er verurtheilt werden. Da tröstet ihn der König: Ich will, daß Er grob sein soll, und frage Ihn, ob Er grob sein kann, wenn ich es befehle? Don soll ja die tausend Schock Schwermuth hundertneunundneunzigtausendmal kreuzweis zum Teufel holen, der daran zweifelt, daß ich grob sein kann, wenn es mir Ew. Majestät befehlen! Nun, so ist Er mein Mann, entgegnete lächelnd der König, Er geht sofort als Präsident nach Aere, sorgt dafür, daß meine Befehle pünktlich vollzogen werden, und ist mir gottseigegen gegen die ebsinnigsten geheimen Räthe.

Da sah der Adel wohl, daß der König, wenn er auch sonst diesen Stand verzehe, doch demselben keine

Vorteile lassen, sondern ihn zum Gehorsam bringen wollte wie den Bürger und Bauer; er fügte sich, da Widerstand vergeblich gewesen wäre. Der neue Präsident ward aber mit der guten Manier bearbeitet, die dem Adel mit der Muttermilch angeeignet ist. Dem Widerstande wäre er gewachsen gewesen, aber nicht den guten Formen der hiesigen hohen Gesellschaft. Er ward in die Gesellschaften verwickelt, die ihm viel Geld kosteten, und so theilte er am Ende mit den Andern; und da man so klug war, ihm bald das Indigenat zu bewilligen, waren auf diese Weise die alten Rechte gerettet. Ich habe diese Anekdote sonst noch nirgends gelesen, hier aber ward sie mir allgemein erzählt, doch kann ich mich in dem Namen des Präsidenten irren.

So behielt diese Provinz ihre alten Rechte bei, bis das Ungewitter der französischen Revolution auch über dem Schwanenthurm sich zusammenzog. Der Herzog von Braunschweig, nach den *Mémoires d'un homme d'état* in der Hoffnung gefangen, daß die Franzosen ihn zu ihrem König wählen würden, wollte in der Champagne nicht Ernst machen und benutzte nicht die eben aus dem Türkenkriege Schlachtgeübten ankommenden österreichischen Scharen, welche das dama-

Alle zusammengeraffte Gefindel der republikanischen Heere wie bei Kospach gejagt haben würden, da alle ihre ausgebildeten Offiziere, la crème de la noblesse française, ausgewandert waren, sondern räumte, ohne die Kanonade bei Balmy zum Schweigen zu bringen, Frankreich, obwohl die Emigranten ihm zur Seite standen und voll adeligen Muthes versicherten, daß er überall gleiche Begeisterung finden würde. Da folgten diese wilden Horden auch hierher. Am Fuße des Schwanenthurmes zog Wandamme vorüber nach Schenkenschanz und fiel in Holland ein, während das kirvesche Land eine Beute des Siegers blieb.

Die meisten adeligen Familien zogen auf die andere Rheinseite, doch bald wurden hier die französischen Gesetze eingeführt und damit die Lehne, die Majorate und jede Standesverschiedenheit aufgehoben. Unter solchen Umständen hatten natürlich nur Wenige Lust, hierher zurückzukommen, und so blieb den frühern Subalternen des Adels das Feld. Nur ein unwürdiges Mitglied des hiesigen Adels fand Gefallen an der Umwälzung des Zeitgeistes; dies war der Freiherr v. Kloog, der unter dem Namen des Bürgers Anacharsis Kloog die sogenannten Menschenrechte gegen den Adel predigte. Er hat seinen Lohn empfangen. Seine

sehr geachtete Schwester oder Schwägerin ist erst vor Kurzem hier gestorben.

Statt daß unter dem Schwanenthurme sich früher ein adeliges Geheimerathscollégium versammelte, ward hier ein französisches Tribunal errichtet, ausammengewürfelt aus Leuten von allerlei Volk: Schreibern von Unterpräfecten, Advokaten, Notarien u. s. w. Selbst ein Franzose wurde einmal hierher als Tribunalstrichter geschickt, der eben erst als Capitain wegen seiner Wunden den Abschied hatte nehmen müssen. Da er nie von der Rechtspflege eine Ahnung gehabt hatte, fragte man ihn, wie er dies hätte lernen können. Ah, que voulez-vous, war die Antwort, j'ai appris la juerie en quinze jours.

So, waren gegen 20 Jahre verstrichen, kein Wunder, daß die neue Generation mit ganz andern Begriffen aufgewachsen war, als im Jahr 1814 die ersten Preußen hier wiederersahen. Die Preußen waren angeführt von einem tüchtigen Stabsofficier aus der hiesigen Gegend oder wenigstens mit dem hiesigen Adel verwandt, die Freude war daher groß und ebenso die Pläne, die er darauf baute. Es war der Major v. Reiche mit seinem Freicorps. Er war in dieser ganzen Gegend der einzige Befehlshaber einer

bewaffneten Macht zwischen den Festungen Nimwegen, Grave, Venloo und Wesel, welche schon von allem Succurs abgeschnitten waren. Es war daher für ihn die schönste Aussicht vorhanden, einen bedeutenden militairischen Ruhm zu erwerben, um so mehr, da ihm der König erlaubte, die Kräfte des Landes zu benutzen, um sein Corps zu verstärken. Außer seinem Bataillon hatte er die Erlaubniß, ein Regiment Cavalerie und zwei Regimenter Infanterie zu errichten. Unumschränkter Gebieter einer solchen Macht, konnte er sehr viel leisten.

Mit solchen Aussichten — den schönsten für einen Feldsoldaten — fing das Jahr 1814 an; wo es an Menschen nicht fehlte, konnte diese Mannschaft in 14 Tagen versammelt und in vier Wochen konnte sie so weit ausgerüstet und eingeübt sein, um dem Blockadedienst zu verrichten, um so mehr, da es auch an Geld nicht fehlte; die reichern Bauersöhne nämlich, gewöhnt bei Napoleon einen Remplaçant stellen zu können, zahlten gern 200 Thaler zur Ausrüstung eines Freiwilligen, deren damals eine hinreichende Anzahl war, sodaß ein Bekannter von mir sechs Soldaten für ein Stück Tuch zur Ausrüstung der übrigen vertauschte. Waren diese Truppen, gegen 8000

Mann, einmal auf den Beinen, welches mit dem Anfang des Februars der Fall sein konnte, so hörte jede Besorgniß über ihre Subsistenz auf; denn ehe ein Soldat im Felde verhungern darf, müssen wenigstens schon drei Bauern verhungert sein.

Leider war aber bis zum Eintritt des Waffenstillstandes nicht mehr als ein Bataillon und eine Escadron ganz formirt, sodaß sich die ganze Thätigkeit dieses Corps lediglich auf die Verrennung von Venloo beschränken konnte. Dies ganz unerwartete Resultat in der Kriegsgeschichte hatte ich mir nie erklären können. Hier erhielt ich Aufschluß darüber. Die Alevier waren nämlich schon ganz zu Franzosen geworden, so hatten die letzten 20 Jahre auf sie eingewirkt. Obwohl von seinen Verwandten unterstützt, fand der Major v. Reiche doch überall Widerstand; auch hatte er mehre bürgerliche Umgebungen, welche ihn gemisbraucht haben sollen, sodaß er nicht leisten konnte, was man erwarten mußte.

Wie böse der Wille gegen ihn war, zeigte sich nach dem Frieden; es wurde nämlich eine Denunciation gegen den Major v. Reiche von unbekannter Hand an den König gesandt, worin ihm die unerhörtesten Beschuldigungen gemacht wurden, vermisch

mit den größten Lächerlichkeiten, z. B. daß seine Offiziere in Geldern Requisitionsfuhren gebraucht hätten, um die Gesellschaft zu einem von ihnen veranstalteten Balle zusammenfahren zu lassen. Der König verordnete eine strenge Untersuchung, doch der Angeklagte wußte sich von allen Anschuldigungen zu reinigen und war seiner guten Sache so gewiß, daß er bei manchen Punkten nur erklären durfte, er wolle sich erforderlichenfalls bei Et. Majestät dem König selbst ausweisen. Auch erfolgte keine Bestrafung desselben. Dagegen hat die viele Monate versammelte aus einem großen Personal bestehende Untersuchungscommission nicht ermitteln können, wer diese Denunciation gemacht hatte. Erst nach mehreren Jahren ist es herausgekommen, daß eine im Geruch besondrer Freundschaft stehende und noch dazu leider adeliche Dame diese Beschwerde veranlaßt und sich dazu eines französischen Juristen bedient hat. Natürlich einen solchen Franzosen mußte das antinapoleonische Treiben eines preussischen adeligen Stabsofficiers höchst deßend vorkommen. Er selbst wagte sich nicht vorzutreten, daher er diese vornehme Dame zu dem fraglichen Scheittele dadurch verleitet, daß er sie mit allen den Liebshäften bekannt machte, welche damals die zum

gen Leute des Reich'schen Freicorps, die meist aus Berlin waren, mit den dortigen Mädchen angesponnen hatten. Als wenn es seine Franzosen besser gemacht hätten?

Ohne diesen Franzosenfreund hätte Niemand sich in diese Dienstangelegenheiten des Majors v. Reiche gemischt. Wie sehr aber an Orten, wo die Sitte der guten Erziehung nicht herrscht und wo man alle Standesverschiedenheit mit Füßen tritt, alle Leidenschaften entseßelt erscheinen, hat sich auch hier zu jener Zeit gezeigt. Eine etwas überständige Mademoiselle war auf den Beifall einer recht hübschen Dame eiferlütich, sie wußte es dahin zu bringen, daß keine Dame mit ihr tanzen wollte; am nächsten Balle erscheint die Beleidigte, zieht aus ihrem Arbeitsbeutel ein paar Pistolen und reicht öffentlich eine derselben ihrer Gegnerin mit den Worten: Sie haben mir meine Ehre genommen, Sie werden sie mir wiedergeben. Als diese in Ohnmacht fiel, schlichtete die galante Garnison den bösen Handel, welcher aber doch die Folge hatte, daß keine Dame mehr ausgetreten wagte, wenn die Beleidigte tanzte.

Ich besuchte natürlich das alte Schloß und den Schwanenthurm, Zeugen so vieler Veränderungen, und

genoss von seiner Höhe eine so entzückende Aussicht, wie sie nur in einer so flachen Gegend gefunden werden kann. Der Berg nämlich, auf welchem sich der Schwanenthurm erhebt, ist die letzte Höhe auf dem linken Rheinufer, während jenseits der Berg über der Abtei Elten die letzte Höhe des rechten Rheinufers ist. Zwischen beiden übersieht man die herrlichsten Wiesen, welche den Reichthum jener Gegend ausmachen. Aber auch hier fand ich keine großen Ökonomieen und auch hier war der Adel niemals Gutsheer wie in den östlichen Provinzen. Dem Adel gehörten einzelne Höfe wie in Belgien und jeder andere Dorfselbwohner war ein freier Mann. Darum war es auch hier dem Zeitgeist so leicht, festen Fuß zu fassen; darum fanden hier die französischen Einrichtungen solchen Anklang und darum hält man noch jetzt so fest an dem Gesetzbuche Napoleon's und sträubt sich gegen die Einführung des preussischen Landrechts.

Dies galt nämlich auch früher nicht in seiner ganzen Ausdehnung in dieser Provinz, sondern nur subsidiarisch, wo das Provinzialgesetz nicht entschied. Wenn daher Manche auch das Landrecht wieder eingeführt haben wollten, so sollte es nur subsidiarisch sein; allein sie hatten nicht bedacht, wie lange in den an-

bern Provinzen die Juristen schon an der Ausarbeitung der Provinzialgesetze arbeiten, daß daher ihr Plan unausführbar war.

Die weiße Frau habe ich im Schwanenthurm nicht mehr gesehen, welche in der Geschichte der klein-brandenburgischen Fürsten so berühmt ist; sie erschien zuletzt in der Gestalt einer schönen Prätendentin vor mehr als 20 Jahren, um einem jungen Greffier ein Rendez-vous zu geben.

Oranje booven.

Die Wohlhabenheit der holländischen Städte hat etwas Beruhigendes, während ich in Deutschland darin stets das Gegentheil gefunden habe, indem dort überall der Geist der Demagogie spukt; denn der Bürgerliche in Deutschland will über seinen Stand hinaus, der holländische Bürgerstand will nichts mehr sein als nur reicher Bürger oder Koopmann.

Ich machte diese Erfahrung sofort bei meinem ersten Eintritt in Holland, in Nimwegen, wo ich bei einem reichen Kaufmann eine Adresse abgab. Die Unterhaltung in dem zwar wohlhabend, aber echt bürgerlich ausgestatteten Zimmer bestand, nachdem mir der Hausherr die Versicherung gegeben, wie er mir in Allem zu Diensten sein würde, in Folgendem:

Mein Herr, dies ist mein Haus, ich habe auch ein Landgut in Belep, besitze auch drei Seeschiffe und einen Garten vor der Stadt, sodaß ich mich recht wohlbefinde. Ich machte diesem selbstzufriednen Manne mein Compliment über seine günstige Lage und dachte: das ist der wahre Geldstolz. Aber er ist doch lange nicht so unerträglich als der der Bürgerlichen in Deutschland, welche bei weitem nicht das Vermögen dieser Holländer besitzen. Diese werden nie lächerlich, aber die Deutschen werden unerträglich, denn sie halten ihr Geld nicht so zusammen, sondern suchen es in Allem dem Adel gleichzuthun. Davon fand ich bei meinem nimmweger Kaufmann keine Spur.

Ich hatte nicht geglaubt, die Holländer so kriegerisch zu finden, wie es bei ihrer Rüstung gegen die bösen Nachbarn noch jetzt wirklich der Fall ist. Ungeachtet ihrer Neigung zum Gewinn muß man ihnen dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich vor dem Kriegsdienst gegen die Belgier nicht gescheut haben, auch Belgien gern erobert hätten, obwohl sie recht herzlich froh sind, von diesem Zuwachs ihrer Größe befreit zu sein; sie halten ihren niederländischen Löwen allein für weit stärker als in Verbindung mit dem belgischen.

Von Nimwegen aus besuchte ich das schönste Dorf der Welt, dies ist unstreitig das bei Arnheim gelegene Belep. Gewöhnt an unsere östlichen Verhältnisse zwischen der Elbe und Oder, hätte ich beinahe gefragt, wem dies Dorf gehöre; doch ich wußte schon, daß auch in Holland nie eine Unterthänigkeit stattgefunden hat. Jeder war stets freier Eigenthümer und nur die alten Edelhöfe durfte früher kein Nichtadeliger besitzen. Jetzt ist seit der Wiederherstellung der Familie von Dranien auch das Recht der Repräsentation des angesehnen Adels wiederhergestellt worden, aber ich habe auch hier den Adel zu sehr mit dem Bürgerstande vermischt gefunden.

Ich kann in dieser Beziehung das Dorf Belep anführen, wo alle Stände bunt durcheinander wohnen, aber nichts als reiche Leute. Es besteht nämlich dies Dorf aus keinen andern Besitzungen als aus den schönsten Landhäusern der reichen Holländer, besonders der Amsterdamer. Alle andere ländliche Gebäude sind, da dies die schönste Gegend von Holland ist, verschwunden, sowie jedes Feld und jeder Garten zum Nutzen; dagegen ist jedes Landhaus mit einem freundlichen Park umgeben. Vermögen, Laune und Geschmack der Besitzer haben die Verschiedenheit dieser Anlagen bedingt,

und so gewährt eine Fahrt durch dieses bezaubernde Dorf einen wahrhaft seenartigen Anblick und man ist versucht, ein ganzes bezaubertes Dorf hier zu wohnen. Von den Mühseligkeiten des Landlebens ist hier keine Spur, nichts als Genuß.

Ich fragte bei einer besonders reizenden Anlage, wie viel das Landhaus kostete, und war verwundert, daß die Summe nur auf 5000 Gulden angegeben ward. Doch es fand sich, daß man damit nur die jährlichen Unterhaltungskosten meinte, denn von einem Ertrage war gar nicht die Rede. Viele dieser kostbaren Landhäuser sind nur — die Beschließerin angenommen — ein paar Wochen des Jahres bewohnt während der Villeggiatura der Amsterdamer. Sie nennen diese Landsitze ihre Buiten-Plaatsen. Im Dete selbst haben sie wenig Umgang, sondern bringen gewöhnlich ihre vertrauesten Freunde auf die Zeit des Sommeraufenthalts mit aus der Stadt. Uebrigens gehört das eine Haus einem Grafen, das andere einem Kaufmann, das dritte einem Baron, das vierte einem Mätker, das fünfte einem Edelmann, das sechste einem Juden, Alles durcheinander.

Auch in Zütphen, wohin ich an einen reichen Pflanzler aus Demetery empfohlen war, fand ich

eine solche Vermischung der Gesellschaft; er ging nebst seiner Familie mit adeligen Familien um, ohne daß ich einen Unterschied bemerkt hätte. Die Pflanzier haben nämlich gewöhnlich mehr Lebenslust angenommen und das holländische Phlegma abgelegt, also auch mehr Hang zum Großthun. In Utrecht fand ich die adelige Gesellschaft noch so ziemlich rein, doch auch sogar hier weniger als in Deutschland, obwohl man mir gesagt hatte, daß eigentlich in Utrecht der Sitz des holländischen Adels sei. Ich war an einige der ersten Familien empfohlen und fand sie sehr gebildet und vom besten Ton; doch bemerkt man hier nicht die Absonderung der Stände wie bei uns in Deutschland. Soviel daher auch bei uns zu wünschen ist, so kann man sich doch damit trösten, daß es immer in Deutschland noch besser um den Adel steht als anderwärts.

Im Haag konnte ich mich sehr leicht überzeugen, woher es kommt, daß in Holland ungeachtet der dem Adel aufrechterhaltenden Verfassung im Ganzen wenig auf die Standesverschiedenheit gehalten wird. Der König ist nämlich sehr einfach in seinem öffentlichen Auftreten, und wenn auch Alles, was zum Hofe gehört, natürlich von Adel sein muß, so macht

doch der König keinen Unterschied bei der Wahl der Beamten im Civil und Militair, ebenso wenig, wenn es darauf ankommt, wem er Vertrauen schenken will.

Eigentlich zeigt sich hier der König seinem Volke zu sehr. Es ist nämlich kein Mensch davon ausgeschlossen, mit ihm sprechen zu können. Alle Wochen sind zwei Tage bestimmt, wo Jeder, der Lust hat, bei ihm zur Audienz gelassen wird. Es liegt in der Natur der Sache, daß der König bei solchen Audienzen nicht Jeden sofort befriedigen kann; allein es liegt doch ein großer Zauber darin für den gemeinen Mann, daß er sich der Majestät so nähern kann wie die privilegirten Stände. Für diese hat dies aber auch natürlich den Nachtheil, daß sie viel von ihrem Nimbus verlieren und Manches dem Fürsten nicht nach ihrer Weise vorzutragen wagen, weil es von dem ersten Besten, der sich dem Herrn ebenfalls nähern darf, anders vorgestellt werden könnte. Man sieht, daß der König von Holland längere Zeit im Privatleben zugebracht hat; es scheint, als wenn dabei die hohen Herren den Adel für entbehrlich anzusehen lernten.

Wahr ist es, der König von Holland ist im

Allgemeinen sehr beliebt und durch ihn die Dynastie Oranien, wenn auch die Prinzen nicht so allgemeinen Beifall haben, wahrscheinlich weil es ihnen mehr um den Beifall der Leute vom Stande zu thun ist, die dies auch besser zu beurtheilen verstehen. Sehr oft habe ich überall in Holland Oranje booven! rufen hören, und es bedarf keiner großen Veranlassung, daß sich Jeder mit einem Oranjabande als Anhänger des Königs kenntlich macht. Leicht könnte es wieder kommen, wie bei dem Einzug des Königs im Jahre 1814 in Rotterdam, wo eine ehersame Wärgersfrau aus Verzweiflung darüber, im Gedränge ihre Orangeschleife verloren zu haben, ihren Rock aufhob, indem sie rief: Oranje booven! um ihre Strumpfbänder wenigstens zu zeigen, welche von dieser Farbe waren.

Man hält die Holländer gewöhnlich für sehr phlegmatisch, allein das schöne Geschlecht ist es wenigstens nicht, selbst nicht in der Politik. Damals, im Jahre 1814 waren einige freiwillige Jäger von dem Collob'schen Streifcorps die ersten Preußen, welche die Franzosen aus Rotterdam vertrieben hatten; mir konnte einer derselben dem ausgezeichneten Empfang nicht lebhaft genug schildern. Kaum verläßt er sein gutes Quartier, um mit einem Kamera-

den die Stadt zu besuchen, so werden sie von zwei sehr eleganten Damen angeredet und ersucht, mit ihnen in die nächste Restauration zu gehen, weil sie zu entfernt von hier wohnen.

Dort wurden sie mit dem größten Delicatsessen bewirthet, wobei die Damen so gesellschaftliche Wittinnen machten, daß es dem Einen nur mühsam gelang, sich auf ein paar Augenblicke zu entfernen, um zu erfahren, mit wem sie es zu thun hätten. Es waren sehr reiche Kaufmannsfrauen, welche damit ihre Freude an diesem Ereignisse an den Tag legen wollten.

Ebenso freutig sind die Holländerinnen auch in der Liebe, doch meist sehr vorsichtig, sodas manche ihr ganzes Leben für einen Tugendspiegel gegolten hat, wenn sie auch mehr als ein pärtliches Verhältniß mit Andern gehabt hatte. Eine weifere Haut kann man nicht sehen als bei diesen schönen Frauen, und nicht bei allen sind die Formen von so üppiger, übertreibener Fülle wie bei den Frauen eines Nubens.

Nie werde ich die schönen Holländerinnen vergessen, selbst als Verstorbener bin ich auch eine dankbare Seele.

Uebrigens ist es mir in Holland sehr sehr seltsam gewesen, daß das Wort von oder von nicht das Kennzeichen des Adels ist wie in Deutschland; bei den rein holländischen Namen weiß man dies nie, doch bei der Kleinheit des Landes und der wirklich verhältnißmäßigen Seltenheit des Adels wissen die Einheimischen sich bald zurechtzufinden. Allein wie sollte ich einen Herrn empfangen, auf dessen Karte deutlich zu lesen war: Erbdaem van Ambochten oder Rudolf van der Ren. Ich wußte nie, ob ich mit einem Edelmann zu thun hatte oder mit Gewerke Schneider oder Handschuhmacher, Doctor oder Advokat, um so mehr, da in Holland der Edelmann gewöhnlich auch so einfach lebt wie der Kaufmann, und an Livree und Equipage hätte von diesen unterscheiden werden kann. Im Gegentheil habe ich grade gefunden, daß die vernachlässigten Kräfte sich durch eine oft gesuchte Einfachheit in Holland auszeichnen; ich glaube, daß dies aus Weiz sein muß, da alle andern Verhältnisse hier mehr Kunst als Natur zeigen.

Die Natur hat hier nichts als einen Camp gegeben, den man erst mit Kunst strecken geliebt hat, das ganze Land ist ein Kunstproduct. Gewaltige Dämme, von Menschenhänden gemacht, schützen hier

erst das Meer von dem Lande, ganze Provinzen liegen unter dem Niveau des Wasserspiegels und nur zur Zeit der Ebbe können die Binnenwasser durch die großen Meeresschleusen bei Rottweil abgelassen werden. Jeder Wald ist durch Menschenhände hervorgebracht, und damit man die Kunst nicht verkennt, sind die Eichenwälder in Reih und Glied gepflanzt; für die Holländer ist es daher ein neuer Anblick, etwas zu sehen, das von der Natur hervorgebracht ist.

Ich war einst Zeuge eines solchen staunenden Holländers, als ich mit dem geistreichen Fürsten von Steinfurth unter den Felsen spazieren ging, auf denen sein Schloß Bentheim steht. Diese Felsen sind die nördlichsten in Westfalen; von da bis zur Nordsee, vom Kanal bis zum Ausfluß der Eibe gibt es keinen Felsen mehr. Dort lustwandelte damals auch eine der vielen holländischen Familien, welche im Sommer ein paar Meilen nach Deutschland hineinreisen, um nachher erzählen zu können, wie schlecht sie Alles bei den Muffen, d. h. dummen Deutschen, gefunden haben. Ein junger Holländer machte den Cicerone und zeigte seinen Damen alles Beachtenswerthe, welche stets mit einem: Heel mooi (sehr schön)! antworteten. Als er an diese Felsen kam,

fügte er sehr wichtig hinzu: Sehen Sie diese Felsen, sehr schön, und Alles von Natur!

Uebrigens hat Drusus schon diese Felsen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, wie die daran befindliche lateinische Inschrift besagt.

Full dress.

Schauerlich heulte der Wind in den Segeln, während brausend die Wellen und den Takt dazu tobte die Dampfmaschine des Fahrzeuges, das mich von Helvoethsluis nach London bringen sollte. Schon seit ein paar Stunden war der Stuart beschäftigt, die Spuren der Seekrankheit von dem stets sauber gehaltenen Verdeck zu verwaschen, und eben hatte man ein wunderschönes Fräulein in den Schiffraum getragen, welche einer Sterbenden gleich ihrer Mutter in die Arme gefallen war; doch auch diese ward von demselben Uebel befallen und nun mußte sie die Tochter der Sorgsamkeit der Matrosen überlassen, welchen wirklich eine auffallend zarte Behandlung der

Damen eigen ist, wahrscheinlich weil sie den größten Theil des Lebens von dem schönen Geschlecht entfernt zubringen müssen, sie daher dessen Werth um so mehr zu schätzen verstehen.

Ein paar Damen hatten sich in ihre auf dem Verdeck stehenden Wagen gesetzt und scherzten über die unter ihnen vorkommenden Scenen, sich dort für sicher haltend. Schon machte ich der Gräfin N., die neben mir auf dem Verdeck saß, den Vorschlag, in meinen Wagen zu steigen, der wahrscheinlich dieselbe schützende Kraft haben würde wie der andere, als auf einmal auch bei jenen Damen das Frohlocken sich in ein Unisono der sich einstellenden Seerkrankheit verwandelte. Also auch der Wagen hilft nichts, bemerkte meine zarte Nachbarin, besorgt, daß auch sie dasselbe Schicksal haben würde, da sie zum ersten Male dem schwankenden Element sich anvertraute. Ich tröstete sie damit, daß, da der Sturm schon ein paar Stunden angehalten und sie noch verschont geblieben sei, sie vielleicht eine der Wenigen sein möchte, die dem Meer diesen Tribut nicht zahlen dürfen.

Doch auch sie unterlag, wodurch mir Gelegenheit ward, mich als den sorgsamsten Krankenwärter

zu empfehlen, indem ich sie an Bord führte, unterstützte und ihren Kopf über Bord diegelte, mich glücklich preisend, daß ich fest sei, denn schon auf ein paar Reisen hatte ich dem Elemente widerstanden. Doch kaum hatte sich meine holde Kranke etwas beruhigt, als ich ihrem Beispiel folgte und nicht weniger ächzte und stöhnte als sie vorher.

Doch endlich waren wir glücklich, die Seerkrankheit abgerechnet, am Costumhouse in London ausgeschifft worden, und Jeder suchte sein Unterkommen, um frische Kräfte zu sammeln. Ich hatte als junger Mensch im Sabonnierhotel, Lestor-Square, gewohnt; damals hatte ich mich wegen der dort Abends nach neun Uhr stattfindenden Bällenversammlung eigener Art sehr wohl befunden, ich trat daher wieder dort ab, fand aber, daß meine Begriffe von Comfort und von Anstand sich sehr geändert hatten, denn ich fand jetzt dieses Wirthshaus nur für einen Reisediener gut genug. Das hatte ich davon; daß ich noch immer gern ohne allen Plan reise, mich jeder augenblicklichen Laune überlasse, nichts festsetze, um nie gebunden zu sein, da ich es für das wahre Glück halte, jeden augenblicklichen Wunsch befriedigen zu können und durch keine Zeit besorgt zu sein.

Die Zeit schlägt keinem Glücklichen!

Schiller.

Es war ich wieder in dieser ungeheuern Stadt, um viele Jahre und viele Erfahrungen reicher, und war sehr begierig, welchen Eindruck jetzt London auf mich machen würde. Es hat mir aber hier jetzt wo möglich noch schlechter gefallen als sonst. Wellington hat Napoleon besiegt, aber dem Zeitgeist hat er keine Schranken zu setzen vermocht, das verstehen wir in Deutschland besser. Leider gibt es in England so viele Edelleute, welche, von dem Nachtheil des Zeitgeistes angesteckt, selbst ihre heiligsten Interessen verrathen, wie dies jetzt wirklich mit dem Lord John Russell der Fall ist, dem Sohne des Herzogs von Bedford, dem Bruder des Markgrafen von Tavistock. Ebenso wie es früher Graf Oerp machte.

Solche Edelleute sind dort die gefährlichsten Feinde des Adels, sowie auch Abercrombie, der Sprecher des Unterhauses, sich nicht enthielt, eine Versammlung zu leiten, welche von den größten Feinden des Adels zusammengesetzt ist, obwohl er selbst aus einer berühmten Familie herkommt und verlangt, daß Jeder, der seine Leeres besucht, in vollständigem Hofkleide (full dress) erscheinen muß. Auch Burdett

und D'Connell sind Edelleute, die ihre Würde ganz vergessen haben. Es ist unerklärbar, wie solche Leute so ganz ihren Vortheil verlernen können. Bei uns würde dies undenkbar sein, wenn auch Einzelne, wie z. B. Herr v. Maltiz, dieselbe Bahn einschlagen; aber nur als Schriftsteller, die keinen Einfluß haben. In England aber sind grade Reiche und Staatsmänner von Einfluß solche aus der Art geschlagene Edelleute.

Man kann den Grund von dieser merkwürdigen Verschiedenheit nur darin finden, daß der Adel in England ganz anderer Natur ist als der deutsche Adel. Bei uns gibt es ganze adelige Geschlechter, welche über der Masse des Volkes stehen; in England aber nur einzelne Edelleute, indem die adeligen Familien sich wieder im Volke verlieren, sowie sie auch stets aus demselben hervorgehen. In Deutschland ist der Adel ein unerreichbares Etwas, denn einen neugebackenen Edelmann wird man bei uns doch nie für einen wahren Edelmann halten; er steht neben dem alten Edelmann wie ein plattirter neben einem silbernen Theekessel, wie eine lionische Borde neben einer echten. In England kann Jeder den Adel erwerben, und was das Schlimmste ist, er erhält dadurch einen bestimm-

ten Rang unter dem alten Adel; sodaß ein Bürgerlicher, der zum Grafen gemacht wird, den Vorrang vor dem ältesten Baron des Reichs erhält, daß mithin hier alle Vorzüge des alten Adels ganz aufgehört.

Der Sohn eines Advocaten, Herr Brougham, hat als Justizminister und Präsident des Oberhauses alles Mögliche gethan, um die althergebrachten Rechte des Adels zu zerstören; er hat die altadeligen Formen des Oberhauses durch seine mehr als bürgerliche Plumpheit, man könnte sagen blutige Grobheit, vielfach verletzt. Jetzt ist er zum Baron von Baur ernannt worden und geht allen nachgeborenen Söhnen der alten Barone vor, welche mit Wilhelm dem Erborer nach England gezogen sind. Herr Eldon, der Sohn eines Rothgerbers, einer seiner unmittelbaren Vorgänger, ist gar zum Grafen auf einmal gemacht worden und hat auf diese Weise den Rang vor allen alten Baronen und Vicomten des Reiches. Herr Sutton, der frühere Sprecher des Unterhauses, der Sohn eines Landpredigers, ist zum Vicomte ernannt. Das Schlimmste ist, daß solche Leute nicht ihre Namen behalten, woran man ihre bürgerliche Abstammung erkennen könnte, sondern sie erhalten gewöhn-

lich die Namen von den erlauchten ausgestorbenen Familien, deren Reichslehne sie mitunter erhalten, oder es wird für sie ein Lohn gestiftet, nach dessen Hauptort sie genannt werden. So heißt der frühere Herr Sutton, schlechtweg, jetzt Vicomte von Cantebury.

Dies ist das Schlimmste; was bleibt da dem alten Adel? Dazu kommt noch, daß dieser neue Adel gewöhnlich schon durch seine bürgerlichen Verhältnisse in der Lage gewesen, sich Vernögen zu machen, mithin jedenfalls im Stande ist, es dem alten Adel gleichzutun, sodas man keinen Unterschied mehr gewahr wird. Doch ist hier noch das Gute, daß der Adel sich im Aeußerlichen vor dem Bürgerlichen auszeichnen kann, z. B. nur dem Adelligen ist erlaubt, bei den Spazierfahrten Sonntags in Hyde-Park einen Bedienten aufstehen zu lassen, der einen Stock in der Hand hat. Ein solches Vorrecht würde in Deutschland dem Adel bald genommen werden, indem jeder Justizcommissarius, jeder getaufte und ungetaufte Jude zwei Kivorebedienten mit noch größern Stäben aufsteigen lassen würde. Allein auch in England geht dies Vorrecht nur immer Einen aus der Familie an, da es hier keine edeln Geschlechter,

sondern nur einen einzelnen Inhaber des Adels gibt.

Der älteste Sohn des Grafen Donnamore wird nämlich nicht auch so genannt, sondern Herr Karl Harrisson, da der Grafentitel nur der Name des Lehns ist; der älteste Sohn hat nämlich noch das Vorrecht, daß er Sir mit dem Vornamen genannt wird, die andern Söhne heißen lediglich Herr u. s. w. schlechtweg. Die Söhne der Barone haben gar keine Auszeichnung mehr. Der Sohn des Baron Baur heißt blos Herr Brougham. Within besitzt die Familie den Adel nicht, sondern nur ein Einziger, der Inhaber des Majorats. Die Familie geht daher stets wieder, sowie aus dem Volke hervor, auch wieder in die Masse des Volkes zurück, sodaß man von ihrem Adel nicht mehr bemerkt als ihre Wappen, dies behalten sie von Rechtswegen bei, wenn sie auch Kaufleute oder Aerzte oder Advokaten geworden sind.

Mit dem Wappen hat es nämlich in England ebenfalls eine ganz andere Verwandniß als bei uns. Nur der Edelmann darf sich bei uns eines Wappens bedienen; wer den Adel verliert, dessen Wappen wird zerbrochen. Wenn auch in Deutschland mehr Bür-

gerliche sich einen Siegelring stecken lassen, in dessen Schild sie ein Schwert, weil sie Cavalerieoffiziere, oder eine Muskete, weil sie Infanterieoffiziere geworden sind, oder ein Buch zur Anspielung auf den gelehrten Stand, oder einen Brunnen, weil sie Born oder am Bronn heißen, oder ein Pferd oder einen Esel führen, so ist dies nichts als eine Anmaßung, welche ihnen schon die Hiskale abstreiten werden, wenn wir erst wieder zur guten alten Zeit zurückgekehrt sind. In England aber geht Jeder, dem es beliebt, auf die Haroldofficin und erklärt, er wolle sich jetzt dies oder jenes Wappen beilegen. Darüber erhält er eine Bescheinigung und von dem Augenblicke an ist das sein legales Wappen. Wenn dies ein Schuster und Schneider thäten, wäre es lächerlich; allein da es von Leuten geschieht, die damit ihre glänzenden Equipagen, ihr Silber, ihre Korseen zieren, so fällt dies gar nicht auf.

Auf diese Weise kann sich in England Jeder den Adel beilegen, der demgemäß zu leben versteht. Auch gibt es einen in England anerkannten niedern Adel, den sich fortwährend Jeder selbst gibt und der auch als solcher anerkannt wird. Wer nämlich den Doctorgrad auf der Universität erwirbt, wird dadurch

Esquire oder Ritter; wer sich auf die Liste der Friedensrichter setzen läßt, deren es in jeder Grafschaft oft über 100 gibt, oder wer zum Mitglied des Unterhauses gewählt wird, ein Gemeiner (Haus der Gemeinen nicht der Gemeinden), wird dadurch Esquire und hat als solcher den Rang vor allen Söhnen der Barone, wenn sie nicht etwa ein eben solches Amt bekleiden. Denn der Sohn des ältesten und reichsten Barons in England, der als reicher Edelmann wie in Deutschland lebt, würde wol Esquire aus Höflichkeit genannt werden, aber sich selbst so zu schreiben, dazu hat er das Recht nicht. Höchstens kann er sich Gentleman nennen.

Mit dem Wort Edelmann, Gentleman, wird aber in England der ärgste Mißbrauch getrieben. Es heißt nämlich nichts Anderes als ein Mann, der nach einem Edelmann aussieht. Jeden Beamten vom Continent, jeden Professor und Doctor wird man in London für einen Gentleman halten und auch so behandeln, den deutschen Edelmann behandelt man aber nicht besser, er mag Graf oder Baron sein. Dem englischen Adel, dem Majoratsadel, der Peerie wird nur der Adel der Standesherrn in Deutschland gleich gehalten; alle Andere erscheinen dem Engländer nur als Gentlemen und sie würden einen englischen

Esquire dem ältesten deutschen Edelmann vorziehen, weil sie bei dem Majoratsadel nur den ältesten Sohn als solchen anerkennen, bei dem sogenannten niedern Adel aber die bloße Persönlichkeit beachten. Dazu kommt, daß in ganz England nicht 700 Majoratsherren sind, sie sind daher alle hinreichend bekannt. Diese haben ihren bestimmten Titel, alles Andere ist dem Engländer gleich.

Dazu kommt noch die unglückliche Hofetiquette in England, welche jeden Gentleman nach englischen Begriffen für coursfähig erklärt, sobald er das Hofkleid (full dress) anzieht. Jeder Kaufmann, Arzt und Advokat kann sich bei dem Marschallamte melden, und wenn es sonst nur von dem König für angemessen erachtet wird, kann er mit den Prinzen und Herzogen zur Cour gelassen werden. Das ist doch zum Glück an andern Höfen unerhört, denn wenn auch dem bürgerlichen Rector einer Universität seit einiger Zeit zur Huldigung des Zeitgeistes die Coursfähigkeit beigelegt worden ist, so hört sie doch mit dem Jahre auf, wo die lateinische Magnificenz abgelegt wird. Dagegen entblödet ein bloßer bürgerlicher Engländer sich nicht, als Gesandter unter den Hofadel des Continents sich zu mischen. So

war ein Herr Rose schlechtweg Gesandter am königlich preussischen Hofe zu Berlin und ging mit allen den fürstlichen und gräflichen Diplomaten *al pari*.

Ich war am Hofe des reichsten und mächtigsten Königs, des Königs von England, nicht wenig erstaunt, neben mir einen Kaufmann aus Bremen oder Hamburg zu finden, der, wie ich glaube, als Consul fungirt; ebenso erstaunte ich über die Anwesenheit eines Professors aus Leyden und eines Advokaten aus Edinburg. Alle aber waren in *full dress*, d. h. im Hofkleide, mit Haarbeutel, gepudertem Haar, Stahlsäbel an der Seite, mit einem seidnen oder sammtnen Kleide *à la Louis XIV.* mit Gold, Silber oder Seide gestickt, mit einer dito Weste mit langen Schößen und dito Beinkleidern, an denen wenigstens die Kniebänder ebenso gestickt waren. So hängt man an diesem Hofe am Alten, während der alte Adel nichts mehr gilt, wenn er sich nicht im Besitze eines Majorats befindet, und wo der nachgeborene Abkömmling erlauchter Häuser nicht den geringsten Vorzug vor dem Sohne seines Pächters hat, der studirte; ja, vielmehr ihm selbst am Hofe nachstehen muß, wenn er etwas geworden ist.

Es vereinigt sich in England Alles, um die

Stellung des Adels gegen den deutschen Adel zu benachtheiligen. Denn auch die Guts herrlichkeit und Guts unterthänigkeit, wie sie noch größtentheils in Deutschland stattfindet, ist in England nie gewöhnlich gewesen. Die großen Gutsbesitzer hatten nicht als Zeitpächter unter sich, mit denen lediglich ein Contracts-, kein persönliches Dienstverhältniß stattfand; und nur bei dem Bestehen des letztern, wie in einem großen Theile von Deutschland und in den slawischen Ländern kann sich der Adel als solcher vollständig ausbilden, wovon ich mich immer mehr überzeuge. Selbst die schottischen Clansmans sind, wenn sie auch alle den Namen des alten Herrn führen, wie z. B. Mac-Bath, Mac-Ivor, Macdonald, keine Unterthanen wie bei uns, wenn sie auch in ihrem Laird oder ehemaligen Clan einen Oberherren anerkennen. Auch gab es in England neben den adeligen Gütern stets so viele freie städtische und ländliche Grundstücke der Freeholders, daß der Unterschied zwischen Dominial- und Rusticalland nie in derselben Art wie in Deutschland stattgefunden hat.

Endlich kommt zu allem Vorstehenden noch, daß man in England keinen Begriff von unsern Ahnenproben hat, weil es auf die Abstammung von

mütterlicher Seite nie angekommen ist. Jeder Herzog konnte heirathen, wen er wollte, der Sohn ward doch Majoratserbe; dieser konnte die erste beste Kaufmannstochter oder Tochter eines Advokaten heirathen, es ward für keine Mißheirath gehalten, und wenn die junge angetraute Gräfin nur ebenso gut erzogen war wie die geborene Gräfin, so ward kein Unterschied in der Gesellschaft und am Hofe gemacht. Höchstens wurde es in gefälliger Beziehung für eine Resalliance erklärt, wenn ein Peer eine Person von schlechtem Rufe zur Peeresse gemacht hatte. Auf das Nachfolgerecht der Kinder hatte das aber nie Einfluß.

Bei alledem habe ich aber kein Land gefunden, wo der hohe Adel in so hoher Achtung steht wie in England, wahrscheinlich weil Jeder auch Majoratsherr und mithin reich ist. Von dem Neid, den man mitunter in Deutschland gegen den Adel findet, hatte ich hier keine Spur bemerkt, der ärgste englische Demagoge findet den Vorrang eines Grafen Nelson, eines Herzogs v. Bedford ganz natürlich und ihm nicht lästig, wogegen man alle Augenblicke von den deutschen Demagogen hört, daß sie sich so viel glauben als der Herr v. A. B. C.

Vive le roi!

So bin ich denn wieder auf dem Herde der Demagogie eingetroffen und muß gestehen, daß ich mich eines gewissen Schauers nicht erwehren konnte, als ich von den Höhen des Montmartre über das Meer von Straßen und Häusern hinschaute, das sich vor mir ausbreitete. Hier hätten wir im Jahre 1814 keinen Stein auf dem andern lassen sollen. Wäre Paris damals der Erde gleichgemacht worden, so würde jetzt Europa Ruhe haben.

Einige Schuld an dem zu milden Verfahren gegen Paris hat la crème de la noblesse française gehabt, welche bei dem Einzuge der Verbündeten in diese Hauptstadt der Revolution sich im Hauptquar-

tier befand; sie hatte die Franzosen für gebessert gehalten, aber sie hatte sich geirrt. Die weißen Lächer, welche man uns damals entgegenschwenkte, waren nicht das vielköpfige Ungeheuer Paris; die jarten Frauen, welche uns als ihre Befreier umarmten, waren nicht die unbändige Masse, es waren im Vergleich mit der ungeheuern Menge nur Einzelne, welche an der guten alten Zeit festhingen. Paris war dem Verderben anheimgefallen.

Wie ganz anders finde ich jetzt Paris gegen damals, wo die Napoleonischen Glückspitze sich vor dem Glanze der alten Namen zurückgezogen hatten und man hier die ausgewähltesten Cirkel des französischen Adels fand, welcher während seiner Auswanderung in Deutschland, Schweden und England die schönste Gelegenheit gehabt hatte, sich an den Höfen zu bilden, welche das Unglück der Legitimität achtend, die edeln Ausgewanderten mit gastlicher Pietät aufgenommen hatten. Damals war Paris wenigstens in dem Faubourg St. Germain wieder das alte Paris, welches so lange den guten Ton in ganz Europa angegeben hatte, und doppelt wichtig für den Fremden, welcher mit Rührung bemerkte, wie glücklich das Alter in der Erinnerung an die Freuden der

Vergangenheit war und die Jugend begierig, die gute alte Zeit wieder herbeizuführen und sich für sie auszubilden.

Damals führte mich der Marquis de Dumoussier in den weiten Sälen von Versailles herum, mir erklärend, wie sonst Alles beschaffen gewesen war. Als wir das eine Zimmer betraten, rief er mit Thränen in den Augen, in süßer Erinnerung schwelgend aus: Hier habe ich meine glücklichsten Stunden verlebt. Es war das Schlafzimmer des Königs; hier hatten nur die ersten Familien des Hofes das Recht, gegenwärtig zu sein. Wer hier erscheinen durfte, dessen Stammbaum reichte wenigstens bis zur Zeit der Eroberung des heiligen Grabes. Je höher der Adel unter den Anwesenden, desto größere Rechte hatte er auf die Nähe des Königs. Genau bestimmt war die Rangordnung der dem König zu leistenden Dienste, das Anziehen der Strümpfe, der Beinkleider, der Weste, des Rockes, Alles war nach Abstufungen bestimmt. Aber zum Wechseln des Hemdes durfte nur der Vornehmste der Anwesenden gelangen.

Hier war es, rief mein entzückter Marquis, hier war es, wo ich dreimal das Hemd des Königs von ihm selbst erhielt; es war noch ganz warm, es

war noch frucht von seinem königlichen Schweiß. Ich theilte ganz die fröhliche Nüherung des edeln Ausgewanderten und habe in seinem Hause genussreiche Stunden zugebracht. Diese alten Franzosen waren doch ganz andere Leute als die Offiziere de fortune, welche wir mit Napoleon's Heeren in Deutschland kennen gelernt hatten.

Diese edeln Männer hatten fest an ihren altergebrachten Sitten gehalten, denn kaum waren die ersten Monate der Regierung Ludwig XVIII. vorüber, so wurden die Levers wieder ebenso eingeführt, wie sie bei seinem unglücklichen Bruder stattgefunden hatten. Anfangs ließ man die von den Napoleon'schen Armeen übernommenen Märsche mit bei diesen Levers zu; doch sie bemerkten bald, daß sie die Gewandtheit nicht hatten, welche das Leben am Hofe erfordert und welche nur dort eingeübt werden kann. Sie räumten bald das Feld.

Leider fand ich meinen damaligen Freund nicht in Paris; seit der letzten gewaltthätigen Umwälzung hat er sich von Paris zurückgezogen, wo eigentlich gar kein Hof mehr existirt; er lebt im Limousin auf seinem Gut in stiller Abgeschlossenheit. Dagegen fand ich einen andern Bekannten aus jener Zeit, den

Grafen Baugl, und wie erinnerten uns der vergangenen Zeiten, da ihm die Gegenwart ebenfalls nicht behagen konnte.

Ich lag im Jahre 1815 an der französischen Grenze mit meinem Bataillon; kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten. Uns gegenüber stand das französische sechste Chasseurregiment zu Pferde, von dem mehrere junge Offiziere sich bei uns einfanden, um sich nach Gent zu Ludwig XVIII. zu begeben. Endlich kam auch der Oberst dieses Regiments, Graf Baugl, ein herrlicher Mann, mit allen Vorzügen ausgestattet, wodurch der alte französische Adel allmächtig den Ton an allen Höfen Europas anzugeben vermocht hatte. Auch er wollte Napoleon's demagogischen Fahren nicht länger folgen, sondern eilte zu seinem *père de Gand*, wie man damals den vertriebenen König nannte.

Werkwürdig war die Art, wie er in die Dienste Napoleon's gekommen war. Er erzählte dies bei dem Souper, das ich ihm zu Ehren veranstaltet hatte, auf folgende Art:

Ich hatte unter dem edeln Condé la noble profession des armes erlernt, ward aber in der Vendée von den Blauen gefangen und rettete mich

nur durch einen glücklichen Zufall von dem Tode, den mir das Kriegsgerecht zurechnet haben würde. Der General oder Corporal, der Republikaner, welcher mich gefangen genommen hatte, war zufälligerweise Wirthschaftsaufscher bei meinem Oheim, dem Herzog von Castro gewesen, er erkannte mich und steckte mir eine blaue Uniform zu; so blieb ich unter den Soldaten meiner Feinde verborgen.

Durch die Connexion dieses ehemaligen Amtmanns ward ich bald Officier; doch als Napoleon's Oestern in Rußland erblühte, verließ ich die revolutionnaire Fahne und ging zu Ludwig XVIII. nach Hartwell. Er gab mir das sechste Chasseurregiment, mit dem ich von Grenoble aus dem bei Trejus gelandeten Napoleon entgegenrückte, da er nur ein paar hundert Mann bei sich haben sollte.

Am dritten Tage kommt die Meldung, daß die Avantgarde Napoleon's im Anmarsche ist. Ich setze mich mit meinem Regiment in Trab, um eine gute Position zu nehmen, dort haranguire ich meine Leute und schreie mit dem Rufe Es lebe der König! das ganze Regiment ruft mir nach. Auch waren die meisten Officiere junge Leute aus den vornehmsten Familien, sodaß ich die Hoffnung hatte,

die Aventuriers, die mit Napoleon gelandet sein konnten, leicht zu Paaren zu treiben.

Kaum habe ich gerundet, so erscheinen über dem vor uns liegenden Hügel die ersten Reiter Napoleon's mit der dreifarbigigen Fahne und dem Geschrei: *Vive l'empereur!* Ich commandire: *Régiment, en avant marche!* doch in demselben Augenblicke sprengt einer meiner Rittmeister aus dem Regiment vor die Fronte, hat die dreifarbige Colarde auf dem Szabo befestigt und ruft: *Vive l'empereur!* Dies theilte sich elektrisch dem ganzen Regiment mit, Alles ruft: *Vive l'empereur!* und steckt die dreifarbige Colarde auf, welche, ich weiß nicht wie, jeder Soldat in Bereitschaft hatte. Nun blieb mir freilich nichts Anderes übrig, als mein Regiment Napoleon entgegenzuführen.

Ein vorlauter bürgerlicher Offizier meines Bataillons, ich weiß nicht, ob ein Assessor oder Justizrath, meinte, er würde an der Stelle des Herrn Grafen sofort gegen den Rittmeister mit dem Rufe: *Vive le roi!* eingeknallen haben. Dies würde dem ganzen Regiment so imponirt haben, daß es mit ihm ebenfalls *Vive le roi!* gerufen hätte und vielleicht die Avantgarde Napoleon's hätte werfen können. Von

dem Angerkind, wo der Rittmeister das revolutionnaire Jellgelschei erhebt, war er ein Feind des Königs, und als Oberst eines königlichen Regiments hätte ich nichts Anderes thun zu können geglaubt, als gegen den Feind feindlich zu verfahren. Vielleicht daß durch ein solches Benehmen die ganze Expedition Napoleon's gescheitert wäre. 600 Tausend konnten bald nach der Auslieferung Napoleon's die ganze Gestalt Europas ändern. Ich machte nachlässig meinen vorletzten Herrn Lieutenant auf das Unangemessene seiner Behauptung aufmerksam und so rettete ich meinen Goss von so unheilvollem Tadel.

Die Inspektoren eines Rittmeisters sind ganz anders als die eines Obersten, und die Inspektoren eines bürgerlichen Rittmeisters müssen natürlich ganz anders sein als die eines adeligen Obersten.

Graf Kaup war in Genu sehr wohl aufgenommen worden und hatte bei Ludwig XVIII. und Karl X. eine gute Carrière gemacht; auch er hatte das Glück gehabt, von beiden bei dem Tode das Pensée noch ganz warm zu erhalten. Von der Einkommenslosigkeit der Fürstin v. Berri machte er mir eine so glänzende Beschreibung, daß ich wol gedenkte hätte, sie zu sehen, wogegen ich gar nicht verfuhr.

ward, an dem Hofe Ludwig Philipp's vorgestellt zu werden.

Es existirt nämlich jetzt hier gar nichts, was man einen Hof nennt, und es gereicht gar nicht mehr zur Ehre, an den Hof zu gehen, da Jeder dazu kommen kann. Eine bestimmte Courfsähigkeit findet nämlich jetzt gar nicht mehr statt, sondern Jeder findet Zutritt am Hofe, der den König sprechen, oder den ein bürgerlicher Minister vorstellen will.

Daß der König selbst die Etiquette nicht liebt, dürfte nicht so sehr auffallen, da sein Vater seine erhabene Abstammung von königlichem Geblüt so sehr vergaß, daß er sich Bürger Egalité nennen ließ. Es darf um so weniger auffallen, da der jetzige König damals unter Sansculotten aufwuchs und mit ihnen als Soldat der Revolutionsarmee fraternisirte, ja selbst nachher förmlich für seinen Unterhalt bürgerliche Geschäfte treiben mußte; er ward nämlich als Lehrer der Mathematik in dem Privatinstitut zu Reichenau in Graubünden von Tschärner angestellt und war längere Zeit nichts als ein Schullehrer und noch dazu in Privatdiensten. Aus einer so niedern Sphäre kann man sich nie wieder zu der Erhabenheit emporheben, welche die gängliche Unbekanntschaft

mit dem Niedern erfodert, um den Bauber beizubehalten, der den wahrhaft vornehmen Personen allein eigen und unnachahmlich ist.

Darum ist auch jetzt eine wahre Verwerfung der Ständeverhältnisse in Paris eingetreten; ein Kaufmann kann so gut an den Hof kommen wie ein Graf, und ein Professor ebenso gut wie ein Herzog. Kaum glaublich und doch wahr! Allein wie gesagt, bei dem König kann man sich dies nach Vorstehendem wol erklären; doch auffallend ist es von der Königin. Sie stammt aus dem Blute der spanischen Bourbons, die spanische Granbezga hätte ihr doch angeboren sein sollen; aber auch sie stimmt ganz in denselben Ton ein, sodaß der Mann von Stande jetzt in Paris gar nicht mehr weiß, wo er hingehört.

Eigentlich hat durch die am Hofe eingeführte gänzliche Vernachlässigung des Adels derselbe mehr verloren als unter Napoleon selbst. Denn dieser hatte doch noch Achtung vor den alten berühmten Namen, und wenn auch unter ihm nicht jeder Larochevoucaud und Montesquieu an den Hof kommen konnte, bloß weil er diesen Namen hatte, so zog er doch diese berühmten Namen vor, gab ihnen Stellen am Hofe, um sie auf diese Weise an sich zu ziehen, und wußte

so den alten Adel neben seinem neuen Patentadel zu Gunsten des erstern aufrecht zu erhalten.

Jetzt ist es viel schlimmer. Es bekommt Keiner mehr ein Amt wegen seines schönen Namens, sondern ein Kaufmann Lassitte, ein Bankier Perrier, ein Professor Thiers und Advokaten gelten jetzt am Hofe grade soviel als die Herzoge von Blacas und Levis, obwohl die Familie des Letztern so alt ist, daß es nicht für lächerlich gehalten wurde, wenn in dem Ahnensaal der Levis einer von den Ahnherrn dieses erlauchten Hauses an der heiligen Grippe zu Betlehem dargestellt ist, indem er den Chapeau à bas unter dem Arme hält; die Mutter Gottes sagt ihm: Bedecken Sie sich, mein Herr Vetter! er aber antwortet ganz kalt: Ich thue dies nur zu meiner Bequemlichkeit. Diese Familie soll am Alter nur von der Familie der Herzoge von Croi übertroffen werden, welche in ihrem Ahnensaal ein Gemälde von van Dyk besitzt, auf dem die Sündflut vorgestellt ist, wo ein Diener in der Livree des Hauses der Arche Noah's nachschwimmt und ruft: Rettet die Urkunden des Hauses Croi (*Sauvez les titres de la famille de Croi*)!

Das jetzt in Paris am Hofe Louis Philipp's stattfindende gänzliche Vergessen des Adels ist eigent-

lich weit nachtheiliger, als wenn der Adel ganz aufgehoben worden wäre. Dies würde die Leidenschaften für und wider rege gemacht haben; jetzt aber ist's schlimmer, der Adel wird vergessen. Man liest den Namen eines Kasitte so oft wie den eines Herzogs von Polignac, und den eines Barret schlechtweg so oft wie den eines Herzogs von Broglie, und den eines Dupin schlechtweg so oft wie den eines Marquis von Maison. Auch nannte man den Marschall Mortier mehr mit diesem Namen als mit seinem herzoglichen Titel von Treviso. Mit ihm, einem ehemaligen gemeinen Soldaten, dem Sohne eines kleinen Advokaten, hat man soviel Umstände gemacht, da er am 28. Juli gestorben war, als wenn er wirklich ein geborner Herzog gewesen wäre.

Das letzte Gesetz über den Adel in Frankreich ist eine echt französische Erscheinung, man hat sich mit einem bon mot geholfen. Es ist nämlich Jedem jetzt erlaubt, sich den Adel selbst beizulegen, ohne daß er dafür bestraft wird. Jeder reiche Jude kann daher von Königsberg nach Paris ziehen und sich dort Graf Friedländer nennen, ein reicher Bankier aus Breslau kann sich dort Baron tituliren lassen, ein citirer Narr von bürgerlichem Beamten kann sich ohne

alle Strafe in Paris für einen Adligen ausgeben. Ein wirklicher deutscher Graf kann mit seiner Familie hier mit solchen selbstgemachten Grafen und Baronen in Gesellschaft kommen, und so dürfen leicht, ehe man es ahnet, Mißheirathen zu Stande kommen, wodurch die edelsten Häuser zu Grunde gehen können.

Unter solchen Umständen konnte ich auch in Paris nicht heimisch werden und kürzte um so mehr meinen Aufenthalt daselbst ab, da mich Familienverhältnisse nach dem Großherzogthum Posen riefen.

In Berlin, wo ich mich nicht lange aufhielt, fand ich die von Kalisch zurückgekommenen Gardeoffiziere weniger von jenem großen Militärschauspiel erbaut, als ich erwartet hatte, hielt mich aber dort ebenfalls nicht auf, sondern kam bei Verwandten im Großherzogthum Posen an, wo ich einige recht elegante Familien auf dem Lande kennen lernte. So wenig der Pole den Deutschen liebt, so wenig läßt er dies in seinem Hause fühlen; und so kam ich mit meinen deutschen Verwandten ziemlich oft mit dem polnischen Adel zusammen, der noch sehr mit den Ergebnissen des letzten Landtags beschäftigt war.

Der Krebs, der am Herzen nagt.

Es ist eine große Ungeschicklichkeit, wenn man nach obenhin uneins erscheint, statt es nach untenhin wirklich zu sein, ohne es merken zu lassen. Wie hätten daher gern gewünscht, daß der polnische Adel den folgenden Abschnitt des letzten Landtagsabschieds vermißten hätte:

„Die Denkschrift über den Gebrauch der polnischen Sprache auf den Schulen und bei amtlichen Verhandlungen, sowie wegen vorzüglicher Beförderung der Eingebornen des Großherzogthums Posen in unserem Dienste ist, da die beiden ersten Anträge schon von der Mehrheit unserer getreuen Stände als un begründete Beschwerden verworfen worden waren, der dritte aber nach §. 45 des Gesetzes vom 27ten März

1824 der erforderlichen Stimmenmehrheit ermangelt, nur durch eine, dem §. 46 des gedachten Gesetzes zuwiderlaufende Sonderung in Theile an uns gelangt. Wir betrachten daher diese durch den Landtagsabschied vom 14. Februar 1832 definitiv erledigten Anträge als nicht an Uns eingegangen, und haben die von der großen Mehrheit Unserer getreuen Stände gegen dieses Verfahren eingereichte Protestation mit Wohlgefallen entgegengenommen."

Wie ist es möglich, daß man es zu einer solchen Spaltung kommen lassen konnte. Es wäre klüger gewesen, für diesmal eine Sache lieber gar nicht zu erwähnen, als den andern Ständen Gelegenheit zu geben, darüber zu triumphiren, daß des Adels Ansicht amtlich verworfen, dagegen ihre Meinung besloßt wird. Ein so nachtheiliges Beispiel ist noch in keiner andern Provinz vorgekommen, indem jeder lokale Abgeordnete der Ritterschaft erst Edelmann und dann erst Preuße, Sachse, Pole, Schlesiener oder Pommeraner sein muß.

Dagegen ist die Petition wegen Anwendung von Peitschenhieben gegen das Gesinde sehr zweckmäßig, und hat auch folgende gerechte Anerkennung gefunden:
„Auf die Petition, die Vervollständigung der ge-

gesetzlichen Vorschriften über das Gesindewesen betreffend, eröffnen Wir Unsern getreuen Ständen, daß zu ihrem Antrage auf neue gesetzliche Bestimmungen zur Aufrechterhaltung des Ansehens der Dienstherrschaften sich keine genügende Veranlassung findet. Die Bestrafung des widerspenstigen Gesindes, welches den Dienstantritt verweigert, ist bereits durch §. 31 der Gesindeordnung befohlen, und die daselbst bestimmte Strafe von 2 bis 10 Thalern Geld oder verhältnißmäßigem Gefängniß erscheint vollkommen ausreichend, da neben derselben das widerspenstige Gesinde auch noch für alle Nachtheile verhaftet bleibt, die aus dieser Verletzung des Dienstcontracts entstehen mögen. Ein absoluter Zwang zum Antritt des Dienstes stellt sich dagegen ebenso den Absichten des Contracts widersprechend als unausführbar dar, und kann daher auch durch die vorgeschlagenen härteren Strafen nicht zur Anwendung gebracht werden. Der Antrag Unserer getreuen Stände auf verschärfte Bestrafung des Gesindes, welches sich Beleidigungen der Dienstherrschaft zu Schulden kommen läßt, findet ebenso in den bestehenden Gesetzen seine Erledigung.

Die von den Ständen für nothwendig erachtete Anwendung von körperlicher Züchtigung und von

Verschärfung der Gefängnißstrafe durch Herabsetzung der Kost auf Wasser und Brod ist bereits durch §. 18 der Circularverordnung vom 30sten December 1798 speciell vorgeschrieben, und Wir haben Uns deshalb darauf beschränken müssen, Unserm Justizminister zu befehlen, die Justizbehörden zur genauen Beachtung dieser, die Vorschriften des Allgemeinen Landrechts ergänzenden, von Unsern getreuen Ständen aber übersehenen Bestimmung anzuweisen.

Die Nachtheile einer verspäteten und langsamen Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Dienstheerschaften und Gefinde, durch welche Unser getreuer Stände zu dem Antrage auf Verweisung solcher Streitigkeiten zur ausschließlich schiedsrichterlichen Entscheidung sich veranlaßt gesehen haben, sind zwar keinesweges zu verkennen. In sofern sie jedoch hauptsächlich nur in solchen Fällen zu befürchten sind, für welche die Gefindeordnung die Entscheidung nicht den Gerichten, sondern der Polizeibehörden überwiesen hat, §. 47, 51, 169 der Gefindeordnung, wird es nicht ohne Erfolg bleiben, daß durch Unsern Minister des Innern und der Polizei die Verwaltungsbehörden angewiesen worden sind, in den zu ihrer Competenz gehörigen Fällen eine schnelle und den Umständen angemessene

sene Entscheidung zur Execution zu bringen. Was aber die Fälle der gerichtlichen Entscheidung betrifft, so steht von der nunmehr nahe bevorstehenden veränderten Justizorganisation ebenfalls zu erwarten, daß sie dem in dieser Hinsicht fühlbar gewordenen Bedürfnisse vollständig entsprechen werde.

Was endlich den Antrag Unserer getreuen Stände auf den Erlass einer Bestimmung, wonach das dienstlos sich herumtreibende Gesinde durch Correctionsmittel zur fernern Vermiethung angehalten werden soll, betrifft, so entgeht uns zwar hierbei die wohlmeinende Absicht Unserer getreuen Stände keinesweges; der vorgeschlagene Weg ist jedoch zur Abhilfe des bemerkten Uebelstandes nicht geeignet. Unsere Polizeibehörden werden nicht versäumen, gegen das dienstlos sich herumtreibende Gesinde dieselben strengen Maßregeln zur Ausführung zu bringen, welche die Gesetze gegen Vagabunden und Bettler überhaupt vorschreiben; aber es würde ganz unmöglich sein, diese Maßregeln auch auf einen Zwang zur ferneren Vermiethung auszu dehnen, indem ein solcher auf die Dienstherrschaften, denen man die Annahme solcher Dienstboten anzuordnen müßte, jedenfalls zurückwirken würde.“

Am meisten muß aber die folgende Petition auf:

fallen, daß die Landräthe nicht allein aus dem Stande der Rittergutsbesitzer, sondern auch aus den Bürgern und Bauern sollen gewählt werden können. Wie konnte der Adel einer ganzen Provinz so sehr seine Rechte vergessen? nachdem es schon schlimm genug ist, daß die adeliche Geburt nicht mehr zum Landrath erfordert wird.

Diese unbegreifliche Petition hat auch ihre gebührende Abfertigung erhalten, wie folgt:

„Wiewol Wir aus dem Gesuche Unserer getreuen Stände, die Befugniß der Kreisversammlungen zur Wahl von Candidaten für erledigte Landrathsstellen, welche Wir mittels Unserer Dedre vom 2. Februar v. J. suspendirt haben, schon jetzt wieder in Kraft treten zu lassen und die Wählbarkeit auch über den dritten Stand mit auszudehnen, gern ersuchen haben, daß dieselben einen großen Werth auf die Theilnahme an der Besetzung jener wichtigen Verwaltungstellen legen: so können Wir Uns doch für jetzt nicht bewogen finden, diesem Gesuche stattzugeben. Zu einer weiteren Ausdehnung der Wählbarkeit über die durch §. 4 des Reglements vom 29. April 1829 festgestellte Grenze hinaus liegt gar keine Veranlassung vor, und sind selbst von Unsern getreuen Ständen Gründe dafür nicht angeführt worden.“

Dieser Landtagsabschied auf die Petitionen der posener Stände zeigt, wie wenig der hiesige Adel sein wahres Interesse versteht, sondern sich eher mit ihm nachtheiligen Gegenständen beschäftigt. Die letzte Resolution lautet endlich dahin:

„Auf die von Unsern getreuen Ständen in Beziehung auf die Dienstsiegel der Behörden der dortigen Provinz erhobene Beschwerde können wir dieselben nur auf den Artikel X. der Beilage D. zur Verordnung vom 9. Januar 1817 zurückweisen, nach welcher nur dem Statthalter (dem Loerpräsidenten, den Regierungen und) Oberlandesgerichten der Gebrauch des in der Beilage C. des gedachten Gesetzes unter Nr. 3 beschriebenen Wappens beigelegt worden ist. Alle andern Behörden müssen sich hiernach des gewöhnlichen preussischen Dienstsiegels bedienen. Wenn bis jetzt dieselben das früher angeschaffte, nur jenen höheren Behörden nachgelassene Siegel geführt haben, so liegt der Grund davon in Art. VIII. der erwähnten Beilage D., welcher die allmähliche Einführung der vorgeschriebenen Dienstsiegel nachläßt. Auch ist von Uns hiernach den Behörden gestattet worden, sich fernerhin die einmal angeschafften Dienstsiegel so lange zu bedienen, bis sie unbrauchbar werden.“

Die Veranlassung zu dieser Entscheidung ward mir von einem Mitgliede des Ritterstandes, welcher der letzten Versammlung des Provinziallandtages beigewohnt hatte, erläutert, da ich nicht begreifen konnte, was dieser Gegenstand den Adel angehen und wie in Ansehung der amtlichen Siegel etwas geändert werden sein konnte, da ein ausdrückliches Geſetz die verschiedenen Siegel aller Behörden festſetzt. Das große Staatsſiegel enthält nämlich alle 48 Schilder des preußiſchen Wappens, unter dem Königsſtelt; das mittlere Wappen enthält nur etwa den dritten Theil dieſer Schilder, nebst den Schildhaltern, das kleine Siegel aber nur den Schild mit dem preußiſchen Adler, über dem ſich die königliche Krone befindet wie auf den Viergroſchenſtücken.

Der poſeniſche Landtagsabgeordnete, oder wie ſie franzöſiſch genannt werden, le Nonce, ſagte mir: Für unſere Provinz wurden beſondere Siegel beſtimmt, nämlich der preußiſche Adler ſollte auf der Bruſt noch einen beſondern Herzſchild tragen, das polniſche Wappen enthaltend. Sobald Sie daher über die Grenze des Großherzogthums Poſen kamen, ſahen Sie an dem mitunter übel gebildeten Adler auf der Bruſt einen runden Fleck, das rothe polniſche Schild, und

darin den weißen Adler, als nage er an dem Herzen von Preußen.

So hatten wir uns dieses Vorrechts bereits über 15 Jahre erfreut, als es auf einmal einem in die Provinz gekommenen Beamten, dem Director eines Landgerichts, einem Stockpreußen, einfiel, statt der gewöhnlichen fliegenden Adler einen heraldischen Adler im Schilde, als Dienstsigel, so klein machen zu lassen, daß sich der polnische Adler gar nicht mehr darauf anbringen ließ.

In jeder andern Provinz würde Niemand darauf aufmerksam geworden sein; hier aber ist ein mehr öffentliches Leben und Theilnahme an der Verwaltung. Die adeligen Stände des Departements jenes Landgerichts machten daher dem Könige unmittelbare Anzeige von dieser Veränderung des Dienstsigels und hefteten die exemplarische Befestigung dieses Deutschen. Allein zu unserm Erstaunen ward sein Verfahren gebilligt und befohlen, daß alle neu anzuschaffenden Siegel ebenso angefertigt werden sollten. Statt uns von diesem Fremden befreit zu sehen, mußten wir ihm den Triumph lassen, unsere ganze Provinz um ihr Wappen und um diesen Vorzug gebracht zu sehen. Darum sehen Sie auch jetzt überall

die neuen Adler lediglich mit dem Namenszuge des Königs, statt mit dem polnischen Adler geziert. Die, seitdem erfolgte Einführung der Woiwämter hat aber die Zahl der neuen Adler in der ganzen Provinz sehr vermehrt, sodasß man jetzt nicht mehr, wie sonst, auf den ersten Blick erkennt, daß man sich auf Polens geheiligtem Boden befindet. Auf dem letzten Landtage suchten wir nochmals unsere Adler wiederzu erhalten. Aber, wie Sie hieraus erfahren haben, ebenfalls vergeblich.

Die Entführung.

War dies kein Angstgeschrei? rief ich meinem auf dem Kutschbock meines Landauers zwischen Wachen und Schlafen sitzenden Jäger zu, als ich mit vier raschen Postpferden bei einem Wagen vorüberfuhr, aus dem mir ein stöhnender Ruf um Hülfe zu kommen schien.

Doch mein Jäger schien im letzten Nachquartier mehr gewacht, als ausgeruht zu haben. Er hatte nichts gehört; der muntere Postillon aber bemerkte auf weiteres Befragen, daß ihm dies ebenso geschienen, daß der Kutscher, den er übrigens nicht kenne, Eile zu haben scheine, daß er auch bemerkt, wie ein Geistlicher neben demselben gesessen, er aber nicht habe

wahrnehmen können, ob sonst noch Jemand in dem Wagen gefessen habe.

Obgleich die Anwesenheit eines Geistlichen mich als einen guten Christen hätte beruhigen können, wenn wirklich in dem eingeholten Wagen Noth war, so sah ich mich doch näher darnach um, und bemerkte, daß dessen Kutscher jetzt nicht mehr solche Eile hatte, sondern seine Pferde anzuhalten schien, während wir vorausgeilt waren; auch sah ich deutlich einen neben dem Kutscher sitzenden Mann lebhaft in den Wagen sprechen. Mehr konnte ich nicht entdecken.

Der Wagen, der meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, war übrigens ein mit über Reifen gespannter Leinwand bedeckter Kochwagen, wie ihn die Pächter und Geistlichen in Polen gewöhnlich zu haben pflegen, der Kutscher war in einen Mantel gehüllt, ohne vielversprechend auszusehen, und der Mann neben ihm schien wirklich ein Geistlicher zu sein. In das Innere des Wagens konnte ich nicht sehen, auch war die Abenddämmerung bereits stark eingetreten.

Ich war unterdeß schon bedeutend vorausgeilt und hätte beinah das vermeintliche Angstgeschrei für etwas Zufälliges, oder für einen Scherz gehalten,

den sich vielleicht ein junger Offizier hinter dem Rücken des Geistlichen mit einem Frauenzimmer machte, die dort ganz unbemerkt gewesen wäre, wenn sie hätten still halten wollen. Doch konnte ich einer gewissen Ahnung nicht widerstehen, mich zu überzeugen, ob wirklich Veranlassung vorhanden; Hülfe zu leisten. Ich ließ daher halten.

Nicht lange blieb ich in der Erwartung, den folgenden Wagen herankommen zu sehen; vielmehr schien man mein Beobachten schon bemerkt zu haben; denn kaum hatte ich Halt gemacht, als jener Wagen vom Wege ablenkte und rasch einem Kieferwalde zujagte, der sich in der Entfernung von ein paar Tausend Schritten rechts vom Wege hinzog. Ich besand mich unfern der polnischen Grenze in Ostpreußen, der Postillon sagte mir, wenn der Wagen, der mich so sehr beschäftigte, so fortfahre, so könne er binnen einer halben Viertelstunde das polnische Gebiet erreicht haben.

Dies Ueberschreiten der polnischen Grenze ist keine so leichte Sache. Obwol das Königreich Polen nur wenig Wassergrenze, meist aber offnes flaches Land hat, ist doch kein Land schwerer zugänglich als Polen, nur an 18 Orten kann man auf der langen

Strecke von dem Niemen bis zur Przemsa, d. i. von Tilsit bis Ples die Grenze passiren, welche überall von Kosaken besetzt ist. Eine sehr weisse Maßregel. Dadurch ist es der russischen Regierung möglich geworden, sich von dem Gift der Demagogen frei zu halten, welches den ganzen Westen von Europa vergiftet hat. Jene 18 Einlassorte sind mit Schlagbäumen versehen, und den Schlüssel dazu hat der Wachmeister der wachhabenden Kosaken oder ein Lieutenant dieser Grenzbesatzung; denn wenn auch in Festungen die Schlagbäume im Frieden den ganzen Tag offenstehen, so ist doch hier das Königreich den ganzen Tag verschlossen. Hat man dem wachhabenden Kosaken ein kleines Trinkgeld gegeben, um den Befehlshaber der Mannschaft mit dem Schlüssel zu holen, so fordert dieser den Paß und der Reisende wird in die Zollkammer geführt. Hier wird ein großes Buch aufgeschlagen, um zu sehen, ob der Name des Fremden sich darin befindet. Ist dies der Fall, so wird ihm erklärt, er könne als eine dem Reiche verdächtige Person nicht Einlaß finden, oder daß er verhaftet sei, worauf sich sogleich ein Kosak mit in den Wagen setzt und für das weitere Fortkommen nach Warschau ohne Aufenthalt sorgt.

Schade, daß die Herren Börne, Liebenpfeiffer, v. Kottrek und Consorten nicht die Lust anwandelt, nach Warschau zu reisen; sie würden sogleich an der Grenze als alte Bekannte empfangen und für ihr weiteres Unterkommen gesorgt werden.

Findet sich aber der Name des Reisenden in diesem Codex prohibitorum nicht eingetragen, so erfolgt dieselbe Nachforschung in Ansehung seiner Dienerschaft, und wenn sich auch hierbei nichts zu erkennen findet, wird das Gepäck untersucht und besonders nach Briefen und Büchern geforscht. Bei letzteren wird ebenfalls ein anderes großes Buch aufgeschlagen, und wenn sich darin derselbe Titel findet, dem Reisenden eröffnet, daß das Buch confiscirt ist, falls nicht noch andre Strafe darauf steht: steht das mitgebrachte auch nicht in dem Katalog des Zollbeamten, so hat er dennoch das Recht, wenn er seiner Sache nicht recht gewiß ist, dasselbe zurückzubehalten, um bei der Behörde anzufragen, worauf es dann dem Reisenden nachgesendet wird, wenn es nichts Verdächtiges enthält.

In Ansehung aller andern eingebrachten Sachen kann man sich leicht mit einem kleinen Geschenk von allen Weitläufigkeiten befreien; und erst nach Befrei-

tigung aller dieser Formalitäten wird der Paß von der Civil- und der Militärbehörde visirt, worauf in der Hauptstadt des Departements, oder der Wolwodschast dieselben Hörmlichkeiten wiederholt werden. Wer daher das Königreich Polen auf einem andern Wege, als über die bestimmten 18 verschlossenen Punkte, tritt, wird angenommen, als habe er sich der Untersuchung entziehen wollen; er wird verhaftet, nach der Kreisstadt gebracht, und wenn sonst sein Paß in Ordnung ist, mit einer Strafe von einigen Hundert Gulden, oder einigen Tagen Einsperrung entlassen. Hat ein solcher Reisender aber gar etwas Verbotenes bei sich, so wird die sonst schon verwickelte Strafe noch bedeutend verschärft. Lautet sein Paß aber nicht nach Polen, so wird er nach verhältnißmäßiger Bestrafung über die Grenze gebracht.

Diesen Weitläufigkeiten ging ich entgegen, wenn mich mein Eifer, einem vielleicht Hüßbedürftigen zu helfen, über die Grenze geführt hätte; ich mußte daher mit aller Vorsicht zu Werke gehen. Der Possillon war nur nach bedeutenden Versprechungen zu bewegen, von der Strafe abzuweichen, welches auch bei einigen in der Nähe befindlichen Gräben nicht ohne Schwierigkeit zu bewirken war. Doch ließ

ich auf Verzicht meinen Jäger absteigen, der dem zu verfolgenden Wagen den Weg abschneiden sollte.

Doch dieser hatte schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, schien auch der Gegend vollkommen kundig, als er, unsre Verfolgung gewahrend, seinen Lauf aufs äußerste beschleunigte. Auch mein Postillon that sein Möglichstes, allein der bearbeitete Acker hemmte unsre Verfolgung offenbar, und schon meinte der Postillon, man müsse jeden weiteren Versuch aufgeben, als auf einmal, durch einen Graben gehemmt, der verfolgte Wagen eine andre Richtung einschlagen mußte, um demselben so weit entlang zu fahren, bis sich eine taugliche Stelle zum Ueberschreiten desselben finden würde. Dies gab meinem Jäger Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln, er schüßte dem Führer des verfolgten Wagens den Weg ab und machte mit gezogenem Waldmesser einen solchen Lärm, daß jener fluchte und, des schwierigen Terrains ungeachtet, den Graben zu passiren suchte. Behend sprang der Reitschere herab und hielt dem leichten Wagen, die Pferde kletterten den Grabenrand hinab und hinauf wie Katzen, und glücklich war dies Hinderniß überstanden, ehe mein Jäger herankommen konnte.

Mitterweile aber hatte ich mich bedeutend genähert, und da ich bemerkte, daß die Verfolger die Richtung mehr auf mich zu einschlugen, da sie wohl wußten, daß ihnen mein Wagen über den Graben nicht folgen konnte, ließ ich halten, riß eine meiner Keilspistolen aus der am Sitzkasten dazu angebrachten Tasche, und sprang über den Graben. Jene, lediglich auf den näheren Feind, meinen Jäger, aufmerksam, hatten mein Absteigen nicht bemerkt, und so konnte ich Ihnen den Weg abschneiden und mit vorgehaltenem Pistol ein drohendes: Halt! zurufen.

Uebrigens war es mit dem Noedgewehr eben nicht so ängstlich, es war nicht geladen, mein erstes Nachtlager war bei einem Verwandten gewesen, wo ich mich mehrere Tage aufhielt, ich hatte daher verboten, die Pistolen zu laden, damit im fremden Hause kein Unglück geschehe, und nachher war es vergessen worden, auch hatte ich bei meiner Reise durch die Wälder nichts zu befürchten gehabt, und selbst die Nähe der polnischen Grenze hatte mich noch nicht dazu veranlaßt. Straßenraub ist in Polen selten; ein Gewerksweig dieser Art kann nur auf sehr belebten Straßen vorkommen; in diesem Lande dagegen

ist weniger Strenge dabei, denn wenn auch bei Padereisen manche Straßen vorzugsweise befahren werden, so haben doch solche Reisende eine größere Freiheit als in andern Ländern gewöhnlich.

In Polen nämlich sind die gemeinen Leute noch nicht so vernichtet, wie bei uns, der Kutsher und Bediente, der Koch nebst der Kammerjungfer sind gewöhnlich Kinder von Bauern des Gutsherrn, welche ihrer bestimmte Zeit dienen müssen, wie es vorwärts in Preußen auch war. Ich die gute Zeit! damals ward alle Jahre ein Befehltag auf jedem Gute gehalten. Da besahen alle Ältern ihrer Kinder der göttlichen Herrschaft. Diese sagte: Du wirst Pferde, Du Lohse, Du Handlung! Du wirst Glase, Du Hüner, Du Kinder mädchen! Du wirst Geseß, Mittel, Kleider! Mag! Du wirst Kutsher, Du Leut, Du Fesseln, Du Decreten! Du wirst Köchen, Du Vieh, Du Geflügel! Mag. Du wirst zum Ammann, Du zum Beizt, Du zum Jäger! kurz, Jedem ward für das folgende Jahr seine Rolle angewiesen.

Wollte die Herrschaft eine besondere Gnade vor Recht ergehen lassen, so ließ sie sich weit hinausziehen bitten, daß der eine ihrer Unterthanen ein Hand-

werk erlernen, der andre sich auf die Feder legen — d. h. Schreiber werden konnte, oder daß ein Mädchen Dienste in der Stadt suchen, oder dort Putzmachen lernen durfte. Allein stets den Rechten der Herrschaft unbeschadet, welche in frühern Zeiten das Recht zu ganz ungemessenem Hofedienste hatte. Erst als nach und nach die leidige Aufklärung nach dem siebenjährigen Kriege von Frankreich her in Deutschland eingerissen war, erst seitdem hat man angefangen, die Unterthänigkeit immer mehr zu beschränken. Zuerst wurde der Hofedienst auf gewisse Jahre beschränkt. Erst nach Ablauf derselben durften die Kinder der Unterthanen sich anderwärts Dienste suchen. Allein die Herrschaft hatte den Vorzug, wenn sie deren bedurfte, und es konnte nur mit besonderer Bewilligung der Herrschaft geschehen. Wollte ein Unterthan aber dieses Verhältnisses ganz entlassen werden, z. B. in die Stadt ziehen, sich anderswo ankaufen oder auf ein anderes Dorf heirathen, so konnte dies ohne förmliches Loskaufen nicht geschehen, der Losbrief erst machte frei und war eine wichtige Sache.

Die Folgen für die Herrschaft aus diesem Unterthänigkeitsverhältniß lassen sich leicht berechnen.

Bei den frühern ungemessenen Diensten hing es als-
 sein von der Herrschaft ab, wieviel sie ihren Dienst-
 boten Lohn und welche Kost sie ihnen geben wollte;
 da war es dann natürlich, daß die Culturkosten sehr
 unbedeutend waren, daß alles baar eingehende Geld
 für die verkauften Gutserzeugnisse reiner Ueberschuß
 war. Die Losbriefe und andre Erlaubniß: Erthei-
 lungen für die Unterthanen brachten auch baares Geld
 ein, statt daß jetzt jeder Diener wie in der Stadt
 bezahlt werden muß.

Abgerechnet noch die andern Vortheile, welche die
 Herrschaft hatte, die, wenn sie auch nicht in baarer
 Einnahme bestanden, doch baare Ausgaben ersparten;
 und dies ist auch sehr wichtig.

Ich darf nur einen Punkt andeuten. War der
 Gutsherr unverheirathet, so verstand es sich von selbst,
 daß er sich das schönste Mädchen im Dorfe zum
 Stubenmädchen auswählte, sie kostete ihn nicht mehr
 als die andern Dienstboten, etwa 1 oder höchstens
 2 Thaler jährlich. Machte er solchen Leuten hin und
 wieder ein kleines Geschenk von ein paar Groschen
 zu Brantwein, so gingen sie für die gnädige Herrschaft
 durchs Feuer. Dafür hatte der Knecht auch keine
 andern Bedürfnisse, als einen Leinwandtettel im Som-

mer, und wenn es hoch kam, im Winter einen Schafpelz, nebst einer Pudelmütze für das ganze Jahr, welche viele Jahre aushielt.

Im Sommer wurden die Stiefeln geschont, indem die meiste Arbeit barfuß verrichtet wurde. Jetzt ist es anders; der Knecht trägt seinen Mantel von Tuch und Stiefeln das ganze Jahr.

Mein alter Oheim erzählte mir früher mit vielem Wohlbehagen von jener guten alten Zeit. Alle Jahre stattete er ein Stubenmädchen aus. Die eine verheirathete er mit dem Großknecht, die andre mit dem Vogt, die dritte mit dem Jäger, je nach dem er Behagen an ihren Diensten gefunden hatte, und kam er gar erst auf seine Neben-Accessenzien zu sprechen, wie er sie nannte, so war er unerschöpflich. Wenn nämlich ein Mädchen von seinen Sägtern heirathen wollte, so mußte sie erst persönlich um Erlaubniß bitten; wenn er dies nach Umständen, auf wiederholtes Bitten, genehmigt hatte, mußte sie ihm den Bräutigam vorstellen; diesen ermahnte er ernstlich zu treuer Wahrnehmung seiner Pflichten, und ließ ihm einen Schnaps reichen; auch — wenn die Erlaubniß etwas schwer gehalten hatte, machte er ihr ein kleines Geschenk in die Wirthschaft von einem

Bleetel Roggen, oder ein paar Hühnern u. s. w.; der beglückte Bräutigam wußte die Huld des gnädigen Herrn gar nicht genug zu rühmen, und konnte bei den mit allem Ernst vorgetragenen Lehren gar nicht auf den Gedanken kommen, daß bei seiner katholischen Braut in der Beichte bei dem Braut-Examen von dem Rechte der ersten Nacht die Rede gewesen war.

Nachte ich meinen übrigens sehr religiösen Oheim darauf aufmerkfam, ob der Pastor Keel nicht manchmal Veranlassung genommen hätte, ihm das sechste Gebot einzuschärfen, so meinte er, nicht vermögend einen ernsthaften Zug um den Mund zu unterdrücken: freilich hat er mir oft die Hölle heiß gemacht, und mir vorgeworfen, daß ich die Moralität der ganzen Gemeinde untergrabe. Allein ich war doch der gnädige Herr Kirchenpatron, für den er beten mußte, und nie hat er den mir schuldigen Respect aus den Augen gelassen. Jetzt ist leider Alles anders!

Der polnische Aleriker.

Das schwarze Loch, welches ich dem Geistlichen neben dem Kutscher des verfolgten Wagens unter die Nase hielt, vermochte denselben, dem Lepstem, welcher auf die Gefahr hin, eine Kugel aus meiner ungeladenen Pistole nachgeschickt zu erhalten, seine Pferde nach Kräften antrieb, in die Zügel zu fallen, indem er ein Panyu Woga! nach dem andern ausließ. Der Wagen hielt. Auf meine Frage, was es hier gäbe, entgegnete eine kräftige Stimme aus dem Wagen: Nichts als eine geistliche Angelegenheit, die keinen Andern angeht! Das werden wir sehen! erwiderte ich und befahl dem unbekannten Reisenden abzuspringen.

Der Kutscher und sein Nebenmann folgten augenblicklich, allein die schon vernommene Stimme aus dem Wagen, in welchem die Bewegungen eines lebhaften Handgemenges deutlich verspürt wurden, widersetzte sich mit der sehr bestimmt ausgesprochenen Ausrufung: Was will der einzelne Straßendäuber? schlägt ihn todt! Doch unterdeß war mein Jäger herbeigekommen und machte mit seinem Hirschfänger eine bedeutende Oeffnung in die den Wagen ganz verhüllende Leinwand, während ich von vorn den Wagen mit dem gespannten Pistol in der Hand ankürmte.

Hier sah ich eine Person gebunden im Wagen liegen, welcher ein wohlbeleibter Geistlicher den Mund zuhielt, während ein anderer mir mit drohender Gekörbe sich entgegenarbeitete. Doch nahm er bald einen sanftern Ton an, als er von zwei Seiten solchen Ernst sah, und kroch zum Wagen heraus, während der andere seinen Gefangnen fahern ließ und ebenfalls abstieg.

Wer Niemand macht zu entsinnen, dem jage ich diese Kugel durch den Kopf! donnerte ich die drei Schwarzen an und befahl meinem Jäger, den Gegenstand ihrer geistlichen Thätigkeit zu entsinnen.

Bald stieg auch aus dem Wagen ein ebenfalls schwarz gekleideter Jüngling von einnehmenden Gesichtszügen, sanftem Wesen und guten Formen, der mir seinen Dank, meine Knie umfassend, ausdrückte, wenigstens entnahm ich dies aus seinen polnischen Worten, da ich diese Sprache nicht verstehe.

Dies gab dem geistlichen Herrn, welchen ich bereits als den vorlauteften hatte kennen lernen, Gelegenheit, mir entschuldigend zu eröffnen, daß der Gefangne ein polnischer Kleriker sei, der, aus einem Seminar entlaufen, sich durch falsche Atteste in Preußen für einen geweihten Geistlichen ausgegeben habe und von ihnen zurückgeholt werde, um für diese Blasphemie seine gerechte Strafe zu leiden. Auf die Aufforderung, ihren Auftrag hierzu vorzuzeigen, erwiderte der Sprecher mit Salbung: eines solchen bedürfe es nicht für einen Diener der Kirche, welcher solchen Trevel selbst mit Gefahr für seine Person bestrafen lassen müsse. Dieser Kirchenschänder habe mit ungeweihten Händen das Allerheiligste berührt, habe den Altar entweiht, den heiligen Segen mit den hochwürdigsten Gebräuchen mit ruchloser Hand gespendet.

Ich mußte dem Strome dieser Rede in Aufzäh-

lung mehrer solcher Verbrechen Schranken setzen, um von meinem Jäger die Aussage des Gefangnen zu vernehmen, da er, der polnischen Sprache kundig, jenen auf einen Wink von mir einstweilen befragt hatte. Diese lautete dahin, daß der junge Mensch allerdings aus einem Seminar in Polen sich während der polnischen Revolution im Jahre 1831 nach Preußen geflüchtet, weil er gezwungen worden, bei den Rebellen gegen seinen rechtmäßigen und geliebten Kaiser Nikolaus Dienste zu nehmen, daß er dieserhalb den Haß der sogenannten polnischen Patrioten auf sich geladen, und daß diese Geistlichen, gleiche Gefinnungen theilend, sich an ihm durch die größten Gewaltthätigkeiten gerächt hätten und ihn in ein Kloster abliefern wollten.

Ihr Pharisäer! fuhr ich die Zeloten an, das sollt ihr nicht! Ihr habt Menschenraub begangen, dafür erwartet euch der Kerker nach den preussischen Gesetzen auf mehre Jahre; ich werde euch dem Arme der Gerechtigkeit ausliefern! Marsch mit mir in das nächste Dorf, dort sollt ihr bald weiter befördert werden!

Der Sprecher, ein großer starker Mann von unternehmendem Aussehen, schien über die Partie

nachzudenken, welche er ergreifen sollte. Die Anzahl war auf beiden Seiten gleich, da einstweilen auch der Postillon mit meinem Wagen herangekommen war. Wenn es aber auf das Abwägen der gegenseitigen Kräfte ankam, so war der Sprecher wol im Stande, mit seinem starken spanischen Rohre es mit meinem Jäger und dem unbewaffneten Gefangnen aufzunehmen, da er entschlossen genug ausah, ein Jagdmesser zu pariren. Der Kutscher war ebenfalls stämmig genug, um es mit meinem Postillon aufzunehmen; wenn daher die beiden andern Geistlichen mit ihren starken spanischen Röhren sich einem Schusse hätten aussetzen wollen, so konnte eine solche Disposition allerdings den Erfolg zweifelhaft machen bei Leuten, welche zur Ehre Gottes Alles zu wagen bereit schienen. Auch konnte ihnen bei der Nähe der polnischen Grenze leicht Hülfe kommen, welche sich natürlich zuerst gegen mich, als einen Deutschen, zur Vertheidigung ihrer Priester, die dort noch großen Einfluß haben, wenden mußte.

Ich glaubte bei dem augenblicklichen Stutzen des Sprechers und bei einem Seitenblick desselben auf seine Gefährten und die Gegend zu errathen, daß er dachte: ich möchte wol wissen, ob deine Pistole

geladen ist? doch seine Vorsicht mußte ihn vermuthen lassen, mit einem vernünftigen Reisenden zu thun zu haben, der, wenn er einmal ein Schießgewehr mit sich führt, auch für dessen Instandhaltung zum Gebrauch gesorgt haben wird. Er legte sich aufs Bitten und seine Genossen ebenfalls, welche stets auf ihn als ihren Anführer geblickt hatten.

Während ich meinerseits meine Disposition machte, was hierbei anzufangen, erfuhr ich, daß der Sprecher Pfarrer in dem eine Viertelmelle von der Grenze entfernten polnischen Städtchen, ich glaube Namens Bejileclawice sei; der Geistliche, welcher neben dem Kutscher gesessen hatte, war dessen Kaplan, und der dicke Geistliche, welcher dem armen gebundenen Gefangnen so tapfer den Mund zugehalten hatte, war Kaplan in einem benachbarten preussischen Dorfe. Der Kutscher gehörte dem Sprecher an.

An dem Kutscher war mir nichts gelegen, ich befaß ihm daher, sobald als möglich auf die preussische Seite zu mir aus den Augen zu gehen, mit dem Versprechen, ihn mit einer Kugel zu bewillkommen, wenn er sich wiederblicken liesse. Die andern geistlichen Herren nöthigte ich in ihren Wagen, nachdem die Decke herabgerissen war, und gab

ihnen den Postillon zum Wagenlenker, während ich meinen Wagen durch den Jäger fahren ließ. Den besreiten Jüngling bewaffnete ich mit meiner zweiten Pistole und rüstete mich mit dem Hirschfänger meines Jägers noch vollständiger aus, indem ich den drei Gefangnen bemerklich machte, daß der erste Versuch zur Flucht mit Kugeln geahndet werden würde, und mit dem Besreiten nebenher ging, mir jedoch die polnische Seite absichtlich ausgesucht hatte, weil dort für meine Gefangnen die Hoffnung des Entkommens leichter war.

Meine Gefangnen waren übrigens mehr zur Regenwehr als zur Flucht ausgerüstet. Die polnischen Geistlichen tragen nämlich stets ein langes, eng anschließendes schwarzes Gewand, welches mit kleinen Knöpfen von oben bis unten zugeknöpft ist, wie bei den französischen Geistlichen, nur daß diese letztern an dem Gewande eine Schleppe tragen, welche sie gewöhnlich in die Tasche stecken. Meine Gefangnen hatten nun zwar nicht *la queue en poche*, aber dennoch hätte ihr enges langes Gewand sie am Entspringen gehindert. Ihre starken Röbre mußten sie natürlich wegwerfen, von denen sich mein Schützling mit einem ausrüsten mußte. Er nahm aber aus

Vorsicht davon zwei, und bemerkte ich im Drange der Begebenheit doch, daß derselbe zwei Stücke aufhob, an denen die stärksten goldenen Knöpfe waren.

So setzte sich der Zug in Marsch, während die Gefangnen mit Bitten um Gnade fortfuhren. Auch der befreite Jüngling bat für seine Verfolger und zwar so dringend, daß ich wirklich auf den Gedanken kam, Gnade für Alle ergehen zu lassen. Doch ein solches Verbrechen durfte nicht ungeahndet hingehen, und dabei eine solche Verletzung der deutschen Grenze, wobei mir aus einem alten Buche von der Schule der der Spruch einfiel:

Confinia —

Infestant conjuncta suis gens

Perfida Sclavi.

Ich commandirte daher fortwährend Marsch, Marsch! doch da der Jüngling bat und bemerkte, daß dies für sein eignes Schicksal höchst wünschenswerth sei, gab ich nach, da ich die Verbrecher doch finden konnte und der Theilnehmer aus Preußen selbst der Abhandlung der Gesetze nicht entgehen konnte, welcher überdies, wie ich erfuhr, Mönch in einem polnischen Kloster gewesen, aber während der Revolution den Rebellen gefolgt war, um sie zum Kampfe gegen ihren

rechtmäßigen Kaiser zu entflammen, nachher aber über Strasburg in Ostpreußen mit dem Ribinski'schen Heere entweichen mußte, wo er als nichtcombattant bei einem Geistlichen sein Unterkommen fand und später in dem Königreich Preußen bei dem Mangel an katholischen Priestern Kaplan ward.

Ich ließ mich daher erbitten und befahl ihnen unter der gewöhnlichen Verwarnung, sofort die Grenze zu gewinnen, nachdem sie ihrem Gefangnen alles Eigenthum zurückgegeben hatten, da mir ihre Strafe doch gewiß schien, auch die Ablieferung an die preussischen Behörden mich in viele Weitläufigkeiten verwickelt haben würde und ich überhaupt vor den preussischen Juristen eine gewisse Scheu habe. Denn unerschöpflich sind sie mit ihren Höflichkeiten und auf das Ende scheint es ihnen nicht anzukommen, für den Nichtjuristen zum Verzeihen.

Diese Scheu vor Geschäften mit Juristen ist mir übrigens wahrscheinlich angeboren, denn mein Vater hatte aus dem Concurse eines Grafen die Summe von 200,000 Thälern zu erhalten, die zur ersten Hypothek auf seiner Herrschaft eingetragen war. Er war drei Jahre alt, als dieser Concurse ausbrach, er erwuchs, nahm ein Weib (meine Mut-

ter), zeugte Kinder, und ich war drei Jahre alt, als endlich das erste Erkenntniß erfolgte, welches die Ordnung bestimmte, nach welcher die Gläubiger befriedigt werden sollten; mein Vater starb, ehe diese Ordnung rechtskräftig ward, dies geschah endlich, als ich Fähnrich wurde. Nach meiner Beförderung zum Premierlieutenant ward mir auf vielfache Beschwerde zur Nachricht, daß der Vertheilungsplan entworfen werden sollte. Einige Besuche meines Oekonomiedirectors bei dem Calculator, von denen er stets leichter zurückkam, machten es möglich, daß der Vertheilungsplan endlich vorgelegt ward, als ich es zum Hauptmann gebracht hatte. Doch da sich im Verlauf der vielen Jahre manche Verhältnisse geändert hatten, kam es zum Prozeß, und ehe dieser der mich nicht im mindesten, sondern nur einige zuletzt stehende und gar nicht zur Hebung kommende Gläubiger betraf, durch alle drei Instanzen gegangen war, hatte ich mehrere Feldzüge gemacht und meine ländliche Ruhe ward durch die Nachricht unterbrochen, daß sich in Ansehung meiner Forderung nichts geändert, sondern nach dem alten Vertheilungsplane die Ausschüttung der Masse erfolgen sollte. Ich wartete darauf ein paar Jahre vergeblich, endlich fand sich, daß ein

Thcil der zu vertheilenden Masse aus dem Depositum auf ein von der Landschaft zu hoch abgeschätztes Landgut ausgethan worden und bei der öffentlichen Versteigerung ausgefallen war.

Nun fing ein neuer Prozeß an über die Art, wie der Ueberschuss dieser Masse unter die sämtlichen Gläubiger zu vertheilen sei, und dieser würde wahrscheinlich noch fortdauern, meine Kinder würden vielleicht dessen Ende und, wenn nicht ein neues Unglück dazwischenkommt, meine Kindeskinde die Auszahlung des etwa dann noch vorhandenen Geldes erleben, wenn der Justizminister nicht ein Ende gemacht hätte. Die Juristen bewiesen zwar, daß Alles in bester Form Rechtens hergegangen und daß ich ein muthwilliger Quakulant sei, wie sie Leute nennen, die ihre Sachen selbst wahrnehmen; allein der Minister drang doch durch, dafür nennen sie ihn einen Aristokraten, weil das Geld mir gehörte. Ich glaube zwar, er hätte ebenso gehandelt, wenn dies Geld einem Bettler gehört hätte; aber wer wird sich mit Juristen einlassen, die haben stets die Hintertür der Form und stets rufen sie: *Fiati justitia*.

Doch man muß auch die Rehrseite dieser Einrichtung betrachten. Sie hatte das Gute, daß man-

cher Erbskling erlauchter Ahnen bei seinem Eigenthum geschützt wurde. Sonst klagten die Schuster und Schneider ein paar Thaler ein und erst nach Jahren kam es zur Execution, sodas der ermüdete Gläubiger sich endlich mit einer Kleinigkeit abfinden ließ. Noch besser war es bei Subhastationen, da dauerte es viele Jahre, ehe der Jude, welcher die erste Hypothek besaß, es zum öffentlichen Verkauf des von den Altvordern überkommenen adeligen Erbes bringen konnte. Jetzt leider sind neue Gesetze erschienen, welche es möglich machen, daß der Gutsbesitzer bald aus seinem Eigenthum geworfen werden kann, vielleicht zu Gunsten eines Juden, der die erste Hypothek ums halbe Geld gekauft hat.

Kurz, in jeder Beziehung ist es schlimm, mit der Gerechtigkeit etwas zu thun zu haben, und diese Rücksicht bestimmte mich auch, meine Beute fahren zu lassen.

Meinem Schüßling bot ich einen Platz in meinem Wagen an, wobei ich die Nebenabsicht hatte, seine Schicksale zu erfahren; er bat aber so dringend, ihn zu entlassen, daß ich ihn, mit einigen Goldstücken beschenkt, verabschiedete. Ich habe ihn seitdem nie wiedergesehen.

Der Propst in M

Der polnische Kleriker hatte mir bei seinem dankerfüllten rührenden Abschiede den auf einem benachbarten Hügel sich malerisch erhebenden Kirchturm als den Ort bezeichnet, wo ich von dem Propst, den er mir als seinen ihm ewig unvergeßlichen Wohlthäter bezeichnete, seine Schicksale erfahren könnte, da mir daran viel gelegen schien, mit der Bitte, jenem würdigen Geistlichen von seiner Befreiung Kunde zu geben. Ich hatte daher Veranlassung genug, fürs Erste von meinem Wege abzulenken und den nach dem bezeichneten Dorfe einzuschlagen.

Gern würde ich den Namen dieses, eine starke Tagereise von der Weichsel entfernten Dorfes

nennen, wenn ich nicht besorgte, den braven Propst mit der Gerechtigkeit in Verwickelung zu bringen, dafern die Diener derselben etwa in ihrer Weisheit am grünen Tische ermessen sollten, daß er eigentlich das von den Fremden verübte Verbrechen hätte verhindern sollen.

Ich hielt vor der Pfarce an und ließ mich bei dem Propst melden. Dieser folgte meinem, mit der Einladung, einzutreten, zurückkehrenden Jäger auf dem Fuße nach, um mich an der Schwelle seines recht wohnlich aussehenden Hauses zu empfangen. Ich habe überhaupt gefunden, daß die katholischen Geistlichen *vu' meze* Takt im Umgange mit Leuten meines Standes zeigen als die evangelischen. Diese letztern sind entweder süßlich kriechend — nicht unterwürfig, wie es von Herzen gehen sollte — oder kalt verlegen, daß man ihnen ansieht, wie sie zur wahren Unterthänigkeit, Dank sei es der bis auf die entferntesten Dörfer verbreiteten Aufklärung schon zu dünnlich sind.

Kurz, unser Propst empfing mich auf eine Weise, daß er weder mir, noch seiner Würde etwas vergab; der katholische Geistliche, gewohnt, Vornehm und Gehring vor dem in seiner Hand erhobenen Hochwürdig-

ßen auf die Knie fallen zu sehen, behält immer Et-
was von der Haltung bei, die ihm erlaube, sich selbst
auch einen Theil dieser Huldigung zuzuschreiben.
Mit wahrer Gastlichkeit — die ebenfalls da mehr
stattfindet, wo für keine zahlreiche Kinder, wie
bei den evangelischen Geistlichen, zu sorgen ist —
ward ich in ein freundliches Zimmer genöthigt, wo
ich zwar ebenfalls weniger Bücher, als gewöhnlich
bei seinen nicht-katholischen Amtsbrüdern, aber mehr
Wohlstand bemerkte. Die Nachricht von der Er-
rettung meines Schüglings machte ihm wahre Freude,
und mit herzlichem Wohlwollen wünschte er ihm
glückliche Reise, da ich ihn über den Punkt des ihm
fehlenden Reisegeldes beruhigt hatte.

Meine Bitte um die Mittheilung Dessen, was
ihm von dem Geretteten bekannt sei, wollte er nur
unter der freundlichen Bedingung erfüllen, daß ich
die Nacht, welche schon stark hereingebrochen war,
bei ihm zubrächte, da es bis auf die nächste Station
noch weit, dort aber kein ordentliches Unterkommen
sei; weshalb er wagen dürfte, mir sein Haus zur
Verfügung zu stellen, den Punkt, daß ich es wol be-
sessen gewohnt sei, mit einer gewissen vornehmen Reich-
thigkeit berührend. Ich fand Bewirthung und Nacht.

lager recht gut und lasse meinen freundlichen Wirth reden, in welcher Art er meine Neugiede befriedigte.

Unsere polnischen Nachbarn, ein unruhiges Volk, hatten es unter Kaiser Alexander zu gut, sie sannem auf fortwährendem Verrath, bis sie endlich den bekannten Aufstand im Jahre 1830 unternahmen. Ich war mehrfach davon unterrichtet worden, indem manche der polnischen Patrioten aus Gewissenhaftigkeit bei ihrem Auftreten zu mir, wenn auch nicht in der Beichte, wovon ich nicht sprechen würde, aber doch anderweit Rath verlangten; besonders aber jüngere Geistliche, welche nicht wußten, was sie zu thun hätten, wenn ihnen bestimmte Thatfachen angezeigt werden möchten, und es sich darum handelte, ein Unglück zu verhüten, ohne das Geheimniß der Beichte zu verletzen. Denn was würde aus unserm heiligen Sacrament der Beichte werden, wenn sie nicht als ein unverletzbares Geheimniß angesehen würde, welches der heilige Johannes Nepomucanus mit seinem Tode besiegelt hat.

Dennoch glaubte ich dem Ausbruch nicht so nahe, weil ein bekannter Patriot, der Graf v. Stranitzki, welcher als Adjutant des Großfürsten Konstantin erst nach Rußland geschickt worden war, mir wieder-

holt versichert hatte, daß die Stimmung der russischen Armee und der russischen Magnaten ihm sehr genau dahin bekannt sei, daß es in Rußland zu einer Thronumwälzung kommen müsse, sobald ein längerer Friede stände. Der russische Adel verlange mehr Unumschränktheit auf seinen großen Gütern, und wenn auch die Gouverneurs den reichen Adel eben nicht sehr genierten, so wünschte man sich doch die Rechte wieder zurück, welche der altrussische Adel vor Peter dem Großen gehabt hatte. Darum dürfe man keines Aufstandes in Polen, man dürfe nur noch ein paar Jahre warten.

Dennoch brach die Revolution gegen den Willen der alten Patrioten und des stehenden Heeres aus, lediglich durch einige junge Leute veranlaßt. Aber der überall vorhandene Zündstoff fing sogleich Feuer und die helle Flamme der Empörung loderte überall auf. Bei dem unverwundbaren Hasse der Polen gegen die Deutschen, der sich schon seit Jahrhunderten, schon aus den Zeiten herstreift, wo die Polen Deutschland stets mit Krieg überzogen, waren wir Grenzbewohner vor Gewaltthätigkeiten sehr besorgt. Wer wollte uns schützen, wenn es einem benachbarten polnischen Gutbesitzer einfiel, mit 50 Bauern, die lieber

zur Plünderung, als auf Robot gingen, unfere Pferde und unfere Geld mitzunehmen, ehe er sich zu der Insurrectionsarmee begab? Doch endlich kam ein Grenzcommando unfere Truppen zu unserm Schutze an.

Damals hatten wir Gelegenheit, hier Flüchtlinge aller Art zu sehen. Zuerst die Kosaken von der Grenzbesatzung, welche uns als Reisende hinreichend belästigt hatten. Sie fanden bei uns gastliche Aufnahme und Schutz, weil ihr Kaiser Schwiegersohn unfers Königs ist. Auch kamen Deutsche zu uns herüber, welche aufs grausamste von den Polen verfolgt wurden, weil sie in den toilen Enthusiasmus der Revolution nicht einstimmen wollten. Aus gleichem Grunde fanden sich auch Polen ein, jedoch selten, weil diese es besser verstehen, jede Rolle zu spielen.

Unter dem flüchtigen Polen befand sich auch der junge Kieriker, den Em. Gnaden von einer grausamen Verfolgung errettet haben. Er stellte sich mir als einen Seminaristen aus Beacylawod oder Wratistlau — ich weiß mich in die polnische Geographie nicht recht zu finden — vor, welcher an der Ummwälzung in seinem Vaterlande nicht habe theilnehmen wollen. Auch enthielt sein Paß des perussischen Landraths, daß Inhaber — dessen Signalement auf ihn paßte —

Polen verlassen, um seinem rechtmäßigen Landesherren treu zu bleiben. Er erzählte, daß alle seine Mitschüler gezwungen worden wären, dem Herrn der Rebellien als Feldpatres zu folgen; er sei von seinem Regiment unter dem Vorwande, wegen Krankheit zurückbleiben zu müssen, glücklich entkommen, und habe sich meist in der Nacht und unter mancherlei Gefahren bis an die perusische Grenze begeben, wo er in Betracht seines guten Zweckes gut aufgenommen und mit einem Paß versehen worden sei, um sich ein Unterkommen zu suchen.

Ich fand den jungen Menschen bei seinem empfehlenden Aeußern der Unterstützung werth: bot ihm mein Haus und meinen Tisch an, und so blieb er gegen zwei Jahre bei mir. Er beobachtete die Vorschriften der Kirche und seines Standes genau, wies sich durch eine besiegelte Urkunde als Minorist aus, das heißt, daß er die drei niedern Weihen des Geistlichen erhalten hatte. Er betete fleißig, war fromm und eifrig mit seinem Studium beschäftigt. Seine Lieblingsunterhaltung war das Ausarbeiten von Predigten; nebenbei half er mir in meinen Wirtschaftsgeschäften. Das ganze Haus, das ganze Dorf liebte ihn.

Der Herrut Ekefi im benachbarten polnischen
 Zudeben besuchte mich manchmal mit seinem Kaplan
 Nimejewski, dabei kamen sie ihren Landsmann,
 den jungen Richter, Romanus Nischkiewski, kennen,
 der sich hier schon ganz heimisch hatte: sitzen kamen.
 Heftig waren die Vermuthungen, in die jene gegen
 ihn aufbrachen, daß er der gute Vater, dem Vater-
 lande, unrein gewesen und nicht an dem Aus-
 zuge gegen die Russen Theil genommen. Ich sagte
 ihnen unfehl zu Gemüthe, daß das Reich des Oest-
 lichen nicht von dieser Welt sei, daß man dem Kai-
 ser gehorchen müsse, was der Kaiser sei, und was mir
 sonst meine Uebersetzung einfiel. Unfehl! solche
 weltliche Panaxie versteht man nicht. Dazu kam
 später noch der Wlach Antonius aus dem Hocher-
 ster Kloster zu Lomow, welcher als Zeltpergk vor
 den Russen hieher flüchten mußte und jetzt an der
 Kirche meines Nachbarn als Kaplan angestellt ist.
 Alle Drei haben dem armen Nischkiewski manches
 Glas Wein, das wir miteinander tranken, mit Galle
 versetzt.

Nachdem in Polen längt die Ruhe hergestellt
 war, mußte darauf getrachtet werden, den jungen Ri-
 chter in seinem Berufe weiter zu sichern. Es wies

vielleicht nicht unmöglich gewesen, demselben die Aufnahme in ein preussisches Seminar zu erwirken, obwohl er Ausländer war, da es in Preußen an katholischen Geistlichen mangelt und auf jede Weise von der Regierung das Studium der Gottesgelahrtheit befördert wird. Allein bei den von ihm abgelegten Proben seiner Anhänglichkeit an seinen legitimen Fürsten konnte er um so eher eine gute Versorgung im Vaterlande erwarten; ich versah ihn daher mit Empfehlungen, Geld und Paß zur Rückkehr in sein Seminar.

Ein Jahr nach seiner Abreise erhielt ich ein Schreiben von ihm, worin er mir die üble Behandlung klagte, welche er bei seiner Rückkehr von seinen Landsleuten und den Geistlichen insbesondere zu leiden gehabt; daß er große Schwierigkeiten gefunden, wieder in das Seminar aufgenommen zu werden, obwohl der Fürst von Warschau, als Statthalter von Polen, dies selbst befohlen gehabt hätte. Endlich sei ihm dies jetzt gelungen; er wollte nun mit verdoppeltem Eifer studiren, um recht bald die höheren Beihen zu erhalten.

Ein Jahr später schrieb mir Niesobittowski, daß er nunmehr bald die Hoffnung habe, die höheren

Weihen zu erhalten, daß er mich aber, da ich ihn schon mit theologischen Büchern unterstützt hätte, um Übersendung einiger das heilige Messopfer abhandelnden Bücher bitten müsse, wozu er mir eine Gelegenheit durch einen Zollbeamten an der Grenze, seinen Vetter, nachwies. Auch diese Bücher übersandte ich ihm mit den besten Segenswünschen.

Ein Jahr später erwartete ich seine Anzeige über erfolgte Weihung zum Priester; doch er kam selbst, es sind etwa drei Monate. Mein Erstaunen darüber besetzte er mit der Versicherung, daß er nunmehr alle geistlichen Verrichtungen vollziehen könne, und wisse, daß ich einer Hülfe bedürfe; ihn führe daher Dankbarkeit zu mir, um mir seine Dienste anzubieten, um so mehr, da ihm der Mangel an Geistlichen in meiner Gegend bekannt sei. Er wies sich durch eine mit dem Siegel der geistlichen Behörde versehene Urkunde aus, daß er wirklich die höheren geistlichen Weihen erhalten hatte.

Ich nahm den nunmehr mir noch näher stehenden Mesobitowski wieder herzlich bei mir auf und bereitete Alles vor, daß er seine erste Messe lesen sollte: dies ist eine in der katholischen Kirche bedeutende Freiheit, daher sie erst am nächsten Sonntage er-

folgen sollte. Die erste Messe eines Geistlichen nach der Ordination durch den Bischof wird für besonders heilig und der Segen eines solchen Geistlichen für besonders wirksam gefunden, daher in der ganzen Nachbarschaft dieserhalb Ankündigungen geschehen indem die Gläubigen zu einer solchen Primizmesse weit und breit herbeiströmen.

Pater Antonius war natürlich ebenfalls davon in Kenntniß gesetzt worden; sogleich hatte er in seinem Haffe gegen den, seiner Meinung nach, nicht polnisch genug gesinnten Niesobitowski mit seinen Collegien zu Rojeslawice Rath gepflogen, wie sie an ihm sich rächen könnten. Sie kamen daher vor vier Wochen zu mir, eröffneten mir, daß sie nicht glaubten, wie der Niesobitowski die Ordination erhalten, und daß ich ihnen seine Papiere ausliefern möchte. Ich verweigerte dies mit Festigkeit, worauf sie wenigstens ein Zeugniß von mir verlangten, daß Niesobitowski sich für einen Priester ausgegeben und schon den einfachen Segen gespendet habe. Nach vielem Weigern versprach ich ihnen endlich ein Zeugniß über den fraglichen Gegenstand zu senden, worauf sie mich verließen, mit dem Bemerken, sie würden an das Seminar Niesobitowski's schreiben, um Nachricht ein-

zuglehen. Ich überfandte dem Pfarrer Eisecky nach einigen Tagen ein Attest, welches folgende Worte enthielt:

Nichtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!

Cura te non me!

Augustinus.

Die Ehetrennung.

Der würdige Propst — der mich mit wahrhaft patriarchalischer Gastlichkeit aufgenommen hatte — glaubte mich zu ermuntern, wenn er noch am späten Abend mit so genauer Darstellung der Begegnisse seines geistlichen Schütlings fortführe; er sagte mir daher nur noch kurz, wie er geglaubt, daß seine Herren Amtsbrüder sich mit der erhaltenen Relation begnügt hätten, daß sie aber frühmorgens angekommen wären und ein Schreiben des Pater Rector des Seminarii, dem Niesobitomski angehört, vorgelegt hätten, nach welchem derselbe dort keineswegs die höhern Weihen empfangen, sondern wahrscheinlich falsche Documente darüber angefertigt hätte, auch

dürfte er vielleicht dazu die Papiere eines Geistlichen Nisowladowski benutzt haben, welcher dieselben seit längerer Zeit vermiste.

Da Nisowitowski in einer Schule auf dem benachbarten Dorfe beschäftigt war, suchten die drei fremden Geistlichen ohne alle Erlaubniß des Hausherrn alle Sachen des Verfolgten durch; da sie aber nichts fanden, was sie befriedigte, holten sie ihn selbst herbei und rissen ihm, sobald er in dem Hause des Propstes angekommen war, die Kleider vom Leibe, wobei sie seiner Papiere habhaft wurden. Hieraus wollten sie beweisen, daß der Name durch Rabieren eine künstliche Veränderung erlitten, und obwohl Nisowitowski fortwährend seine Unschuld behauptete, so ließ ihn doch der Pfarrer Lisiecki mit Füßen, der Kaplan Niemojewski schlug ihn ins Gesicht, und als er entkräftet zu Boden sank, band ihm der Mönch Antonius die Hände und Füße mit heiligem Eifer zusammen.

So schleppten ihn die drei geistlichen Herren in den Wagen und eilten mit ihm davon.

Das Uebrige weiß der Leser.

Aber, fragte ich meinen freundlichen Wirth, wie konnten Sie eine solche barbarische Handlung zugehen?

Erhen Ew. Gnaden sich in meine Lage, war die Antwort; erstaunt über die gegen meinen Schützling beigebrachten Beweise, wußte ich wirklich nicht, ob er in der That schuldig sei; dies mochte mir den Muth nehmen, mehr Widerstand zu leisten. Auch setzt meine Lage an der Grenze mich tausend Gefahren aus, und hätte ich auch für die Folge die Polen, meine bösen Nachbarn, weniger zu fürchten, so war ich doch für den Augenblick der schwächere Theil. Außer mir war kein männliches Wesen im Hause, das Dorf entfernt, und ein Mann wie Liseczki ist zu Allem fähig. Gott sei Dank, daß der arme Mensch gerettet ist, aber doch ist sein Schicksal noch nicht gesichert, denn dies saubre Kleeblatt wird in seinem politischen Fanatismus ihm überall nachspüren und den religiösen Fanatismus zu seinen Zwecken missbrauchen. Auch scheint mir die Schuld des jungen Menschen aus seinem Widerwillen, Ew. Gnaden zu mir zu geleiten, hervorzugehen.

Nach alle dem Guten, das ich von unserm gemeinschaftlichen Schützling gehört, konnte ich mich schwer davon überzeugen; um so mehr, da mein Propst Gelegenheit gehabt hatte, ihn so lange in allen Lagen des Lebens kennen zu lernen. Er hält

ihn für einen durchaus moralischen Menschen, nur eine fixe Idee hatte er, die, sobald als möglich Priester zu werden. Doch erzählte mir mein Wirth noch etwas, das ihm selbst aufgefallen war, daß nämlich Mesobitowski seinen Namen in mehre Bücher seines Wirthes eingeschrieben. Ich konnte nach Allem, was ich gesehen und gehört, nur mit dem Lehrtorn sagen:

Wachtet nicht und ihr werdet auch nicht gerichtet!

Da ich einmal mit dem geistlichen Herrn so gut bekannt geworden war, bat ich ihn um Aufschluß über eine Sache, die mich öfters beschäftigt hatte, die mir aber bisher noch Niemand genügend hatte erklären können: nämlich woher es kommt, daß in Polen die Geistlichen weniger Schwierigkeiten bei Trauungen geschiedner Personen machen als in Deutschland. Mir war selbst der Fall bei einem nahen Verwandten vorgekommen. Er war von seiner Frau geschieden worden; Beide der evangelischen Confession zugehörig, hätten sich ohne Schwierigkeiten wieder verheirathet können, allein aus Zufall heirathet die geschiedne Frau einen katholischen Mann. Diesem wird die priesterliche Einsegnung von seinem Pfarrer verweigert, weil er schon verheirathet gewesen; er ließ

sich daher bei dem evangelischen Pfarrer der Braut trauen, aber noch ist er im Kirchenbann. Der geschiedne Mann dagegen verliebt sich in eine Katholikin — gleiche Schwierigkeiten. Allein sie gehen nach dem Großherzogthum Posen, nehmen dort scheinbar ihr Domicil und die priesterliche Einsegnung erfolgt ohne Weiteres.

Der wohlerfahrene Pfarrherr erklärte mir dies genügend, nachdem ich vergeblich schon viele Juristen und evangelische Theologen deshalb befragt hatte, da mir die gewöhnliche Antwort, mit Geld lasse sich in Polen Alles machen, nicht ausreichend schien, indem dort unter der jetzigen preussischen Verwaltung Unregelmäßigkeiten keiner Art gestattet werden. Auch war dies keine Unregelmäßigkeit, sondern lag in den Verordnungen, welche auf dem Concilium zu Trient über die Förmlichkeiten der Ehe beschlossen worden sind. Diese Kirchenversammlung hatte angenommen, daß in den Ländern, wo die Katholiken mit Protestanten vermischt leben, die Ehe der Letztern auch einige Rücksicht verdiene, wenn nicht die größte Unordnung daraus entstehen sollte. Sowie daher die katholische Kirche die Taufe der Ketzer für eine christliche Taufe gelten läßt, ebenso nahm man für diese

Länder an, daß auch die Ehen der Protestanten wahre Ehen wären. Dagegen ließ man für die Länder, wo die katholische Religion die herrschende ist, die alten Canones fortbestehen, daß Kezer so wenig wie Heiden eine wahre Ehe eingehen könnten.

In Polen war das Concilium von Trient ebenfalls nicht angenommen worden, daher auf die protestantischen Ehen gar keine Rücksicht genommen werden durfte. Erst vor Kurzem ist durch folgende erzbischöfliche Verordnung in Betreff der Trauung geschiedner Personen für das Großherzogthum Posen das Tridentinum angenommen worden:

„Es haben sich Fälle ereignet, daß die Herren Pfarrverweser geschiednen Personen oder Personen, die im geistlichen Gerichte das Erkenntniß erster Instanz erhielten, welches das Ehebündniß als ungültig vollzogen und mithin nicht vorhanden erklärte, oder auch Personen evangelischer Confession, die durch Erkenntniß des Civilgerichts geschieden waren, anderweitig Ehebündnisse zu schließen erlaubten und solche in der katholischen Kirche einsegneten, wofür sie auf Grund des Kirchengerichts zur Untersuchung und Verantwortung gezogen werden mußten. Um daher in dieser Hinsicht allen Zwei-

sein und den daraus entstehenden Fehlgriffen gegen das Kirchenrecht zuvorkommen, wird verordnet:

Was das Erste anbelangt, mit Hinweisung auf die Verordnung Benedict XIV., welche mit diesen Worten anfängt: *Dei miseratione*: daß die Herren Pfarrverweser zur Einsegnung eines anderweitigen Ehebündnisses der im geistlichen Gerichte geschiednen Personen nicht eher schreiten dürfen, bevor selbige nicht zwei gleichlautende Erkenntnisse, die ihre erste Ehe für ungültig erklären, vorgezeigt und zugleich zur Ueberzeugung davon die Zeugnisse von dem vorgesezten Consistorio und ihrer Rechtskraft eingehändigt erhalten.

Im zweiten Falle ist es aus dem Kirchenrechte bekannt, daß die Protestanten ihre Ehebündnisse gültig schließen, obchon *extra ecclesiam catholicam*, und daß diese Kirche ohne Rücksicht, ob sie ein Sacrament sei oder nicht, sie *jure divino* für indissolubilia betrachtet, zu welcher Erfüllung des Gesetzes selbst die Evangelischen verbunden sind (*Conc. Trident. Sess. 24. Cap. I.*). Daher sind die Herren Pfarrverweser verpflichtet, wenn eine Person genannten Bekenntnisses, die bürgerlich geschieden ist, sich zur Einsegnung eines anderweitigen Ehebündnisses

mit einer Person des katholischen Glaubensbekenntnisses meldet, sich dieses Actes zu enthalten, und bei Vorstellung der obwaltenden Umstände von dem vorgesetzten Consistorio die Erlaubniß dazu einzuholen.

Diese unsere Verordnung wolle der Herr Decan *via cursoria* zur Nachricht und Einschreibung in die Kirchenacten herumsenden, mit der Verwarnung, daß ein Vergehen in dieser Beziehung nach den Vorschriften des Gesetzes gestraft werden wird, und zugleich sein Umlaufschreiben, mit der Unterschrift der Intendenten versehen, hiezu unsern Acten einseihen.

Posen, den 18. November 1835.

Das erzbischöfliche Generalconsistorium.

F. Klindtz.

Seit dieser Verordnung ist den geschiednen Eheleuten der Ausweg, sich in jener Provinz katholisch Frauen zu lassen, ebenfalls abgeschnitten. Aber dennoch ist dort noch das günstigste Terrain für katholische Eheleute, um geschieden zu werden, wie ich ebenfalls von meinem geistlichen Wirth erfuhr. Wenn daher eine meiner Leserinnen in den Fall kommt, eine Trennung von dem bisherigen Ehemann und eine Verbindung mit einem andern, auf gesetzlichem

Wege und ohne Streitigkeit mit ihrem Reichsvater, zu wünschen, so darf sie nur beachten, was ich hier erfahren habe.

In Polen war die Gewalt der Geistlichen nie eine politische, die untergeordneten Geistlichen mochten über die untergeordneten Gewissen herrschen; aber bei den bedeutenden Männern, welche Polens Schicksal lenkten, war die Religion stets Nebensache; selbst die Geistlichen waren zuerst Polen, und dann erst Geistliche. In Polen war aber stets nur der Adel die Nation; schon Rousseau sagte:

En Pologne la noblesse est tout, le bourgeois n'est rien, et le paysan moins que rien.

Es kamen auch nur Ehescheidungen bei dem Adel vor; dieser fand aber die Geistlichkeit gegen seine Wünsche stets nachgiebig. Nicht als wenn sie gegen ihr Gewissen gehandelt hätte, aber sie war so klug, die kirchlichen Gesetze zum Vortheil der Machthaber anzuwenden, wogegen der gewissenhafte Geistliche in Deutschland solche Hintertüren, welche das Gesetz offen hält, vor dem Laien zu verheimlichen sucht. Doch kann dies manchmal mit dem besten Willen nicht vermieden werden.

Das war, belehrte mich mein geistlicher Herr

weiter, der Fall bei dem Grafen W. am Rhein, welcher ebenso wie seine Frau die Scheidung wünschte. Man befragte daher, nachdem alle Advokaten umsonst Gutachten ertheilt hatten, einen nicht ganz gewissenhaften Geistlichen; dessen Rath zufolge erklärte die Gräfin: mein Gewissen läßt mir nicht zu, mit meinem Manne länger zu leben, da er vor meiner Verheirathung der Liebhaber meiner Mutter gewesen ist; ich trage daher auf Nichtigkeitserklärung unsrer Ehe an. Der Mann gesteht dies als verklagter Theil zu. Der Verteidiger des Ehestandes bei dem geistlichen Gericht wendet ein: das Eingeständniß wird in Ehesachen nicht angenommen, es muß Alles anderweit bewiesen werden. Der Beweis durch Zeugen und Briefe von der durch Schreibverständige (wie in dem La Roncière'schen Prozeß) anerkannten Hand der Mutter der Klägerin fällt zu Gunsten der Letztern aus. Das geistliche Gericht mußte daher nach den geistlichen Befehlen und nach dem geistlichen Gewissen für Recht erkennen, daß dieser Ehe ein solches Ehehinderniß entgegengestanden, daß gar keine gültige Ehe habe eingegangen werden können, daher auch keine Ehe bestanden habe; beide Eheleute konnten daher wieder heirathen.

Ebenso machte es Napoleon; er war zu gewissenhaft, mit seiner Josephine länger zu leben, und ließ beweisen, daß sie früher die Geliebte seines Bruders Joseph gewesen war. Mithin hatte keine Ehe stattgefunden und ihn konnte eine Prinzessin aus einem Hause heirathen, welches in Ansehung des religiösen Gewissens stets als unangetastet dagestanden hat.

Ich konnte mich hierbei nicht enthalten, meinem Wirth eine Frage vorzulegen, von der ich hoffte, denselben in nicht unbedeutende Verlegenheit zu setzen, nämlich: wenn Ihnen die Braut beichtet, daß sie früher mit dem Bruder des Bräutigams in vertrautem Verhältniß gelebt hat, daß mithin die Ehe nichtig sein würde, würden Sie dennoch eine solche Ehe einsegnen?

Ohne Bedenken! war die Antwort, denn das Beichtgeheimniß ist so unverletzlich, daß ich als Pfarrer nichts mehr von Dem wissen darf, was mir eine Stunde vorher als Beichtvater anvertraut worden ist.

Sie würden also wissentlich eine nichtige Ehe schließen, mithin ein Sacrament missbrauchen?

Unbedenklich! war wieder die Antwort, denn ich hätte vorher versucht, der Braut von dieser Sünde

abzurathen, und im Falle der Beharrlichkeit ihr bedeutet, daß die Ehe nichtig und das Sacrament auf ihr Gewissen gemisbraucht sein würde. Doch, um wieder auf meine polnischen Amtsbrüder zu kommen, dort wird die Trennung der Ehe durch Anwendung von allerdings gesetzlichen Nichtigkeitsegründen zu sehr erleichtert, z. B. Gewalt, Irrthum u. a. m. Wenn Zeugen bewiesen haben, daß die Braut bei der Trauung geweint hat, ist schon manchmal Zwang angenommen worden. Wenn der Bräutigam eine reiche Erbin heimzuführen geglaubt hatte, hat man einen solchen Irrthum angenommen, der die Ehe für nichtig erklären ließ.

Ich erfuhr dabei noch die Scheidungsgeschichte einer mir bekannten lebenswürdigen Gräfin A., die beinahe übertrieben fromm ist. Sie hatte einen Protestanten geheirathet, welcher sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, die, um ihn loszuwerden, ihm schriftlich gestanden hatte, von einem guten Freunde frohen Hoffnungen entgegenzusehen. Ueber die Verbindung mit einem geschiednen Manne kam man damals noch leicht weg, und der gütliche Graf war, um die reiche Erbin zu heirathen, katholisch geworden. Acht Tage nach der Hochzeit fragte die fromme

Frau den Neophyten, ob er nicht in die Messe gehen würde. Wozu denn? war die Antwort, jetzt habe ich Dich ja. Am Ende überzeugte sich die Gräfin nach mehreren Jahren, daß er ihr Geld lieber habe als sie; sie trug daher auf Nichtigkeitserklärung der Ehe an. Sie habe sich geirrt, statt, wie sie gehofft, einen frommen Katholiken zu heirathen, habe sie einen Religionspöster erhalten. Dieser Irrthum in der Person war bedeutend genug, die Ehe für eine solche zu erklären, die niemals bestanden hatte.

Niemojewski.

In Königsberg fand ich nicht viel Freude, der Adel in ganz Ostpreußen ist durch die niedrigen Getreidepreise, besonders durch das Einfuhrverbot in England und durch die Handelsperre von Rußland ganz zu Grunde gerichtet. Ein Trost ist es noch, daß auch die Bürgerlichen dort in keiner bessern Lage sind. Der Stolz des Handelsstandes ist gebrochen, den man sonst in Königsberg, Danzig, Elbing und Memel bemerkte.

Gern hätte ich Kurland, Liefland und Esthland besucht, wo der Adel noch im Vollgenuß seiner Rechte sich befindet, worüber Carlieb Mettel sich die Gelbsucht angeeignet hat; allein mit den Pässen nach

Rußland werden so viele Schwierigkeiten gemacht, daß ich vorzog, diesen Besuch einer andern Reise vorzuzubehalten. Aus demselben Grunde konnte ich diesmal auch nicht nach Warschau kommen, wo ich so gern das Feld in der Nähe gesehen, auf dem der polnische Adel so kühnlich für seine Rechte gestritten.

Dieser ritterliche Adel, welcher nur durch die Theilung des Vaterlandes unterworfen werden konnte! Aber auch selbst dadurch hörte er nicht auf, für seine Rechte zu wirken, um sie bei passender Gelegenheit wieder um so glänzender hervortreten zu lassen.

Die Blüte des polnischen Adels verließ nach erfolgter Theilung Familie und Vermögen, bildete in Frankreich eine Repräsentation der Nation, die stets nur im Adel bestand, denn nur der Adel hatte die Rechte des Staatsbürgers. Durch seine Tapferkeit gewann sich der polnische Adel in der polnischen Legion das Wohlwollen Napoleon's, der dieselbe durch alle gefangnen Polen verstärkte, welche er den Oesterreichern in seinen damaligen Kriegen abnahm. Alle großen Schlachten wurden in Italien mit Hilfe der polnischen Legion gewonnen, sie siegte am Po, bei Neapel und bei Genua, auch selbst nach dem Frieden von Amiens war sie in fortwährendem Kriege

mit den Rebellen in St. Domingo. Als Napoleon im Jahre 1806 den polnischen Boden betrat, war auch Dombrowsky mit ihm, und im Kalisch stand der Adel schon auf, ehe noch die Hälfte von Außen eingetroffen war. Der aus Italien anrückende Rest der polnischen Legion kam gerade zu rechter Zeit bei Adersbach im schlesischen Gebirge an, als General Leszczyński bei Kanth geschlagen worden war.

Napoleon stellte den Kern von Polen unter dem Namen des Herzogthums Warschau wieder her. Die Einführung des Code Napoléon, hätte man denken sollen, mußte den polnischen Adel auf einmal um alle seine Rechte bringen, allein dies war nicht der Fall; man kann daraus sehen, daß das fest beglaubete System einer Corporation mächtiger ist als alle Gesetze, selbst wenn sie von dem von Allen gefürchteten Napoleon ausgegangen waren. Es ist wahr, durch den Code Napoléon war gänzliche Gleichheit vor dem Gesetz eingeführt und von Unterthänigkeit der Bauern gar nicht mehr die Rede. Aber man hatte dem polnischen Adel das Recht gelassen, sich selbst zu verwalten, die Folge war daher, daß alle Beamten nur aus dem privilegierten Stande genommen wurden und daß Alles beim Alten blieb, da es im

Gegentheil, als gar kein fremdes Element mehr zu fürchten war, indem nur polnische Edelleute Braute wurden, ganz natürlich war, daß der Adel wieder mächtig werden konnte.

Der polnische Adel hält die Zeit, wo er von ganz andern Grundsätzen ausgehende Code Napoléon auf slawischer Erde galt, für eine seiner glücklichsten Epochen; etwa 100,000 Edelleute waren unumschränkter Herren über 3,000,000 Menschen. Da mochten die Befehle sagen, was sie wollten, es konnte jede Verschwendung der Millionen nur bei dem Adel angedracht werden, der zugleich Gelegenheit hatte, seinen Kriegsrufm auszubilden. In Spanien wurde reiche Beute gemacht und die polnischen Namen wurden neben den Helden des Jahrhunderts gefeiert. Fürst Sułkowski, dessen Cousin bei der Vertheidigung Napoléon's in Aairo geblieben, ward Gouverneur von Malaga; Chlopicki ward der Liebling des großen Feldherrn Suchet; der Capitain Mikolajewicz, Commandant eines kleinen Forts am Mittelmeere, nahm das ganze Belagerungscoorps nebst dem commandirenden General, Lord Blaine, gefangen, obwol er nur eine Compagnie befehligte.

Hatte der Adel in Litthauen, Polithenien und

der Ukraine bei dem Zuge Napoleon's nach Rußland seinen Vortheil ebenso verstanden, so konnte sich sehr leicht das Reich des Adels über den ganzen Osten von Europa ausdehnen, denn auch der russische Adel hatte seit der Kleinherrschaft Peter des Großen viel von seinem Einfluß verloren. Sonst waren die Bojaren, die Magnaten, der geheime Senat die Regenten des Landes, die Czaren waren wie die Könige von Polen lediglich die vollziehende Gewalt des Gesamtwillens des Adels im Senat, so lange es diesem beliebte. Dies hatte sich sehr geändert, Katharina die Große hatte den Bauern bedeutende Rechte gegen den Adel gegeben, und es scheint, als wenn die bürgerlichen Professoren, welche die Gesetze schreiben, nur den Monarchen den Namen der Großen beilegen, welche den Adel zu beschränken gewußt haben.

So viel ist gewiß, daß Napoleon schon mit mehreren russischen Magnaten Verständnisse angeknüpft hatte, welche ihm das Vordringen in Rußland erleichtern sollten, und dem russischen Adel war versprochen, sich selbst eine Verfassung zu geben; wie Napoleon auch im Jahre 1809 sich bereits mit dem ungarischen Adel verständigte hatte, welcher ebenfalls

unzufrieden, daß die Kaiser aus dem österreichischen Hause dem Bayern so viele Rechte einräumten, sich gern näher mit ihm verbunden hätte, um vor solchen Eingriffen in seine Vorrechte gesichert zu sein.

Darum ging Napoleon in Rußland so unaufhaltsam gegen den Rath seiner Umgebungen vorwärts, denn er wußte, wozu er rechnen konnte; aber doch sogar in dem Kriegsministerium, ich glaube der Fürst v. Sp. für Napoleon gewonnen und die Gemahlin eines damals commandirenden russischen Generals.

Nur Kossopshin — in das Geheimniß der russischen Magnaten eingeweiht — hat diese große Combination Napoleon's hintertrieben, da er in die Pläne des moskautschen Adels nicht eingehen wollte. Er verbrannte die uralten Papiere des mächtigen moskowitischen Adels, und da die von ihm schon vorher getroffenen Anstalten so wenig verheimlicht wurden, hatte er die Magnaten dazu veranlaßt, mit den russischen Herren abzusprechen. Darum fragte auch Napoleon an den Thoren von Moskau verwundert, warum ihm keine Deputation entgegenkomme. Graf Necton, der schwächste Engländer, hat bei Besichtigung seiner in jenen Gegenden im Jahre 1825 gemachten Reise diese Geheimnisse entdeckt, die dem

Kaiser Alexander sehr wohl bekannt waren und ihm eine Gemüthsreinheit zugesprochen hatten, die ihn in die Lage der Jean v. Ardenne setzte. Erst dieser Zeit schenkte sich sein Willen gegen den russischen Thron. Er wollte sich von demselben ganz unabhängig machen, befreite seine Administration und die Einführung aller ausgetriebenen Erbkaiser von der Erbfolge des Großfürsten. Darum wollte er auch ein Königthum haben, in dem der Thron nicht mehr gelten sollte; darum gab er die polnische Constitution; darum schickte er seinen Bruder Konstantin nach Warschau, um den polnischen Thron im Namen zu halten.

Die Constitution Alexander's hatte zwar den Thron in Polen befestigt, allein ohne Macht und auf eine solche Art, daß Jeder den Thron erwerben konnte; darum machte er auch Verfügungen in Warschau zu Ostrowen, z. B. Rade, Rostok und Jelen mehr. Ein solcher Thron ist mehr eine Verleugung als eine Bestätigung als ein wahrer Thron. Auch hat der Erbverzicht des Kaisers, sein durch seine Gemahlin, die Gräfin v. Grolowetz, Fürstin v. Rade, sehr human gemachter Bruder Konstantin nur gegen den Thron geschaltet und steht bei

dem Bürger und Bauer in dem Rufe großer Gerechtigkeitliebe.

Als der Adel sah, daß er weder bei Konstantin noch bei dem Kaiser Alexander seine Rechte behaupten konnte, fing er an, sich mit den russischen Magnaten in Verbindung zu setzen. Beide Theile hatten sich gegenseitig vollkommen verständigt und Alexander konnte keinen Augenblick mehr darüber in Zweifel sein, was ihm drohte, als er auf eine noch nicht ganz aufgeklärte Weise mit seiner Gemahlin starb. Die Revolution brach in Petersburg am Schluß des Jahres 1825 zu früh aus, daher der polnische Adel noch Aufschub brauchte, wenn auch Uminski, Pradczynski und Andere früher losgeschlagen wollten.

Die französische Revolution von 1830 brachte alle Unzufriedne in Alarm, allein jene Umwälzung war von einem ganz andern Sinne ausgegangen; eine solche wollte Kiewel auch in Polen zu Stande bringen, allein jeder polnische Edelmann wird stets dessen Ansichten desavouiren; dennoch trug er sehr große Schuld, daß die letzte Revolution in Warschau zu früh ausbrach, die französischen Häupter der Bewegung in höchster Instanz hatten die

Abgesandten des polnischen Adels bedeutet, daß unter zwei Jahren von ihnen keine Hülfe zu erwarten sei, weil sie erst bei sich selbst wieder den Adel erheben wollten, darum konnte auch der letzte Aufstand nicht glücken.

Wie vorsichtig der wahre polnische Edelmann zu Werke ging, sieht man am besten an den Verhandlungen bei Gelegenheit der Verhaftung eines der ersten Verschwornen, des Majors v. Radowski, der auf einem seiner Güter auf eine auffallende Weise starb; damals schrieb der Fürst Statthalter Bazonczel an den Präsidenten der Untersuchungscommission folgenden diplomatischen Brief, aus dem man sieht, daß er es weder mit dem Kaiser noch mit der Nation verderben wollte. (Ich habe polnische Edelleute mit Muth sagen hören: wir wollen lieber bei der Regierung als bei unsern Landesherrn schlecht stehen.)

Monsieur le Président!

Informé, que Mr. Radowski lors de son arrestation à Kaliach, a cru devoir protester contre cette mesure du gouvernement et inviter Mr. Vincent Niemojewski, qui était alors présent, à vouloir bien, en sa qualité de Nonce à la Diète, re-

cevoir sa protestation et en faire usage en son tems; j'ai douté qu'un représentant, qui doit connaître les lois et savoir, a n'en pas douter, que personne n'a le droit de protester contre une mesure émanée du gouvernement, ait pu oublier à ce point ses devoirs. —

N'ignorant pas que Mr. Vincent Niemojewski connaît bien la législation de son pays, je ne saurais me persuader, qu'il ait pu prêter l'oreille à une sommation de cette nature. Dans cette incertitude, je crois de mon devoir, Mr. le Président, de vous inviter à vous rendre chez Mr. V. Niemojewski, afin de vous assurer, si contre toute vraisemblance, il est tombé dans cette erreur, et s'il est vrai, qu'il ait accueilli, ainsi qu'on le lui impute la protestation de Mr. Radonski? Quelque soit la réponse que fera Mr. Niemojewski, vous l'inviterez à l'écrire de sa main, en marge de la présente, et vous voudrez bien, Mr. le Président, me transmettre votre rapport, dans le plus court délai accompagné de la présente.

Varsovie, le 8. Novembre 1821.

Zajonczek.

Vincent Nlemojewski, ein wahrer polnischer
 Edelmann, schrieb darauf folgende Antwort:

La Charte constitutionnelle du royaume de
 Pologne, ce monument immortel de la sagesse et
 de la magnanimité de notre auguste Souverain,
 porte à l'article 18:

L'ancienne loi fondamentale: *Neminem capi-
 tivari permittimus, nisi jure victum* — sera ap-
 plicable aux habitants de toutes les classes dans
 les termes suivans. Article 19: Personne ne
 pourra être arrêtée, que selon les formes et dans
 les cas déterminées par la loi. Article 20: On
 devra notifier incessamment à la personne arrêtée
 les causes de son arrestation. Article 21: Tout
 individu arrêté sera présenté au plus tard dans
 les trois jours au Tribunal compétent, pour y
 être examiné ou jugé dans les formes prescrites
 Article 23: Nul ne peut être puni qu'en
 vertu des lois existantes et d'une sentence rendue
 par le Magistrat compétent.

Ces dispositions bienfaisantes de la Charte
 s'étendent à tout homme, qui aura mis le pied
 sur le territoire du royaume, les adjectifs: *nemo*,

nul personne, l'indiquent assez, mais l'article 32 de la Constitution porte expressément: Tout étranger après s'être légitimé (s'entend par des passeports, brevets et autres documents authentiques) jouira à l'égal des autres habitants de la protection des lois et des avantages qu'elles garantissent. L'article 12 de notre Code criminel dit en outre: En cas qu'un étranger ait commis au delà des frontières du pays un crime ou un délit contre le gouvernement du royaume de Pologne . . . et qu'il ait été arrêté, il sera jugé et puni suivant le Code présent à l'égal des autres habitants du pays. Pour ôter aux étrangers la protection de nos lois, il en faudrait faire une nouvelle, une loi d'exception, un Alienbill, mais jusqu'à présent les articles de notre constitution depuis 18 jusqu'à 25 inclusivement, ce habeas corpus de la Pologne, ont encore toute leur vigueur et n'ont pas cessé d'obliger chacun. — Telle est la législation de mon pays. Aucune des lois susdites n'a été appliquée à Mr. le Major Radonski, que l'on ne peut regarder comme tout à fait étranger au royaume de Pologne, puisqu'il est propriétaire foncier dans l'arrondissement de

Kalisch, et qu'il est officier dimissionnaire de l'armée polonaise, dont il a le droit de porter l'uniforme. Si le Major Radonski est coupable, l'honneur que peut inspirer son crime, ne dispense pas de la justice envers lui, et la justice ne réside que dans l'application régulière des lois. — Un célèbre publiciste a dit: Le salut des états comme la sûreté des citoyens n'existe que dans l'invariable cours de la justice ordinaire.

Il est vrai, que je me suis trouvé par hasard à Kalisch lors de l'arrestation de Mr. Radonski. Il est vrai, qu'il m'a interpellé d'intercéder pour lui à la Diète. Il est vrai, que j'ai accépté son interpellation, que je me suis proposé et que je me propose encore, de faire de ses réclamations le sujet d'une très humble pétition au Trône, à la Diète prochaine, mais je ne vois rien que de très licite en cela, et j'y suis autorisé par les articles 92 de la Constitution et 156 du Statut Organique relatif à la représentation nationale. L'obéissance est une condition nécessaire du maintien de l'ordre public, mais la critique paisible des actes du gouvernement est permise dans une Monarchie constitutionnelle,

surtout à la Diète. Pour un Nonce dire la vérité tout entière, quand il la croit utile à son pays, n'est pas seulement un droit, mais un devoir indispensable et sacré, et quand on a accepté les honneurs d'une mission, il faut savoir en supporter les charges.

Je saisis cette occasion, pour relever une circonstance importante. J'ai observé avec douleur dans certains réscrits du pouvoir ministériel, que je sais fort bien distinguer du pouvoir royal, qui est paternel et sacré, l'acharnement du premier contre l'opposition de la dernière Diète, dont le roi n'a pas méconnu les vues patriotiques, puisqu'il a daigné ordonner la réforme de la plus grande partie des abus, qu'elle a signalés — opposition à tout ce qui est contraire à la Charte, et par là même légal et nécessaire.

J'appartenais à cette opposition, et j'ai lieu de craindre, que l'on n'ait surpris à mon égard la religion de Sa Majesté ainsi que de Monseigneur le grand Duc Constantin.

Je jure donc, devant Dieu! que Sa Majesté n'a pas dans son vaste empire de sujet plus fidèle, ni plus dévoué que moi. J'aime mon roi,

ma patrie et la liberté, trois objets que je ne saurais séparer, et qui se sont identifiées dans mon cœur. — Je suis toujours prêt à leur sacrifier ma fortune, mon bonheur et ma vie. — Puis-ai-je trouver bientôt l'occasion de prouver par des faits la sincérité de mes paroles.

Qu'il me soit permis encore, pour mettre au jour toute ma façon de penser et obvier à toute interprétation insidieuse, de faire ici ma profession de foi politique.

Je crois que Sa M. l'empereur et roi ne nous a donné la Constitution, que pour qu'elle soit rigoureusement observée par tout le monde, par le gouvernement et par les citoyens. Je crois, qu'elle doit être exécutée dans toutes les parties, telles que la division des pouvoirs, la responsabilité des ministres, la liberté de la presse, la liberté individuelle, l'indépendance des tribunaux et autres immunités que Sa Majesté nous a si généreusement octroyées. —

Je crois, que violer la Constitution dans la moindre de ses dispositions, c'est faire un outrage non seulement à la nation, mais plus encore à l'auguste auteur de cet acte. Je crois, que c'est

en attaquant la Constitution que l'on est mauvais citoyen, et non en la défendant.

Je crois enfin, que les conjurations et les intrigues ne sont que les tristes moyens de la démence et de la lâcheté, mais qu'il est permis de faire entendre la voix de la liberté au sein d'une obéissance tranquille.

J'ai parlé franchement. Tels sont mes véritables sentimens. Pourraient-ils être désapprouvés? Je ne saurais le croire. Mais alors je n'aurais certes, qu'à me taire et pleurer.

Fait à Przyslan ce 15. Novembre 1821.

Vincent Niemojewski.

Nonce de Kalisz.

Die Theresienwiese.

An einem festen verschlossnen Thore hielt der Postillon mit dem Bemerken, hier sei der bewusste Harem. Ich rief, kein Mensch antwortete; mein Jäger klopfte mit mehreren starken Schlägen, endlich fragte eine dumpfe Stimme im Innern, wer da sei. Ich wollte mich, um diese Merkwürdigkeit zu besehen, gradezu bei dem Besitzer melden lassen, allein er war nicht anwesend. Dennoch wollte ich mich nicht abweisen lassen und verlangte Einlaß unter mannigfachem Vorwande. Alles aber vergebens. Endlich fragte ich nach dem Verwalter oder sonstigen Aufseher, Kassellan oder anderweiten Chef des Hauses während der Abwesenheit des Gebieters, Alles bei verschlossnem Thore.

Nunmehr erfolgte ein dumpfer Stoß in ein Horn. Jetzt hoffte ich Einlaß zu erhalten. Auch hörte ich nach einiger Zeit trappelnde Tritte sich nahen und nach einem unverständlichen Zwiesgespräch öffnete sich das Thor zur Hälfte und heraus trat eine ältliche Person, deren Kopf bis über das Kinn mit einem großen Tuche dergestalt verhüllt war, daß ich eine wahrhafte Aebtißin zu sehen glaubte, was mich hier, da ich eher einen schwarzen Verschmierten erwartet hätte, nicht wenig überraschte. Doch besann ich mich bald, daß in dieser Gegend dies zum ländlichen Anzuge in der unfreundlichen Jahreszeit gehörte. Ich war nämlich, ohne mich aufzuhalten, von Ostpreußen über Posen und Oppeln auf dem Wege nach der Schweiz bereits unsern der österreichischen Grenze in Oberschlesien angelangt. Schon viel hatte ich von diesem frühern Eldorado des schlesischen Adels gehört, wo noch heute die Namen der Grafen Henkel v. Donnermark, Fuchs v. Renard, Strachwitz v. Lossan einen guten Klang haben.

Leider konnte ich wegen der Eile meiner Reise keinen von diesen ehrenwerthen Herren, die ich schon aus der Residenz und aus den Bildern kannte, besuchen, hatte aber Gelegenheit zu bemerken, daß

viele neue Wirthschaftsgebäude einen sehr vortheilhaften Begriff von dem guten Stande der Landwirthschaft der großen Gutsbesitzer gaben; doch fand ich die Dörfer bei Weitem nicht so freundlich als in Niedererschlesien, und die Bauerhäuser mehr den polnischen ähnlich. Am meisten war ich begierig auf den Harem des Grafen P. . . ., von dem ich weit und breit als von einer außer dem Orient unerhörten Seltenheit hatte erzählen hören; darum bog ich von der großen Straße ab und machte einen Umweg von ein paar Meilen, um ein deutsches Serrail zu sehen, wenn es irgend möglich wäre.

Dem Anschein nach war aber diese Möglichkeit nicht vorhanden; denn die der Pförtnerin eines Klosters nicht unähnliche Kastellanin empfing mich, obwol ich mich als einen Bekannten ihres Herrn zu erkennen gab, mit solcher Zurückhaltung, daß ich alle Hoffnung verlor, in das Heiligthum einzudringen, dessen Aeußeres meine Neugier allerdings immer mehr anzog. Das Gehöft, vor dessen Pforten ich hielt, war nämlich ringsum entweder mit Gebäuden ohne Fenster versehen wie das Haus, durch welches der einzige Thorweg führte, oder mit hohen Bretterwänden, über welche ein ziemlich hoher Thurm ragte,

von dem mir der Postillon sagte, daß er lediglich dem Glashaus angehöre. Auch schlugen schon bei dem ersten Klopfen im Innern mehrere große Doggen wachsam an, sodaß Alles auf große Sicherheit eingerichtet war, indem auch hinter der Kastellanin ein vierschrötiger, obwohl krummbeiniger Pförtner misstrauisch hervorlugte, der einem Verschnittnen nicht unähnlich war. Der Domina trug ich mein Anliegen vor, daß ich von dem Harem des Grafen, meines Freundes, gehört und ihn hätte bitten wollen, mir denselben zu zeigen, wenn er einheimisch gewesen wäre; da dies aber nicht der Fall, so — —. Doch die höfliche Beschließerin entgegnete, die Abwesenheit des Herrn Grafen schade nichts, sie wolle mir Alles zeigen, was hier zu sehen. So führte sie mich durch das Thorhaus in den wohl verwahrten Hof, wo das Herrenhaus, mittels hoher Stakete von dem Hofe geschieden, zwar den Charakter eines freundlichen Landhauses an sich trug, aber überall mit festen Fenstergittern versehen war. Im Hausflur zog sofort ein großes Altargemälde meine Aufmerksamkeit auf sich, und in dem Zimmer der Beschließerin gewahrte ich zuerst einen kleinen Betaltar mit einer reich ausgelegten Madonna, sodaß ich eher in ein Kloster als

in ein Serail, eher in die Wohnung einer alten Betschwester als zu einem lebenslustigen Seigneur gekommen zu sein wählte.

Die Zimmer des Hausherrn waren bequem eingerichtet, die Wirtschaftsgebäude in gutem Stande, das Rindvieh vorzüglich und die Pferdeställe gut besetzt; auch fand ich keine andern Bewohner, als die zur Oekonomie erforderlichen männlichen und weiblichen Dienstkboten. Ich konnte mich nicht enthalten, meiner Führerin zu bemerken, daß ich hier etwas ganz Anderes erwartet hätte; sie lächelte verständig und löste mir das Räthsel, wie folgt:

Vor sieben Jahren hätten Ew. Gnaden hier allerdings mehr zu sehen gehabt, Sie würden aber Nichts gesehen haben, denn kein männlicher Fuß hatte hier Zutritt. Damals hatte der seitdem verstorbene Graf allerdings hier seinen Erholungsort. In dem Herrenhause wohnten damals 7 — 9 der schönsten Bauernmädchen von seinen Gütern, die von mir zur Frömmigkeit und häuslichen Arbeit angehalten wurden. Ein alter Amtmann hatte die Oberaufsicht, und der Thormächter sorgte dafür, daß keins dieser Mädchen den Hof verließ und kein männlicher Fuß dies Heiligthum betrat; da der Graf aber sehr reli-

gibt war, wurden diese Mädchen in verschlossnen Wagen und unter Begleitung der beiden genannten Vertrauten alle Sonntage zur Messe nach der Dorfkirche gefahren, wo ihnen ein besonderer Platz angewiesen war, der sie vor neugierigen Augen bewahrte. Nach einiger Zeit wurden diese Mädchen gewöhnlich mit einem oder ein paar hundert Thalern ausgestattet und gut verheirathet.

Als der selige Herr starb, nahm diese Herlichkeit hier ein Ende, der Erbe desselben ist verheirathet, er brachte die hiesigen Mädchen seines Erblassers so gleich als gute Hausfrauen in der Nachbarschaft unter, nur der einen lief der Bräutigam vor dem Altar davon. Auf diese Weise dient dies Landhaus jetzt meist nur zum Absteigequartier bei Reisen der Herrschaft.

Ich bedauerte zwar, daß diese Anstalt eingegangen, freute mich aber, daß es wenigstens noch vor sieben Jahren möglich gewesen, die gutherrlichen Rechte so aufrecht zu erhalten. Etwas Aehnliches hatte ich außer Schlesien nicht gefunden. Lachen mußte ich als Keger beim Abschied über die überall aufgestellten Zeichen der Frömmigkeit, und mir fiel dabei ein junger oberschlesischer Baron ein, der ge-

wöhnlich in der Galerie zu Warmbrunn mein Nachbar gewesen war. Dieser ließ einst einen Eiblack vorübergehen, ein Gericht, dem er sonst ernstlich zuzusprechen pflegte; auf meine Frage, warum? entgegnete er: Ich habe schon Fleisch gegessen, und da heute Fasttag ist, verbietet mir meine Religion, auch noch Fisch zu essen. Ich mußte lachen. Sie lachen freilich darüber, da Sie nicht katholisch sind, es ist aber einmal meine Ueberzeugung. Hier konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: Wie glücklich sind Sie, daß Sie sich durch ein Gericht Fische bei Gott dem Vater für alles Andere abfinden können, das Sie sich erlauben; ich weiß doch, daß Sie gestern Ihren Bedienten durchprügelten, diese Nacht spielten, daß wir miteinander einen tüchtigen Kausch hatten und nachher am dritten Orte auch nicht das Vaterunser gebetet haben. Es fehlt nicht viel, so haben Sie, den heutigen Tag mit dem gestrigen eingerechnet, alle sieben Todsünden begangen. Er lachte, blieb aber bei seiner Ueberzeugung, da er sich gefühnt glaubte.

Auf meiner Reise durch die österreichischen Staaten hatte ich diesmal zu keinen andern Bemerkungen Gelegenheit, als mich über den folgenden Zeitungs-

artikel zu dergern, den ich in dem österreichischen, sage österreichischen Beobachter wörtlich fand.

„Heute legte Freiherr von Eichhof, neuernannter Präsident der k. k. allgemeinen Hofkammer, in dieser Eigenschaft seinen Diensteid in die Hände Sr. Majestät des Kaisers ab. Die außerordentliche Carriere dieses Mannes, der ohne alle Vorzüge der Geburt in einigen Jahrzehnden diese hohe Würde erreichte, und als weitere Zeichen von Verdienst seine Erhebung in den Freiherrnstand und seine Ernennung zur kaiserlichen Geheimrathswürde aufzuweisen hat, liefert einen wiederholten Beweis, wie die österreichische Regierung, fern von allen Vorurtheilen, ausgezeichneten Talenten und Verdiensten nie ihre Anerkennung versagt. Freiherr v. Eichhof wurde in den Rheingegenden im bürgerlichen Stande geboren.“

So bedeutende Fortschritte hat auch hier schon der leidige Zeitgeist gemacht; wahrlich, eine solche Apologie desselben wird die preussische Staatszeitung wenigstens jetzt nicht mehr aufnehmen. Solche Erfahrungen sind sehr schmerzhaft, besonders in einem Staate, wo man bisher am meisten dem leidigen Zeitgeist entgegengearbeitet hatte. Um so mehr eilte ich

nach Baiern, wo der König wieder anfängt, Klöster, Burgen und Kirchen zu bauen.

Schon die Ludwigsstraße, die schönste Straße, welche Deutschland, vielleicht Europa, wenigstens nach meinem Geschmack aufzuweisen hat, zeigt, daß der jetzige König von Baiern einst den Ruf eines Cosmus von Medici erhalten wird, denn er hat die flache Bierstadt München in ein Florenz, in ein Athen an der Isar umgeschaffen. Daß dies aber kein heidnisches Athen werden soll, zeigt bald beim Eintritt die neue Ludwigskirche, ein Bauwerk, des edeln Erwin v. Steinbach würdig, und ganz in dem vorgothischen Styl gehalten, der an die Zeit des ersten Kreuzzugs erinnert. Auch die Allerheiligenkirche neben dem Theater erinnert an jene gute alte Zeit. Das Haupt und die beiden Nebenschiffe auf Säulen von dem schönsten rothen Marmor aus Salzburg, dem besten afrikanischen Marmor der Antiken gleichzustellen, enthält die herrlichsten Gemälde auf Goldgrund; noch mehr andere Kirchen verdanken der Verehrung des Königs für die gute alte Zeit ihre Entstehung, und schon steigt das neue Kloster mit seiner Basilika aus dem Grunde herrlich empor, während die alten Klöster in Augsburg, Landsbut, Würz-

burg und Bamberg wieder mit frommen Mönchen bevölkert werden, welchen die Erziehung der Jugend übertragen wird, um die kommenden Geschlechter vor dem Nachtheil des Zeitgeistes zu bewahren.

Doch nicht blos Kirchen und Klöster läßt hier der ritterliche König bauen, sondern auch Burgen. Das neue Isarthor stellt ein solches Riesenwerk der guten alten Zeit mit seinen festen Thürmen dar. Aber das Hauptwerk soll noch erst entstehen. Ich eilte auf die Theresienwiese; dort, wo jährlich das berühmte Octoberfest gefeiert wird, dort erhebt sich der Thaleand der Isar amphitheatralisch, der den 100,000 Zuschauern bei jenem Feste den vortheilhaftesten Standpunkt gewährt; dort sind die großen Bodkeller für das beliebte Frühlingabier der Münchner. Auf diese Höhe wird der ritterliche König die Kiesenburg Bavaria erbauen, welche die Stadt herrlich überragen und den kommenden Geschlechtern ein Wahrzeichen sein wird, daß die gute alte Zeit erst dann wiederkehren kann, wenn wieder Burgen, Kirchen und Klöster gebaut werden.

Eisenbahnen und Kanäle sind allerdings geeignet, das Gift des Zeitgeistes schnell von einem Ende Europas zum andern zu verpflanzen und den Mit-

teilstand reich zu machen, welcher dann gar zu bald dem Adel für entbehrlich erklärt; aber diese Mahnen entfernen immer weiter von der guten alten Zeit, welche das Ziel jedes wahren Edelmannes sein muß.

Uebrigens habe ich mich sehr gewundert, daß der kaiserliche Adel, dessen vornehme Geschlechter keinem Lande der Welt nachsehen, nicht genug anzuerkennen scheint, was er an dem König Ludwig hat. Ich habe gefunden, daß der König von den untern Ständen sehr geliebt ist, aber der Adel scheint weniger für ihn eingenommen. Man hält ihn für zu sparsam und scheint seine Frömmigkeit in Zweifel zu ziehen. Ihn, den die Nachwelt gerade wegen der großartigen Verwendung seiner Civilisten Ludovico Maneghetti nennen wird, als wenn es seine Schuld wäre, daß in Viterbo das dritte und in München gar das andere Kind ein unheilbares ist.

Eine schöne Gräfin vertraut mir die Veranlassung dieser Unzufriedenheit, die sich aus der Zeit bald nach der Thronbesteigung des Königs herschreibt. Er ließ sich nämlich die große Liste der Pensionnaires vorlegen, welche sein Vater Maximilian begnadigt hatte, und strich dem Grafen A. mit den Worten: Brauche keine Unterstützung, da er mit vier Pferden fahren

kann. Den Grafen B. strich er mit der Bemerkung: da er auf den Hofbällen strich als der größte Elegant erscheinen könne, bedürfe er keine Unterstützung. Die Pension des Baron C. strich er, weil er so schlecht reite, daß er kein so theures Reitpferd brauche; die Pension der Gräfin D. ward mit der Bemerkung gestrichen, daß sie nicht nöthig habe, so glänzende Feste zu geben; die des Herrn v. E., weil er noch jung genug sei, um zu Fuße gehen zu können.

Allerdings hat der König sehr geschickt, dem Adel die Mittel entzogen zu haben, den Glanz des Hofes zu vermehren. Allein man muß dies mit seinen größern Plänen entschuldigen. Denn wenn erst alle seine Burgen, Kirchen und Klöster in voller Kraft und Herrlichkeit dastehen werden, wenn erst die künftige Generation ihre Erziehung in seinen Klöstern wird beendet haben, dann erst ist die gute alte Zeit mit allen ihren segensreichen Wirkungen eingezogen und der Adel wird dann wieder Mittel genug haben, in seinem alten Glanze von Neuem aufzutreten.

In einem der hiesigen glänzenden Feste fand ich aber dennoch einen Stein des Anstoßes, wenn auch einen sehr schönen, nämlich die schöne Fürstin v. Dettingen-Wallerstein, die erste Frau des Reiches

nach den Prinzessinnen von Gebälz (denn ihr Mann ist nicht bloß Standesherr, sondern auch erster Minister). Auch ist sie durch ihre Liebenswürdigkeit die erste Frau der Gesellschaft. Ich fragte eine andere Dame, was für ein Geborne die schöne Fürstin sei? Sie ist gar keine Geborne, war die Antwort. Ich konnte nur bedauern, daß so etwas in diesem Lande, von dem man für die Folge die besten Hoffnungen haben muß, noch jetzt vorkommen kann. Auch mußte ich noch einen andern Gegenstand des Aufstoßes hier in der großen Gesellschaft finden. Ich sah nämlich mehrere Herren sich unter dem blizigen Hofadel so frei bewegen, als wenn sie hieher gehörten, die nichts waren als reiche Engländer ohne Geburt. Erschauet über eine solche an Höfen unerwartete Erscheinung, erkundigte ich mich nach der Möglichkeit derselben und erfuhr, daß der König, um das englische Reich nach München zu ziehen, darüber ein Auge zudrückt, daß aber die Etiquette dadurch eigentlich nicht verletzt werde; die Gesandten aller Höfe hätten nämlich das Recht, alle Personen an dem fremden Hofe einzuführen, welche an dem eignen Hofe einzuführen würden. Da nun in London die Possibilität gar nicht beschränkt sei, so könne man nichts dagegen ha-

den, daß diese Personen diplomatisch für zulassungsfähig erklärt würden. An andern Höfen würden sich die englischen Gesandten das wol nicht erlauben, da man es nicht gern sehen würde.

Dies sind freilich Fischen in dem Glanze alles des Herrlichen, das der eitleiche König von Baiern schon gethan hat. Allein es sind alles nur Mittel zu seinen großen Zwecken. Uebelgesante wollen dem König den Bau der großen Burg an der Theresienwiese antreiben und haben große Hallen zum Andenken von berühmten Baiern vorgeschlagen; aber wir wissen es besser, die Burg wird erstehen, die erst der wieder zum Alten zurückkehrenden Zeit, ein Beispiel zur Nachahmung für ganz Deutschland.

Hat diese Ludwigsburg erst 100 Jahre über die Theresienwiese herabgeschaut, so befindet sich Deutschland wieder dem goldenen Zeitalter näher, wo es nur noch Gottes Ordnung gesondert geben darf Bauern, Bürger und Adel.